

Anne Schillig

Hausgeschichten



Materielle Kultur und Familie
in der Schweiz (1700–1900)

Anne Schillig

Hausgeschichten

Materielle Kultur und Familie in der Schweiz (1700–1900)

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Der Dokortitel wurde im Jahr 2019 vergeben von der Kultur- und
Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern.

Erstgutachter: Prof. em. Dr. Jon Mathieu, Universität Luzern
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Raffaella Sarti, Universität Urbino



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Bauernstube (anonym, um 1840).
© Landesmuseum Zürich, (LM-16873).

© 2020 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1604-9
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1604

Für Matti

Inhalt

1	Einleitung	9
1.1	Haus und Familie in der Geschichtswissenschaft	9
1.2	Genealogie einer Untersuchung	15
1.3	Materielle Kultur als Quelle	18
1.4	Ausblick	20
2	Materielle Kultur als interdisziplinäres Forschungsfeld	23
2.1	Architektur- und kunsthistorische Wurzeln in den USA	27
2.2	Wegweisende Disziplinen in Grossbritannien: Archäologie und Anthropologie	31
2.3	Der Einfluss der deutschsprachigen Volkskunde	35
2.4	Materielle Kultur und Geschichtswissenschaft	40
3	Historische Hausforschung	47
3.1	Hausforschung in Europa	47
3.2	Hausforschung in der Schweiz	49
3.3	Wohnen und Wohnkultur	55
3.4	Ländliche Häuser in diachroner Perspektive	59
3.4.1	Fallbeispiele	60
3.4.2	Bauen und Wohnen in der Schweiz, 1700–1900	62
4	Historische Familienforschung	71
4.1	Die Familie zwischen Privatsphäre und öffentlichem Raum	73
4.2	Europas Familien auf dem Weg in die Moderne	77
4.3	Haus, Familie und Verwandtschaft	80
4.4	Familienforschung in der Schweiz	83
4.4.1	Forschungsstand, Quellen, Begriffe	83
4.4.2	Familien und Haushalte im Spiegel demografischer Faktoren	89
4.4.3	Die Schweiz zu Hause: Regionale Einblicke	94
5	Hausgeschichten	109
5.1	Vorbemerkungen	109
5.2	Das «Hügin-Haus» in Therwil, Baselland	112
5.3	Das «Corpataux-Haus» in Tentlingen, Freiburg	122
5.4	Das «Hulliger-Haus» in Brienz, Bern	128

5.5	Das «Manser-Haus» in Brülisau, Appenzell Innerrhoden	137
5.6	Das Haus Lorenz in Filisur, Graubünden	147
5.7	Von «trägen» Häusern und wechselnden Bewohnerinnen: Beobachtungen aus fünf Hausgeschichten	152
6	Schluss	157
	Dank	163
	Anhang	165
	Quellen und Literatur	201

1 Einleitung

«Häuser sind ein wesentlicher Teil der Wirklichkeit, in denen sich wichtige Abschnitte menschlichen Lebens ereignen.»¹ Diese Aussage des deutschen Volkskundlers Konrad Bedal umfasst zwei zentrale Beobachtungen. Erstens: Häuser sind wirklich durch ihre bloße physische Existenz, die mitunter über Jahrhunderte bestehen kann. Zweitens: Häuser bilden das materielle Fundament von menschlichen Lebensläufen, welche zyklisch verlaufen und die, sofern sie von Familien bewohnt werden, am deutlichsten in deren Biografien zum Ausdruck kommen. Veränderte Familienstrukturen sind keine isolierten, lediglich kognitiv erfahrbaren Vorgänge, sondern sie manifestieren sich auch in praktischen Verhältnissen. So beeinflussen Geburt, Heirat oder Alter das häusliche Familienleben auf sozialer und materieller Ebene. Dieser Zusammenhang trifft sowohl auf gegenwärtige als auch vergangene Haus-Mensch-Beziehungen zu. Das vorliegende Buch blickt auf das Verhältnis zwischen materieller Kultur von Häusern und den darin lebenden Familien in der Schweiz im 18. und 19. Jahrhundert.²

1.1 Haus und Familie in der Geschichtswissenschaft

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Sozialgeschichte unter verschiedenen Gesichtspunkten mit der Familie auseinandergesetzt. Sie war Betätigungsfeld historischer Demografen, rückte in den Fokus von Kultur- und Geschlechtergeschichte und zog das Interesse historischer Anthropologinnen auf sich.³ Und: Das wissenschaftliche Interesse an ihr lässt nicht nach. Wie kaum ein anderes Forschungsfeld ist die Familie mit alltäglichen Praktiken, gesellschaftlichen Wertvorstellungen und normativen Ordnungen historischer und gegenwärtiger Akteure verbunden. An ihr entzündeten sich klassische und neue Forschungsfragen, arbeiten sich konventionelle und innovative Konzepte ab. Gegenwartsbezug und Wandelfähigkeit sind ihr inhärent, weshalb sich die his-

1 Bedal, Historische Hausforschung, 1978, S. 1.

2 In dieser Untersuchung wird «Materielle Kultur» in zwei Schreibweisen erscheinen. «Materielle Kultur» verweist auf das Forschungsfeld, «materielle Kultur» hingegen meint konkrete Untersuchungsobjekte wie Häuser oder Einrichtungsgegenstände.

3 Für generische Bezeichnungen verwende ich in diesem Buch, ohne feste Regel alternierend, die weibliche und die männliche Form.

torische Familienforschung stärker als andere Teilbereiche der Sozialgeschichte für Perspektivenwechsel und Neuakzentuierungen bestehender Diskurse und hergebrachter Methoden eignet.⁴

Ähnlich verhält es sich mit dem Haus als interdisziplinärem und epochenübergreifendem Forschungsfeld. Unter seinem Dach versammelt sich buchstäblich eine Vielzahl historisch relevanter Themen und Fragestellungen, die von materiellen Aspekten über sozioökonomische Konstellationen und Interaktionen bis hin zu Normierungsprozessen im Kontext verschiedener Wissensordnungen reichen.⁵ Für die Geschichtswissenschaft relevant ist das Haus als Ort der Herstellung sozialer Regeln und Zugehörigkeiten, wo sich gesellschaftliche Organisation bildet und abbildet, in dem konsumiert und produziert wird, wo Konflikte entstehen und Rechtspraktiken Anwendung finden. Es ist aber nicht nur Schauplatz vergangener Praktiken, sondern fungiert per se als historisches Untersuchungsobjekt. Als ein «sowohl architektonisch als auch rechtlich in spezifischer Weise organisierter Raum» ist das Haus – das scheint fachwissenschaftlicher Allgemeinplatz – für die Geschichte der Familie bedeutend.⁶

So vielfältig geschichtswissenschaftliche «Hausbesuche» sein können, so selten gelten sie physisch existierenden Häusern. Dabei ist das Haus in seiner materiellen Dimension auf verschiedene Weise mit den in ihm lebenden Menschen verbunden. Es strukturiert Lebenswelt und Arbeitsalltag, organisiert soziale Prozesse, stiftet Identität. Sein Innenleben verweist auf Zusammenhänge zwischen Materialität und häuslichen Praktiken. Das Habitat prägt den Habitus (und umgekehrt), wie Pierre Bourdieu in seiner Studie zum kabyllischen Haus feststellte.⁷ Räumliche Arrangements beeinflussen tagtägliche Beziehungen zwischen Menschen und Tieren, Männern und Frauen, Alten und Jungen, Herrschaften und Bediensteten. Häuser sind Objekte grosser Beständigkeit, deren Anfänge mitunter mehrere Jahrhunderte zurückreichen. Ihre Langlebigkeit prädestiniert sie für sozial- und kulturgeschichtliche Untersuchungen, die nach funktionalen Beziehungen zwischen Objekten und Subjekten fragen.

Umso erstaunlicher ist es, dass die historische Familienforschung bisher wenig Interesse daran zeigte, ihre Protagonisten dort zu situieren, wo die meisten von ihnen einen Grossteil ihres Lebens verbrachten. Dabei wird die Relevanz der Quelle Haus für die Rekonstruktion historischen Familienlebens durchaus

4 Vgl. etwa Budde, *Familie*, 2018; Mitterauer, *Sozialgeschichte*, 2009, sowie Ehmer/Hareven/Wall, Vorwort, 1997.

5 Diese Themenauswahl trifft eine der jüngeren Überblicksdarstellungen zum Forschungsgegenstand: Eibach/Schmidt-Voges, *Das Haus*, 2015. Seiner Wissenschaftsgeschichte geschuldet, ist das Haus zwar vor allem Forschungsgebiet von Frühneuzeithistorikern, interessiert aber auch zunehmend in anderen Epochen.

6 Gestrich/Krause/Mitterauer, *Geschichte*, 2003, S. 11.

7 Bourdieu, *Entwurf*, 1976, vor allem S. 48–66.

erkannt: «Sie [die Häuser] strukturieren [...] die innerfamiliären Beziehungen nachhaltig. Häuser sind deshalb eine wichtige Quelle der Familiengeschichte. [...] Umbauten und Umnutzungen von Häusern sind daher besonders interessant, lassen sie doch oft einen klar datierbaren Bedürfniswandel bezüglich der Raumstrukturen des familiären Zusammenlebens erkennen.»⁸

Ein Blick über den geschichtswissenschaftlichen Horizont hilft. Vor allem für Anthropologen liegt der Zusammenhang zwischen kulturellen, sozialen und materiellen Strukturen, also zwischen Familien und ihrer gebauten Umwelt schon lange auf der Hand. In allen Kulturen und zu allen Zeiten, so die ethnologische Grundannahme, interagieren Familien mit der sie umgebenden Architektur. Das Haus in seiner materiellen Dimension hat grossen Einfluss auf die Herstellung und Reproduktion der Familie – und zwar im biologischen, sozialen, ökonomischen und symbolischen Sinne. Andersherum können sich Änderungen im Familienzyklus auf die materielle Ordnung und räumliche Disposition von Häusern niederschlagen, wie die französische Ethnologin Martine Segalen bemerkte: «The individual's family life cycle and especially the family household cycle have consequences for the habitat morphology. [...] The household division tended to take place at key moments of the life cycle: marriage or retirement.»⁹ Anbauten, Erweiterungen, Raumvergrößerungen oder -teilungen sind nicht nur die direkte Antwort auf Geburt, Ehe und Alter. In ein Haus zu investieren, heisst, in die Familie und ihr langfristiges Fortbestehen zu investieren, sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit.¹⁰

Haus und Wohnung – das macht sie weiterhin zu wichtigen Untersuchungskategorien – bilden den materiellen Sockel vieler Familien, den Schauplatz ihrer Existenz. Seit dem 16. Jahrhundert vollzogen sich hier, zunächst im städtisch-bürgerlichen, später auch im ländlichen Milieu, bemerkenswerte Veränderungen. Räume erhielten spezifische Funktionen, oftmals nur einem Zweck zukommend. Sphären der Privatheit und des öffentlichen Zugangs trennten sich, dem Familienleben vorbehaltende Räume entstanden. Verbindungselemente wie PrivatTreppen oder Gänge wurden zahlreicher. Heizung und Beleuchtung kamen mehr und mehr in Gebrauch, wurden sicherer und handlicher.¹¹ Das Haus der Vormoderne, das vermeintlich alle Lebens- und Arbeitsprozesse unter einem Dach

8 Gestrich/Krause/Mitterauer, *Geschichte*, 2003, S. 465.

9 Segalen, *Material Conditions*, 2002, S. 13. Dabei folgt Segalen dem Konzept des Anthropologen André Leroi-Gourhan, der dem «Habitat» drei Funktionen zuweist: «[...] to create a technically efficient milieu, to ensure a material framework for the social system and to bring some order [...] to the enviroing universe.» Zitiert nach ebd., S. 8.

10 Vgl. etwa Pitkin, *The House*, 1985.

11 Vgl. etwa Collomp, *Familles*, 1986; Perrot, *Manières*, 1987; Sarti, *The Material Conditions*, 2001; Segalen, *Material Conditions*, 2002; Sarti, *Europe at Home*, 2002; Oldenziel/Hård, *Consumers*, 2013.

versammelte, entwickelte sich zunehmend zu einem durch räumlich-soziale Binnengrenzen charakterisierten Objekt.

In der Historiografie gilt die Zeit zwischen 1750 und 1850, die sogenannte Sattelzeit, als Periode beschleunigter Transformation, in der sich der autarke Haushalt vorgeblich zur modernen Familie entwickelte. Im Zentrum dieses im Wesentlichen auf Otto Brunner zurückgehenden Modernisierungsnarrativs steht die Herausbildung einer privaten Sphäre, die sich zunehmend von der öffentlichen abgrenzte. Mit der Aufwertung alltagsgeschichtlicher Untersuchungen ab den 1960er-Jahren wurde ein solch linearer Übergang allerdings angezweifelt. Tatsächlich erscheint «das Haus» an der Schwelle zur Moderne als multi-dimensionaler, komplexer Raum, in dem eine politische, soziale und kulturelle Öffentlichkeit ihren Anfang nimmt. Das «offene Haus» ist eben doch nicht in Stein gemeißelt, sondern ein dynamischer, volatiler Raum, für den sich nur schwer allgemeingültige Aussagen treffen lassen.¹² Zwischen normativer Literatur und gelebter Praxis liegen also – das haben vor allem geschlechtergeschichtliche Untersuchungen zeigen können – zuweilen grosse Unterschiede.¹³ Dazu gehört auch die Vorstellung des vormodernen Hauses als Mehrgenerationenhaushalt mit vielzähligen Mitgliedern. Diesem Geschichtsbild haben einschlägige Studien widersprechen können und korrigierten: Frühneuzeitliche Haushalte umfassten in der Regel weniger Menschen als man angenommen hatte; zudem unterschieden sich deren Zusammensetzungen je nach Region und sozio-ökonomischer Umwelt zum Teil erheblich voneinander.¹⁴

Häuser im Kontext von Erinnerung, Identität und Biografie

Am Beispiel der Familie wird also deutlich, wie eng Häuser und deren (historische) Bewohner interagieren. Über strukturalistische Ansätze hinausgedacht, ergeben sich weitere interessante Brückenschläge, zu deren Leitkonzept der viel beschworene Begriff der «agency» gehört.¹⁵ In dieser Perspektive werden Häuser nicht mehr nur als «materielle Container» (Martina Löw) des Sozialen, sondern nahezu als eigenständige Akteure mit menschenähnlichen Eigenschaften verstanden.¹⁶ Das Haus ist eben auch nur ein Mensch – in der anthropomorphologischen Perspektive auf das frühneuzeitliche Haus drängt sich dieser Eindruck jedenfalls auf. Häuser der Vergangenheit erhielten häufig einen eigenen Namen und ein Geschlecht, wurden mit dem menschlichen Körper verglichen – so gal-

12 Eibach, *Das offene Haus*, 2011.

13 Vgl. etwa Ågren, *Domestic Secrets*, 2009; Hardwick, *Family Business*, 2009.

14 Vor allem Laslett/Wall, *Household*, 1972; Wall/Robin/Laslett, *Family Forms*, 1983.

15 So stellt Thomas F. Gieryn aus soziologischer Perspektive fest: «Buildings [...] sit somewhere between agency and structure.» Gieryn, *What Buildings Do*, 2002, S. 35.

16 Zuletzt etwa bei Rees, *Das Gebäude*, 2016.

ten Türen als «Mund» und Fenster als «Augen» eines Hauses – oder fungierten als Bühne für Bestrafungsrituale.¹⁷

Ganz wesentlich sind Häuser auch an der Konstitution von individueller und kollektiver Identität beteiligt. Verschiedene Bau- und Einrichtungsweisen, deren Affektionen und symbolische Gehalte demonstrieren soziale Rollen, gesellschaftliche Zugehörigkeiten sowie spezifische Lebenswelten und grenzen sich dadurch von anderen ab. Auch hier ist die genaue Beobachtung von Wandel interessant. Sie geht einher mit der Frage, wodurch sich eine Gesellschaft, eine Gruppe, ein Milieu wann und aus welchen Gründen bestimmten Bautypen verschreibt. Veränderungen am und im Haus können wechselnde Identitäten bezeugen – man denke nur an zurückkehrende Emigranten und deren adaptiven Gestaltungswillen.¹⁸

Damit eng verbunden ist die Vorstellung, dass Häuser eine spezifische Gedächtnis- und Erinnerungsfunktion besitzen. Das materielle Fortbestehen eines Hauses und die Weitergabe innerhalb der Familie mittels Erbschaft sind nicht nur funktional, sondern auch emotional begründet. Häuser und ihr Innenleben tradieren Familiengeschichte und tragen so zu einem spezifischen Geschichtsbewusstsein ihrer Bewohnerinnen bei. Oftmals bleibt, wenn Familienmitglieder getrennte Wege gehen, das Haus Dreh- und Angelpunkt familiären Gedächtnisses, wo Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse der Vergangenheit vergegenwärtigt werden. Nicht zuletzt finden Häuser Eingang in ein kollektives Gedächtnis anhand eines Familiennamens – auch wenn schon längst ein Besitzerwechsel stattgefunden hat.

Ein anderer Ansatz ist die Idee der «Objektbiografie». In der Ethnologie fungieren Objekte nicht nur als Instrumente zur Herstellung von Gedächtnis und Identität, sondern auch als Symbole für Lebensabschnitte. Da sie menschengemacht sind, stehen sie in Beziehung zu «ihren» Subjekten und sind auch in dieser Relation zu deuten. Demnach besitzen nicht nur Menschen, sondern auch Dinge eine Biografie, die verschiedene Stadien durchläuft.¹⁹ Häuser verfügen in der Regel über eine vergleichsweise lange Lebensspanne, eine *longue durée*, mit vielschichtigen Metamorphosen. Warum und wie ein Haus entsteht und welche Veränderungen es weshalb erfährt, hängt unter anderem auch von seinen Bewohnerinnen, deren Bedürfnissen und Lebensumständen ab. Auf diese Weise entstehen vielschichtige Zusammenhänge zwischen menschlichen und materiellen Biografien.

17 Dazu Jütte, *Living Stones*, 2015.

18 Zum Beispiel Bürkle, *Migration*, 2016.

19 Hahn, *Materielle Kultur*, 2005, S. 40–46. Der Historiker Daniel Jütte spricht in diesem Zusammenhang von «anthropodynamic features» und meint damit Geburt, Leben, Altwerden und Sterben eines Hauses. Jütte, *Living Stones*, 2015, S. 12.

Haus und Familie als Wandelgrößen

Familie und Haus sind also historische Kategorien, weil sie – in ganz unterschiedlichen Geschwindigkeiten – veränderlich sind. Während die historische Familienforschung viel dafür getan hat, die Vorstellung von der Familie als naturgegebener, unveränderbarer Gemeinschaft zu widerlegen, wird dem Haus die Fähigkeit zum Wandel zuweilen noch immer abgesprochen. Richard Weiss erkannte dies am Ende seiner Arbeit zu den «Häusern und Landschaften der Schweiz» und bemerkte: «Im Menschen aber vollzieht sich das geschichtliche Geschehen, das auch die Sachwelt von Haus und Siedlung verändert. Hier muß also der Hinweis auf die *Veränderlichkeit* von Haus und Siedlung stehen, während wir bisher mehr Gewicht auf das Hergebrachte und Bestehende legten.»²⁰

Wie aber hängen veränderte Familienkonstellationen mit häuslichen Transformationen zusammen? Wie können diese beiden Kategorien unter den Wandelprozessen der «Sattelzeit» zusammengedacht werden? Um die funktionalen Verhältnisse von Haus und Familie zu betrachten, ist eine Langzeitperspektive nötig. Denn beide Kategorien lassen sich nicht in evolutionistische Modernisierungsschemata einordnen. Es gibt eben keine einfache Zäsur zwischen «traditioneller» und «moderner» Familie. Und ebenso ist es schwierig, den Wandel des Hauses in seiner materiellen Dimension als lineare Innovations- oder Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Zwar gab es, wie aufgezeigt, seit dem Spätmittelalter bautechnische und wohnkulturelle Erneuerungen, die wesentlich zu mehr Komfort und Reinlichkeit beitrugen. Allerdings waren sie durch kontextbedingte Brüche und Zäsuren charakterisiert, wie die räumliche Fragmentierung ländlicher Heimarbeiterhäuser (Flarz) in protoindustrialisierten Regionen der Schweiz im 18. oder die überbelegten Mietskasernen in industrialisierten Gebieten des 19. und 20. Jahrhunderts deutlich zeigen.²¹ Hieran zeigen sich wichtige Dichotomien von urbanen und ruralen Räumen, die auch im Übergang zur Moderne wirksam blieben. Was sich in einem städtischen Bürgerhaus oder einem urbanen Handwerkerhaushalt zutrug und verschob, konnte auf dem Land der Zeit beharrlich trotzen. Hier spiegeln die Hauslandschaften soziale und ökonomische Strukturen einer Zeit dafür umso deutlicher wider.

20 Weiss, Häuser, 1959, S. 330 (Hervorhebung im Original).

21 Zum Flarz vgl. etwa Kocher, Der Flarz, 1988, zur Entwicklung der Mietskasernen im Industriezeitalter Saldern, Häuserleben, 1995.

1.2 Genealogie einer Untersuchung

1959 veröffentlichte Richard Weiss sein bis heute viel beachtetes und erst kürzlich neu aufgelegtes Überblickswerk zu «Häusern und Landschaften der Schweiz».²² Zur gleichen Zeit bereitete man in Basel eine wichtige Publikationsreihe über ländliche Architektur vor: «Die Bauernhäuser der Schweiz», eine Dokumentation ruraler Wohn- und Wirtschaftsbauten in nahezu allen Landesteilen.²³ Nach den «Bürgerhäusern»²⁴ erhielten damit auch die «Bauernhäuser» der Schweiz eine eigene Reihe. Erklärte Ziele waren die «Aufnahme überlieferter ländlicher Haus- und Siedlungsformen [...] in Wort, Plan und Bild», eine «inhaltslich und geographisch möglichst umfassende Bestandsaufnahme der traditionellen Bauten» sowie die wissenschaftliche Erfassung «unserer schweizerischen Bauernhäuser».²⁵ Was in den späten 1940er-Jahren als Arbeitsbeschaffungsmassnahme für erwerbslose Architekten begann, entwickelte sich schnell zu einem Projekt mit weitreichender Beteiligung. Zahlreiche Mitarbeiter, sowohl Expertinnen als auch Laien, besichtigten in den folgenden Jahrzehnten Gebäude in der ganzen Schweiz, stellten Daten zusammen und archivierten sie, inventarisierten Häuser und deren materielle Kultur und legten damit den Grundstein für die nachfolgenden Publikationen. Zwar standen zunächst bautypologische Aspekte im Vordergrund; eine grössere Rolle spielten aber bald schon soziale und wirtschaftliche Kontexte der Häuser sowie deren Bewohnergeschichten. Auf diese Weise entstand ein Werk, dessen Bände – den sich teilweise erheblich voneinander unterscheidenden Ansätzen zum Trotz – einen Schatz unzähliger Informationen über ländliches Wohnen und Wirtschaften der letzten Jahrhunderte bergen. Dennoch ist dieses Material von der Sozialgeschichte bis heute weitgehend unbeachtet geblieben. Es haftet ihm zuweilen noch immer der verklärte Blick einer Volkskunde an, dem das Haus seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als Erklärungsmodell ethnischer Theorien diene. Ein anderer Grund weitgehender Nichtbeachtung liegt in der regionalen Ordnung des Werkes. Die Bände befassen sich jeweils mit Bauten *eines* Kantons beziehungsweise der dazugehörigen Regionen. Dieser Ordnungsversuch ist nicht ungewöhnlich und hat aufgrund der grossen Heterogenität der ländlichen Hauslandschaft in der Schweiz durchaus seine Berechtigung. Dadurch kann sich

22 Weiss, Häuser, 1959.

23 Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Die Bauernhäuser, 1965–2019. Zwar haben andere Länder ähnliche Publikationen mit vergleichbaren Zielen hervorgebracht, hinsichtlich Umfang und Akribie aber stechen «Die Bauernhäuser der Schweiz» zweifelsfrei heraus.

24 Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein, Das Bürgerhaus, 1910–1937.

25 So formulierte es der Ethnologe Alfred Bühler im Geleitwort zum ersten publizierten Band; Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, 1965, S. 8 f.

aber ein Eindruck von «Kantönligeist» einstellen, der vor allem für Historiker etwas Abschreckendes hat.²⁶ Diese interessieren sich in der Regel mehr für Zeit und Wandel und weniger für Regionalität als die für ihre Arbeit bestimmenden Ordnungskategorien. Die Inhalte der Bauernhausbände liefern jedoch durchaus Material für eine zeitliche, nämlich diachrone Lesart. Dies gilt insbesondere für Bände mit exemplarischen Hausmonografien, die sich von einer – zu Recht kritisierten – Suche nach häuslichen «Urtypen» gelöst haben. «Wandel» kann also als entscheidendes Argument dafür dienen, Hausgeschichte als Teil von Sozialgeschichte zu betrachten. Dazu bemerkte Konrad Bedal: «Im Wandel des Hausbaus spiegeln sich gesellschaftliche Prozesse gleichsam dinglich-materiell wider. Häuser sind relativ langlebige Objekte, sie bilden daher, auch (oder gerade) wenn sie verändert sein sollten, eine unschätzbare Quelle für die Kultur breiter Bevölkerungskreise, für die schriftliche Quellen oft nur spärlich fließen. Bau- und Hausgeschichte wird so immer auch zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte [...]»²⁷

In diesem Argument liegt die Grundidee des vorliegenden Buchs, das sich der Untersuchung der in den Bauernhausbänden dokumentierten Hausmonografien in einer überregionalen, diachronen Perspektive widmet und sie sozialhistorisch befragt. Dies betrifft zum einen die Wechselwirkungen zwischen der materiellen, häuslichen und der sozialen, familiären Sphäre. Welche Wandelerscheinungen lassen sich für das 18. und 19. Jahrhundert beobachten? Wie hängen diese mit demografischen Veränderungen zusammen? Gibt es in diesen beobachteten Wandlungen Hinweise auf allgemeine Muster und wodurch zeichnen sich Besonderheiten und Unregelmässigkeiten aus?

Einen zweiten Teil der Untersuchung bilden die titelgebenden «Hausgeschichten», deren materielle Quellen Häuser inner- und ausserhalb des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg sind. An die Entwicklung des Forschungsfeldes «Materielle Kultur des Hauses» haben Freilichtmuseen einen wesentlichen Teil beigetragen, sowohl als bewahrende und ausstellende Institution als auch hinsichtlich ihres Quellenbestandes. Auf dem Ballenberg werden seit 1978 Gebäude aus der ganzen Schweiz wiederaufgebaut – mittlerweile sind es über 100 Objekte. Vier von ihnen bilden die materielle Grundlage der in dieser Arbeit erzählten Hausgeschichten; ein weiteres untersuchte ich direkt vor Ort, wo es bis heute steht und noch immer bewohnt wird. Dieses Vorgehen resultierte aus dem Anliegen, Theorie und Praxis in ihren Wechselbeziehungen zu berück-

26 Der häufig negativ konnotierte Begriff «Kantönligeist» bezeichnet den kantonalen Partikularismus in der Schweiz, der aufgrund der andauernden Spannungen zwischen bundesstaatlichem Einheits- und kantonalem Unabhängigkeitsbestreben nach der Gründung des schweizerischen Bundesstaates 1848 entstand. Meyer, Schweizer Wörterbuch, 2006, S. 160.

27 Bedal, Historische Hausforschung, 1978, S. 1.

sichtigen, indem ich Häuser als wichtigen, materiellen Bestandteil des Forschungsprozesses betrachte. Die «Hausgeschichten» basieren zudem auf nicht publizierten (und von der Sozialgeschichte ebenso wenig zur Kenntnis genommenen) Objektmonografien, die sich in der Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg befinden.

Der diesem Buch zugrunde liegende Untersuchungszeitraum erweitert die in der Forschungsliteratur geläufige Begrenzung der «Sattelzeit» zwischen 1750 und 1850 um jeweils 50 Jahre, also von 1700 bis 1900, um der materiellen Beharrlichkeit der Quelle Haus mehr Rechnung zu tragen und eine Langzeitperspektive zu ermöglichen.

Forschungsstand

Die historische Arbeit an und mit materiellen Quellen benötigt also nicht nur interdisziplinäre Zugänge, sondern auch eine enge Kooperation zwischen Akademie und Museum, die zumindest im deutschsprachigen Raum noch immer rar ist.²⁸

In Schweden beschäftigt sich seit einigen Jahren eine Forschergruppe mit städtischen Häusern vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Die Wissenschaftler rekonstruieren mithilfe materieller und schriftlicher Quellen die Anordnung und Nutzung von Räumen und interessieren sich für das Beziehungsgeflecht Haus – Mensch. Das Besondere daran ist die enge Zusammenarbeit von Archäologen und Historikern, die von den methodischen und theoretischen Zugängen der jeweils anderen profitieren.²⁹

Disziplinär noch breiter aufgestellt war ein 2018 abgeschlossenes Projekt im deutschen Förderprogramm «Materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen». Mit besonderem Fokus auf das moderne Einfamilienhaus erforschten Ethnologinnen, Historiker, Museologen und Naturwissenschaftlerinnen historisches und modernes Familienleben in seiner häuslichen Materialisierung.³⁰

Das Thema «Haus und Familie» interessiert indes nicht nur wissenschaftlich, sondern ist auch Teil einer «popular history». Dies zeigen Publikationen, welche dem engagierten Laien Hilfestellung bei der Rekonstruktion der

28 Damit wird lediglich auf Forschungsprojekte mit ähnlichem Erkenntnisinteresse wie das hier beschriebene verwiesen; zum Forschungsstand einzelner Problemstellungen über Materielle Kultur, Haus und Familie vgl. die Kapitel 2, 3 und 4 dieses Buches.

29 Lindström/Tagesson, *On Spatializing History*, 2015.

30 «Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz? Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum», Forschungsprojekt im Förderprogramm des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung «Die Sprache der Objekte. Materielle Kultur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen» (Laufzeit: April 2015 bis März 2018).

Geschichte des eigenen Hauses liefern möchten.³¹ Im Januar 2018 widmete der britische Fernsehsender BBC dem Thema sogar eine vierteilige TV-Dokumentation: Mit «A House through Time» wurde die Geschichte eines Liverpooleser Stadthauses und dessen Bewohnern seit seinen Anfängen im Jahr 1840 erzählt.³²

1.3 Materielle Kultur als Quelle

Die vorliegende Untersuchung versteht sich aus mehreren Gründen als methodisches Experiment. Es war zunächst nicht absehbar, ob und inwiefern die Inhalte der Bauernhausbände für sozialgeschichtliche Fragestellungen im Allgemeinen und familienhistorische im Besonderen nutzbar gemacht werden können. Die Dokumentationen unterscheiden sich bezüglich Umfang und Qualität zum Teil erheblich. Vor allem frühe Publikationen gehen oftmals über bloße Beschreibungen bautechnischer Merkmale und die Präsentation regionaler «Urtypen» nicht hinaus.

Das zweite Problem betrifft die Einbindung von Häusern als materiellen Quellen. Nur zögerlich setzen sich Historikerinnen mit Möglichkeiten einer Quellenkritik von Objekten wie Häusern auseinander.³³ In der vorliegenden Untersuchung habe ich vor allem Museumsobjekte zur vertieften Analyse herangezogen, was eine zusätzliche Schwierigkeit bedeutete. Der Versuch, mit ihrer Hilfe Vergangenheit zu rekonstruieren, folgt anderen Logiken als die Arbeit mit schriftlichen Quellen, die wir üblicherweise befragen. Sie werden ihren ursprünglichen Kontexten entrissen und innerhalb neuer inszeniert. Ihre Präsentationsweisen sind bestimmten kuratorischen Praktiken unterworfen, gegen die sich wissenschaftliche Konventionen zuweilen sperren. «Atmosphäre» oder «Aura» offenbaren sich schliesslich nicht im Archiv, sondern erst in der Auseinandersetzung mit materieller Kultur – ob nun in Szene gesetzt oder nicht. Auch die bereits erwähnte «Objektbiografie» verändert sich durch den Vorgang der Musealisierung. Das Haus verliert seinen eigentlichen Nutzen, wird an einem Ort ab- und an einem anderen wieder aufgebaut, entwickelt sich zum Sammlungsstück und überschreitet dadurch seine «natürliche» Lebensdauer.

Für die Einbeziehung materieller Quellen in historischen Untersuchungen benötigt es also, wie Anne Gerritsen und Giorgio Riello feststellen, integrative

31 Vgl. etwa Light, *House Histories*, 1989; Style/Style, *House Histories*, 2006; Backe-Hansen, *House Histories*, 2011.

32 Olusoga, *Slave Trader's Home*, 31. 12. 2017.

33 Zuletzt etwa Cremer, *Vier Zugänge*, 2017; Hannan/Longair, *History*, 2017; Hamling, *Visual and Material Sources*, 2016.

Ansätze: «[...] there is no single way of engaging with material culture. [...] The ways in which historians approach both artefacts and material culture can and should vary, depending on the available materials, the context and the aims of the research [...]»³⁴

Für das Erkenntnisinteresse dieser Untersuchung helfen vor allem volkskundliche und ethnologische Ansätze und ihre Methodik der ethnografischen Feldforschung.³⁵ Als Brückenschlag dient dabei die Feststellung, dass historische «Felder» in gewisser Weise andere Kulturen verkörpern. Zu einigen von ihnen können wir mit herkömmlichen Werkzeugen der Geschichtswissenschaft kaum durchdringen. So etwa hat die anthropologische Beschäftigung mit schriftarmen oder -losen Kulturen von jeher die Auseinandersetzung mit Materialität eingefordert. Für Raum und Zeit der vorliegenden Untersuchung, die rurale Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts, ist ein ähnlicher Ansatz durchaus brauchbar. Hier offenbart sich eine grosse Quellendiskrepanz: Während Egodokumente als Quellen subjektiver Selbstwahrnehmung und -darstellung vor allem städtische Lebensläufe illustrieren, bleibt das Leben auf dem Land weitgehend in folkloristischen Bildern gefangen.³⁶ Zwar war um 1830 rund ein Drittel der schweizerischen Bevölkerung alphabetisiert; bis zur systematischen Verbreitung der Volksschulen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts blieben geschlechterspezifische, konfessionsbedingte und regionale Differenzen der Lese- und Schreibfähigkeit jedoch markant, was erhebliche Defizite schriftlicher Quellen bestimmter historischer Akteurinnen mit sich bringt.³⁷ Der Prozess des Sichtens und Einordnens materieller Überreste scheint daher besonders bedeutend und kann, ähnlich wie in Textquellen auch, einem Spurenlesen gleichen.

In diesem Zusammenhang soll auf ein weiteres Problem hingewiesen werden; es betrifft die im deutschen Sprachraum übliche Unterscheidung zwischen «Bürger»- und «Bauernhäusern». Entwicklungsgeschichtlich haben beide Begriffe ihre jeweiligen Topografien – Stadt und Land – als Voraussetzung. Aus einer funktionalistischen Perspektive aber scheint diese Differenzierung wenig aussagekräftig: Denn nicht nur «bäuerliche», sondern auch die Mehrheit «bürgerlicher» Häuser waren – zumindest bis ins 19. Jahrhundert – Mehrzweckbauten,

34 Gerritsen/Riello, Introduction, 2015, S. 5.

35 Vgl. etwa Baumhauer, Hausforschung, 2001, S. 101–133; Heidrich, Von der Ästhetik, 2001.

36 Zu «Egodokumenten» beziehungsweise «Selbstzeugnissen» vgl. Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse?, 1994; Greyerz/Medick/Veit, Von der dargestellten Person, 2001. In der Malerei sorgten unter anderem Rudolf Koller, Albert Anker oder Luigi Rossi für einen zuweilen romantisch-verklärten Blick auf das Landleben und die dörfliche Gemeinschaft im 19. Jahrhundert. Davor hatten zudem die «Schweizer Kleinmeister» der Landschafts- und Genremalerei im Zuge des aufkommenden Tourismus zu einem beträchtlichen Aufschwung verholfen. Vgl. dazu Pfeifer-Helke, Die Koloristen, 2011.

37 Vgl. Grunder, Alphabetisierung, 2015.

die Wohnen und Arbeiten unter einem Dach vereinten. Hinsichtlich Bauweisen und Gestaltungselementen sind die Grenzen zwischen Bürger- und Bauernhaus zuweilen eh fliegend. Zudem: Nicht in jedem «Bauernhaus» lebten Menschen, die tatsächlich Landwirtschaft betrieben. Dazu birgt diese Klassifikation eine gewisse Ideologiefälligkeit, vergleichbar mit Stadt-Land-Differenzierungen, die «Anlass zu künstlichen Identitätskonstruktionen» geben können.³⁸ Die englischsprachige Forschung redet zumeist von «vernacular architecture» und meint damit eine nicht klar definierte Bauweise, die funktional auf lokale Bedürfnisse ausgerichtet ist und sich der verfügbaren Ressourcen bedient. Ihre Gebäude widerspiegeln regionale Traditionen und wurden, zumindest bis ins 19. Jahrhundert, üblicherweise von Laien errichtet.³⁹ Dieser Definition folgend, wird in der vorliegenden Arbeit zumeist von «ländlicher Architektur», «ländlicher Bauweise», «ländlichem Wohnen» und so weiter die Rede sein. Damit umgeht sie den zuweilen tendenziösen Begriff des «Bauernhauses» und betont als Untersuchungsraum eine ländliche Schweiz, in der um 1800 die überwiegende Mehrheit aller Einwohner lebte.⁴⁰

Wichtige Impulse für die historische Untersuchung von Gebäuden liefert ausserdem die Hausforschung, deren Standardwerk bis heute die bereits mehrfach erwähnte Arbeit Konrad Bedals aus den späten 1970er-Jahren ist. Der Volkskundler betonte darin die Notwendigkeit, «über Bau- und Raumstruktur zur Funktions- und Sozialstruktur der Häuser vor[zur]dringen», erkannte aber auch schon die Grenzen historischer Hausforschung: «[...] im Gegensatz zur unmittelbaren Greifbarkeit historischer Bausubstanz [kann] ihre funktionale und soziale Bedeutung nur gedanklich und immer nur als Rekonstruktion, wie alles historische Geschehen, ermittelt werden.»⁴¹

1.4 Ausblick

Der Anspruch der vorliegenden Untersuchung liegt in der Valorisierung von Material, welches mit grossem Aufwand und erheblichen Mitteln erarbeitet, für sozialgeschichtliche Untersuchungen bisher jedoch nicht weiterverwendet wurde. Sie schafft, erstens, mit der Nutzung der in den Bauernhausbänden gesammelten Dokumentationen eine Art «neues Archiv» und unternimmt,

38 Mathieu, *Landschaft*, 2016, S. 12.

39 Vgl. etwa Preston Blier, *Vernacular Architecture*, 2006.

40 Um 1800 lebten rund 10 Prozent der Schweizer Bevölkerung in Städten, das heisst in Siedlungen mit mindestens 2000 Einwohnerinnen. Die Volkszählung von 1798 zählte 42 Orte, die dieser Definition entsprachen. Vgl. Eisinger, *Urbanisierung*, 2015.

41 Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 84.

zweitens, den Versuch, aktuelle Forschungsansätze zur Materiellen Kultur mit interdisziplinären Zugängen zum Objekt Haus zu verknüpfen.

Nach dieser Einleitung folgt Kapitel 2, welches sich dem Forschungsfeld der Materiellen Kultur in überregionaler Perspektive widmet. Es fragt nach dessen Ursprüngen und Entwicklungslinien und erklärt das in den vergangenen Jahren anwachsende Interesse. Im Anschluss reflektiere ich über die Bedeutung und Rolle Materieller Kultur in der Geschichtswissenschaft.

«Objektnah» folgt in Kapitel 3 eine Aufarbeitung der historischen Haus- und Wohnforschung in Europa im Allgemeinen und in der Schweiz im Besonderen. Anhand von 40 Fallbeispielen aus der Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz» zeige ich anschliessend, wie sich Häuser im 18. und 19. Jahrhundert darstellten, veränderten und auf welche Weise Bau- beziehungsweise Bewohnergeschichten miteinander verschränkt waren.

Das vierte Kapitel stellt die wichtigsten Überblickswerke zur Geschichte der Familie im 18. und 19. Jahrhundert einander gegenüber. Wie erscheint hier die Familie im Übergang zur Moderne? Welche Wandlerscheinungen und Brüche werden in den jeweiligen Darstellungen gezeichnet? Welche Rolle kommt dabei dem Haus im Allgemeinen und seiner materiellen Dimension im Besonderen zu? Allgemeine demografische Veränderungen beeinflussten Haushaltsstrukturen und Familienformationen. Andersherum hatten Transformationen in der häuslichen Sphäre Auswirkungen auf die Lebensumstände von Familien und anderen Hausbewohnern. Natürlich ist das Haus auch immer in einem erweiterten Kontext zu betrachten; für die Entwicklung der schweizerischen Hauslandschaft etwa ist die Protoindustrialisierung ein relevanter Faktor für Veränderungen in der häuslichen Sphäre. Mit Blick auf die nachfolgenden «Hausgeschichten» stelle ich wichtige Untersuchungen zu Haus und Familie in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts vor und fasse deren Ergebnisse zusammen.

In Kapitel 5 schliesslich öffne ich die Türen zu fünf Häusern. Bei vier von ihnen handelt es sich um Museumsobjekte, deren «Hausgeschichten» auf unveröffentlichten Monografien, die im Archiv des Freilichtmuseums Ballenberg lagern, basieren. Ein Haus wurde an seinem gegenwärtigen Standort mithilfe verfügbarer Quellen untersucht. Sie alle ergänzen das Sample um einen dichteren Blick, möchten Gemeinsamkeiten und Unterschiede eruieren sowie das Besondere im Gemeinen finden.

2 Materielle Kultur als interdisziplinäres Forschungsfeld

Seit einigen Jahren ist ein gesteigertes Interesse an der materiellen Dimension menschlichen Zusammenlebens in den Geisteswissenschaften zu beobachten. Dabei werden «Dinge» als integrale Bestandteile soziokultureller Praktiken aufgefasst und als Gegenstand akademischer Forschung stärker berücksichtigt. In einigen Disziplinen hat materielle Kultur von jeher eine selbstverständliche Forschungsgrundlage gebildet; in anderen Fächern blieben Objekte bis in das späte 20. Jahrhundert weitgehend unbeachtet.

In der vorliegenden Untersuchung ist Materielle Kultur ein wichtiger Bestandteil, weswegen nachfolgend schlaglichtartig die Entwicklung dieses Forschungsfeldes in transnationaler und interdisziplinärer Perspektive dargestellt wird. Eine umfassendere Rekonstruktion der Entstehung Materielle Kultur als Forschungsfeld steht noch aus.¹ Es wäre eine lange Geschichte, die etwa von den frühneuzeitlichen Kunst- und Wunderkammern über die 1919 gegründete Staatliche Akademie für die Geschichte der Materiellen Kultur in der UdSSR bis hin zu den von der französischen Annales-Schule geprägten westeuropäischen Forschungsunternehmungen seit den 1940er-Jahren und darüber hinausreichen würde. Im Folgenden richte ich den Fokus vor allem auf die Entwicklungen in den USA, in Grossbritannien sowie im deutschsprachigen Raum. Diese Auswahl folgt einer wissenschaftsgeschichtlich intendierten Logik: Die anglofone Forschung hat im Entwicklungsprozess der Disziplinen eine weniger starke Trennlinie zwischen materieller und geistiger Kultur gezogen, wie es etwa im deutschsprachigen Raum üblich war. Folglich konnten sich hier integrative, fächerübergreifende Ansätze entwickeln, die in dafür eigens gegründeten Institutionen gelehrt und angewendet wurden und bis heute Bestand haben. Dass der englischsprachige Forschungsraum den wissenschaftlichen Diskurs über Materielle Kultur heute anführt, zeigt sich unter anderem an der Vielzahl relevanter Publikationen. Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass beispielsweise die deutsche Volkskunde seit dem 19. Jahrhundert durchaus Objektforschung betrieben hat; von einem hiesigen disziplinübergreifenden Interesse an Dingen kann aber erst seit der vergangenen Jahrtausendwende die Rede sein.

¹ Erste Versuche sind entweder fachspezifisch oder überblicksartig. Vgl. etwa Hahn, Materielle Kultur, 2005, sowie Samida/Eggert/Hahn, Handbuch, 2014.

Den folgenden Ausführungen sei vorangestellt, dass der Begriff «Materielle Kultur» etwas nebulös ist. Definitionsvorschläge älterer Literatur verweisen auf dessen Mehrdeutigkeit, indem sie ihn zum einen als Forschungsperspektive, zum anderen als Forschungsgegenstand begreifen.² Verschiedene Auffassungen sind auch eine Frage regionaler und disziplinärer Forschungstraditionen, die sich zudem in Bezug auf ihr terminologisches «Kultur»-Verständnis unterscheiden. Denn: «Materieller Kultur» wohnt etwas Antonymisches inne – sofern der Begriff als reines Produkt und nicht als kognitiver Prozess von Kultur verstanden wird. In der engen, europäischen Idee von Geistesgeschichte des späten 19. Jahrhunderts war das Materielle dem Immateriellen untergeordnet. In einem moderneren Verständnis will Materielle Kultur aber eine Verbindung zwischen Geistigem und Materiellem herstellen. In neueren Überblicksdarstellungen wird deswegen zwischen konkreten Objektgruppen und disziplinären Perspektiven, worunter die aus dem anglofonen Raum stammenden Material-Culture-Studies fallen, unterschieden.³

Neben dem allgemeinen Überblick, der wie erwähnt unvollständig bleiben muss, soll im Folgenden auch der Frage nachgegangen werden, wie die Geschichtswissenschaft mit der neuerlichen Aufwertung Materieller Kultur umgeht. Auf welche Weise integriert sie dieses Forschungsfeld ins Fach? Wo liegen theoretische, methodische und konzeptionelle Grenzen?

Die wissenschaftliche Analyse materieller Kultur beschreibt die Auseinandersetzung von sozialen und kulturellen Beziehungen zwischen Menschen und Dingen in globaler, regionaler oder lokaler sowie historischer oder gegenwärtiger Perspektive. Während Sprache als kognitive menschliche Grundleistung in den meisten geisteswissenschaftlichen Fächern Berücksichtigung findet, ist die systematische Befassung mit Objekten keiner bestimmten Disziplin zugeordnet.⁴ Seit den 1980er-Jahren hat sich im englischsprachigen Raum für die interdisziplinäre Beschäftigung mit Dingen der Begriff der Material-Culture-Studies durchzusetzen begonnen. Diese «Studien» sind eher als Forschungsprogramm zu verstehen, welches Angebote zu möglichen theoretischen und methodischen Umgangsweisen mit Objekten macht als ein einheitliches Forschungsfeld mit festgelegtem Quellen- und Methodenrepertoire.

Wenn das Publizieren neuer Fachzeitschriften auf die Gründung neuer Forschungsfelder hindeutet, so hat die neueste Geschichte der Material-Culture-

2 «Material culture is the study through artifacts of the beliefs [...] of a particular community or society at a given time. The term *material culture* is also frequently used to refer to artifacts themselves, to the body of material available for such study.» Prown, Mind, 1982, S. 1 (Hervorhebung im Original).

3 Vgl. zu diesem Ordnungsversuch Samida/Eggert/Hahn, Handbuch, 2014.

4 Geismar et al., Material Culture Studies, 2014, S. 309.

Studies im März 1996 begonnen. Erstmals erschien ein wissenschaftliches Journal, welches sich explizit mit den verschiedenen Mensch-Ding-Beziehungen auseinandersetzte. Mit dem spezifischen Hinweis auf die interdisziplinäre Perspektive eines solchen Projekts kommentierten die Herausgeber im Vorwort der Erstausgabe des «Journal of Material Culture» ihr Anliegen wie folgt: «Disciplines, with their boundary-maintaining devices, institutional structures, accepted texts, methodologies, internal debates and circumscribed areas of study tend, by virtue of their very constitution, to be rather conservative in nature. Changes within them most frequently come about through borrowing ideas from outside. Our aim, therefore, in developing this journal is *not* to draw together studies of contemporary consumer goods, landscapes, archeological finds, studies of architecture, artworks or ethnographic collections into a new, «disciplined» subject area, or even a subdiscipline, but to encourage the cross-fertilization of ideas and approaches between people concerned with the material constitution of social relations.»⁵

Obwohl sich bis heute eine ganze Reihe Institute, Graduiertenkollegs und Kompetenzzentren entwickelt haben – als eigenständige Forschungsdisziplin konnten sich die Material-Culture-Studies nicht etablieren.⁶ Auch wenn einleuchtet, dass Akteure und ihre Sozialbeziehungen nicht unabhängig von den sie umgebenden Dingen zu verstehen sind, ist es nicht notwendig, für die Untersuchung dieser Zusammenhänge eine Fachrichtung mit eigenen Theorien und Methoden zu entwickeln. In Anbetracht der unterschiedlichen Disziplinen, die in den vergangenen Jahrzehnten einen Beitrag zur Frage geleistet haben, wie Objekte und Menschen zusammengedacht werden können, scheint dies auch kaum möglich. Allein ein Blick in die bereits erwähnte Erstausgabe des «Journal for Material Culture» offenbart die disziplinäre Vielfalt der Autoren: Unter ihnen befanden sich drei Anthropologen, eine Archäologin und ein Soziologe. In der darauffolgenden Ausgabe wurde der Fächerkanon um jeweils einen geografischen, einen architektur- sowie einen kunstgeschichtlichen Beitrag ergänzt. Bis ein spezifisch geschichtswissenschaftlicher Aufsatz Eingang in die Fachzeitschrift fand, vergingen über zwei Jahre.⁷ Überhaupt sind die historischen Beiträge im Journal bis heute rar und stammen dann meistens aus spezialisierten Subdisziplinen wie der

5 Miller/Tilley, Editorial, 1996, S. 5 (Hervorhebung im Original).

6 Im englischsprachigen Raum unter anderem: Masterstudiengang «Material and Visual Culture» (University College London), Postgraduiertenprogramm «Material Culture and Artefact Studies» (University of Glasgow), Kompetenzzentrum «Material Culture Studies» (University of Delaware), «The Material Culture Institute» (University of Alberta). Im deutschsprachigen Raum unter anderem: «Institut für Materielle Kultur» (Universität Oldenburg), Forschungsschwerpunkt «Kulturelles Erbe als Ressource» (Technische Universität Berlin), Bachelorstudiengang «Museologie und materielle Kultur» (Universität Würzburg).

7 Steedman, *What a Rag Rug Means*, 1998.

Konsum-, Kolonial- oder Designgeschichte. Selbstverständlich unterscheiden sich theoretische und methodische Zugangsweisen zu wissenschaftlichen Fragestellungen von Disziplin zu Disziplin. Ihr gemeinsames Interesse an Materialität aber bildet ein Kanon an Konzepten, die das theoretische und argumentative Dach bilden. Es sind die unterschiedlichen Perspektiven auf (post)marxistische oder strukturalistische Ansätze, welche Objekt-Subjekt-Relationen befragen und interpretieren. In diesem Sinne muss im Umgang mit Materieller Kultur die disziplinäre Vielfalt als konstitutiv anerkannt und ihre Heterogenität als Zugangsmöglichkeit verstanden werden.

Dass sich die erste, explizit der Materiellen Kultur verschriebene Fachzeitschrift im englischsprachigen Raum formierte, ist kein Zufall. In der britischen und nordamerikanischen Forschungstradition besteht seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein besonderes wissenschaftliches Interesse an Objekten und ihren soziokulturellen Bezügen; wesentliche Impulse gingen von der Archäologie sowie der Sozial- und Kulturanthropologie aus. Dabei sind vor allem drei Schulen hervorzuheben: Ein erster Ansatz ging aus dem «Winterthur Program in American Material Culture» hervor, welches sich 1952 an der Universität von Delaware als Graduiertenkolleg gründete.⁸ Der kunsthistorische Schwerpunkt dieses Programms spiegelte sich auch im 1964 erstmals erschienenen «Winterthur Portfolio. A Journal of American Material Culture» wider. Eine zweite Forschungsrichtung waren die von der amerikanischen Volkskunde und Kulturgeografie ausgehenden Arbeiten von Henry Glassie und seinen Schülern.⁹ Mit besonderem Fokus auf James Deetz' historischer Archäologie, stand dieser Ansatz vor allem für die strukturelle Analyse der Wechselbeziehungen von ländlicher Architektur und Sozialbeziehungen.¹⁰ Schlussendlich ist eine am University College London (UCL) angesiedelte Gruppe von Archäologen und Anthropologen zu nennen, die sich besonders verdient machte um die Institutionalisierung der Material-Culture-Studies als interdisziplinäre Studienrichtung. Zudem hat das seit den 1970er-Jahren entwickelte Forschungszentrum «The Material Culture Laboratory» des archäologischen Instituts der Universität Cambridge einen wesentlichen Beitrag zur akademischen Institutionalisierung des Forschungsfeldes beigetragen.

Die folgenden Ausführungen basieren auf einschlägigen Überblicksdarstellungen, die innerhalb der letzten 20 Jahre zum Thema erschienen sind. Erstens ist

8 Damals noch als «Winterthur Program in Early American Culture» bezeichnet, war es das erste Graduiertenprogramm, welches sich explizit des interdisziplinären Studiums von Materieller Kultur und angewandter Kunst in den USA annahm. Um auf die periodische Erweiterung hinzuweisen, wurde das Programm 2007 wie oben aufgeführt umbenannt.

9 Glassie, *Folk Housing*, 1975.

10 Deetz, *In Small Things*, 1977.

dies eine 1999 publizierte Genealogie der Material-Culture-Studies in den USA des Kulturhistorikers Thomas J. Schlereth, der bereits in den 1970er-Jahren erste Versuche einer wissenschaftsgeschichtlichen Systematisierung des Forschungsfeldes unternahm.¹¹ Eine zweite wichtige Darstellung ist ein 2006 erschienenes Handbuch, zu dessen Mitherausgebern der Archäologe und Anthropologe Christopher Tilley gehört; er hat am University College London einen Lehrstuhl für Materielle Kultur.¹² Einige Jahre später veröffentlichten die in Oxford und Boston lehrenden Archäologen und Anthropologen Dan Hicks und Mary C. Beaudry ein weiteres Handbuch zum Forschungsfeld der Material-Culture-Studies.¹³ Als deutschsprachiges Pendant mit transdisziplinärer und überregionaler Ausrichtung haben zuletzt Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert und Hans Peter Hahn 2014 das «Handbuch Materielle Kultur» herausgegeben.¹⁴ Das grosse Interesse für die Erforschung von Artefakten in den USA und Grossbritannien seit dem 19. Jahrhundert hat verschiedene Gründe. Gemeinsamer Ausgangspunkt war jedoch, ähnlich wie in Europa, die besondere Affinität zum Sammeln, Bewahren und Ausstellen im Museum, dem institutionalisierten Ort materieller Kultur, in dem das gleichnamige Forschungsfeld seinen Anfang nahm.

2.1 Architektur- und kunsthistorische Wurzeln in den USA

Am Ende des 19. Jahrhunderts war die nordamerikanische Museumskultur durch zwei gegensätzliche Entwicklungen gekennzeichnet. Zum einen dokumentierten technische Neuerungen und innovative Objekte das Fortschrittspathos der Zeit – so an der 1876 erstmals ausgerichteten «Centennial International Exhibition» in Philadelphia.¹⁵ Auf der anderen Seite wehte mit dem «Colonial Revival» aber auch der Wind der Vergangenheit. Englischer Kolonialstil, sowohl in der Architektur als auch in den dekorativen Künsten, war wieder en vogue. Dies brachte eine Reihe wissenschaftlicher Studien hervor, die sich mit der formalen Analyse von Häusern und Einrichtungen, ihrer Stilgeschichte oder der Erforschung historischer «Hausquellen» wie Testamenten oder Inventarlisten beschäftigten. Diesem Umstand ist es vor allem geschuldet, dass die Material-Culture-Studies in den USA bis heute wesentlich von der Architektur- und Kunstgeschichte

11 Schlereth, *Material Culture Studies*, 1999.

12 Tilley et al., *Handbook*, 2006.

13 Hicks/Beaudry, *The Oxford Handbook*, 2010.

14 Samida/Eggert/Hahn, *Handbuch*, 2014.

15 Zu den dort präsentierten «Weltneuheiten» gehörten etwa die Schreibmaschine oder das Telefon. Schlereth, *Material Culture Studies*, 1999, S. 11.

geprägt sind. Eine wichtige Aufwertung Materieller Kultur in den USA sieht Schlereth zudem im Zusammenhang mit der Bewegung «Americana Movement», einem kulturellen Phänomen, das am Ende des 19. Jahrhunderts einem folkloristisch-nationalistischen Kulturverständnis folgend den Fokus auf «amerikanische Dinge» legte. Nicht nur private und öffentliche Museen, sondern auch historische Gesellschaften oder Bürgerorganisationen widmeten sich dem Sammeln, Erhalten und Ausstellen von Objekten, die sie als «uramerikanisch» imaginierten – vom Apfelkuchen bis zur Jim-Beam-Flasche.¹⁶

Mit dem «Federal Arts Project» erhielt die Sammlung, Konservierung und Ausstellung diverser Kunst- und Alltagsgegenstände erstmals staatliche Zuwendung. Im Zuge von Präsident Roosevelts New-Deal-Reformen in den 1930er-Jahren war dieses Programm als Betätigungsfeld für arbeitslose Kunst- und Kulturschaffende initiiert worden. Im «Index of American Design» wurden über 20 000 Objekte unter kulturwissenschaftlicher Leitung gesammelt – ein Meilenstein der nordamerikanischen Material-Culture-Studies.¹⁷ Zeitgleich begann sich mit den «American Studies» ein interdisziplinäres Forschungsfeld zu etablieren. Dem 1936 in Harvard gegründeten gleichnamigen Graduiertenprogramm folgten schnell weitere Universitäten, die für die Erforschung nordamerikanischer Kultur die Analyse von Artefakten als zunehmend wichtig erachteten. Entscheidende Impulse kamen auch aus zwei anderen Richtungen, nämlich der Volkskunde und der Technikgeschichte, die sich Ende der 1950er-Jahre als spezialisierte Subdisziplinen an vielen Instituten behaupten konnten.

Eine Besonderheit der Museumskultur in den USA ist von jeher ihre enge Zusammenarbeit mit der akademischen Forschung. Beispielhaft dafür ist das bereits erwähnte «Winterthur Program», eine interinstitutionelle und transdisziplinäre Kooperation zwischen dem Winterthur Museum und der University of Delaware, die bis heute Vorbildfunktion für eine Reihe anderer museal-universitärer Projekte wie das 1964 gegründete «Coopertown Graduate Program» (State University College of New York at Oneonta) hat. Für die Etablierung der Material-Culture-Studies in den USA wurden Programme wie diese wegweisend. Ihr Ziel war es, Werkzeuge für die systematische Untersuchung von Objekten über die traditionelle Kunstgeschichte hinaus zu schaffen. Dafür engagierten sich eine Vielzahl von Forschenden unterschiedlichster Disziplinen; Geschichtswissenschaftler allerdings blieben unterrepräsentiert. An dieser Stelle sei auf den Historiker Thomas J. Wertenbaker hingewiesen, der mit seiner Trilogie «The

¹⁶ Ebd., S. 5 f.

¹⁷ Vgl. Kelly, Kentucky, 2015. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass die für die Dokumentation ländlicher Häuser verantwortliche, in den 1940er-Jahren gegründete «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz» auch aus einer Arbeitsbeschaffungsmassnahme, nämlich für erwerbslose Techniker und Architekten, hervorgegangen war (vgl. Kapitel 3.2).

Founding of American Civilization» (1947) eine erste wichtige geschichtswissenschaftliche Arbeit zu materieller Kultur vorlegte. In seiner Studie zu Artefakten aus dem angloamerikanischen Raum des 17. und 18. Jahrhunderts bediente er sich bis dahin eher marginal beachteter Quellen, anhand derer sich Aussagen zur materiellen Beschaffenheit seiner Kulturgeschichte treffen liessen.¹⁸ Wertebaker steht stellvertretend für eine Reihe von US-amerikanischen Forschenden, die sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts mit materieller Kultur in historischen Kontexten beschäftigten. Sie alle konnten auf kein bewährtes Forschungsinstrument zurückgreifen, sondern experimentierten mit unterschiedlichen Methoden und Theorien.

In den 1950er-Jahren durchzog ein nationalromantischer Backlash die Gesellschaft der USA. In diesem Zusammenhang gab es vielfach Bestrebungen, Häuser «bedeutender Amerikaner» zu renovieren und als öffentliche Museen nicht nur Einheimischen, sondern auch einer stetig wachsenden Zahl von Touristen zugänglich zu machen. Aber auch die Restauration von Fabriken oder ganzer Stadtviertel stand im Zeichen dieser Bewegung, deren akademische Betreuung vor allem von Architekten und Architekturhistorikern ausging. In den 1960er- und 70er-Jahren gab es ausserdem eine Reihe von Jubiläen, zu denen etwa die Feierlichkeiten zur Erinnerung an den Sezessionskrieg (1861–1865) oder zum Hundertjährigen der Weltausstellung von Philadelphia gehörten. Diese sozialen Events sowie das steigende regionale und nationale, finanzielle und ideelle Engagement verhalfen der Materiellen Kultur in den USA zu grösserer Aufmerksamkeit, sowohl auf populärkultureller als auch auf wissenschaftlicher Ebene. Eine neue Generation Forschender befasste sich mit anwendbaren Methoden und strengte Arbeiten an, die über den deskriptiven Ansatz hinausgingen.¹⁹

In diese Zeit fällt auch der Ansatz der «New Social History».²⁰ Während die amerikanische Geschichtsschreibung, genau wie die europäische, lange Zeit auf die politische Erzählung grosser Staatsmänner und heroischer Kriege beschränkt war, wuchs seit den 1960er-Jahren das Interesse an der «einfachen Bevölkerung».

18 So untersuchte er systematisch die Ergebnisse der Historic American Building Survey Records, Bildquellen der Pictorial Archives of Early American Architecture oder die im Freilichtmuseum Colonial Williamsburg (Virginia) aufbereiteten archäologischen Feldforschungsberichte. Schlereth, *Material Culture Studies*, 1999, S. 29.

19 Ebd., S. 29–31. Seit Mitte der 1960er-Jahre ist zudem eine ganze Reihe wissenschaftlicher Zeitschriften entstanden, die sich aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln mit Materieller Kultur beschäftigten, unter anderem «Pioneer America. The Journal of Historic American Material Culture» (1965), «Furniture History» (1965), «Industrial Archeology. The Journal of the Society for Industrial Archeology» (1968), «Textile History» (1968), «Material History Bulletin» (1971) und «Studies in Traditional American Crafts» (1978).

20 Etwas unklar ist die Herkunft dieses Begriffs und ob er bereits für das heute damit assoziierte Paradigma in der amerikanischen Geschichtswissenschaft Ende der 1960er-Jahre verwendet oder erst nachträglich eingeführt wurde. Vgl. dazu unter anderem Stone, *History*, 1977.

Ob als «history from the bottom up», «grass-roots history», «popular history», «history of the common man/woman», «non-elite history» oder «underside history» bezeichnet – das Ziel der «neuen Sozialgeschichte» sollte sein, auch denjenigen eine Stimme zu geben, deren Geschichte nicht von politischen Heldentaten, sondern von der Alltäglichkeit sozialer Praxen erzählt. Im Sinne repräsentativer Darstellungen und heuristischer Tiefe gehörte dazu auch das Befragen nichtschriftlicher Quellen.²¹

Allerdings sollte das «neue» an der New Social History nicht überbetont werden. In den USA hatten sich bereits vor der Einführung dieses Labels sowohl Laien als auch Forschende im Rahmen von Themen wie Immigration, urbanes Wachstum oder industrielle Entwicklung mit alltagsgeschichtlichen Fragen anhand von Genealogien und Inventarlisten befasst. Viel stärker als zuvor jedoch orientierten sich amerikanische Sozialhistoriker nun an ausländischen, vor allem europäischen Kollegen. Dazu zählen einerseits die Arbeiten britischer Wirtschafts- und Sozialhistoriker wie Eric Hobsbawm oder Edward Thompson, andererseits Vertreter der französischen Annales-Schule um Marc Bloch, Lucien Febvre oder Fernand Braudel. Um Geschichte und Gesellschaft von «unten», als Ganzes («histoire totale») erklär- und verstehbar zu machen, plädierten deren Anhänger für konzeptionelle und methodische Offenheit sowie den Einbezug verschiedener Quellentypen in periodischer Langzeitperspektive («longue durée»)²² Wichtige Einflüsse übten auch die französischen Strukturalisten aus. Beim Strukturalismus handelt sich weniger um ein klar definiertes, abzugrenztes Modell als vielmehr um eine geistige Strömung, die in den 1960er- und 70er-Jahren mit Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes oder Michel Foucault ihre Hochphase erlebte. Die Vorstellung, dass sich über Regeln und Strukturen von Sprache Aussagen zu anderen kulturellen Ausdrucksformen treffen lassen, beeinflusste den wissenschaftlichen Zugriff auf Materielle Kultur insofern, als dass diese als «sprach-analoges Kommunikationssystem» aufgefasst wurde.²³

In den USA schien der Strukturalismus vor allem zwei Teilgebiete der Material-Culture-Studies zu tangieren: die amerikanischen Populärkulturen und die volkskundliche Hausforschung. Für diese sind vor allem die Arbeiten von Henry Glassie und seine strukturelle Analyse historischer Artefakte in und um das Haus prominent. In seiner Studie zu ländlichen Häusern in Virginia im

21 Schlereth, *Material Culture Studies*, 1999, S. 36. Die gesteigerte Aufmerksamkeit für quantitative Daten stand im Übrigen mit einem anderen «Ding» in Zusammenhang, dem Computer, dessen Erfindung und Weiterentwicklung ermöglichte, grosse Datenmengen systematisch zu erfassen und aufzubereiten.

22 Zur Rezeption der Annales-Schule vgl. etwa Middell/Sammler, *Alles Gewordene*, 1994; Raphael, *Die Erben*, 1994.

23 Bräunlein, *Material Turn*, 2012, S. 34.

18. Jahrhundert vertrat Glassie die Idee, dass sich historisch relevante Aussagen zum häuslichen Sozialgefüge nur in sinnvoller Kombination schriftlicher und materieller Quellen treffen liessen. Mithilfe systematischer Untersuchungen von Plänen, der Dokumentation und Kategorisierung baulicher und stilistischer Merkmale sowie extensiver Feldforschung erbrachte Glassie den Beweis, dass bauliche Veränderungen mit politischen, sozialen und ökonomischen Transformationsprozessen in der Untersuchungsregion häufig zusammenfielen. Damit war er einer der ersten interdisziplinär Forschenden in den USA, die eine materiell gestützte Sozialgeschichte erzählten.²⁴ Auch wenn Glassies Arbeit aus heutiger Perspektive eine Reihe konzeptioneller und methodischer Schwierigkeiten aufweist, so war sie doch für die Entwicklung der «vernacular architecture» als wesentliches Betätigungsfeld der Material-Culture-Studies in den USA wegweisend.²⁵

2.2 Wegweisende Disziplinen in Grossbritannien: Archäologie und Anthropologie

Die Material-Culture-Studies in den USA wurden also wesentlich von kunst- und architekturgeschichtlichen Einflüssen geprägt. Das britische Äquivalent hingegen ist das Ergebnis einer spannungsreichen Beziehungsgeschichte, die von Divergenzen und Kooperationen vor allem zweier Disziplinen erzählt: der Archäologie und der Anthropologie.

Zunächst jedoch beginnt die Geschichte der Material-Culture-Studies hier, ähnlich wie in den USA, im Museum. Als «Reservoir imperialistischer Beutegüter» war es im 18. Jahrhundert Hort materiell gewordener britischer Kolonialmacht.²⁶ Nachdem unermüdlich gesammelt und ausgestellt wurde, setzte im

24 Vgl. Glassie, *Folk Housing*, 1975. An dieser Stelle sei ausserdem noch auf eine früher erschienene Studie verwiesen; Demos, *A Little Commonwealth*, 1970. In seiner Darstellung regionaler Familiengeschichten im 17. Jahrhundert untersuchte Demos eine Reihe unterschiedlicher Häuser und deren Interieur und versuchte diese mit dem sozialen Leben ihrer Bewohner in Verbindung zu bringen. Insbesondere beforchte er Kinderkleidung und lehnte sich dabei stark an Philippe Ariès' strukturalistische Untersuchung zur Geschichte der Kindheit an. Obwohl Demos seine Studie als spekulativ und aufgrund ihres Fallstudiencharakters als wenig repräsentativ bezeichnete, kann sie aus heutiger Sicht als wesentlich für den Versuch gewürdigt werden, eine wissenschaftliche Brücke zwischen Familiengeschichte und Materielle Kultur zu schaffen.

25 Vgl. dazu auch spätere Arbeiten von Henry Glassie, unter anderem «Material Culture» (1999) sowie «Vernacular Architecture» (2000).

26 Kirchberg, *Gesellschaftliche Funktion*, 2005, S. 36. Beispielhaft dafür ist das 1759 eröffnete British Museum in London. Vgl. unter anderem Wilson, *The British Museum*, 2002. Kenneth Hudson konstatiert, dass es bis 1880 in Europa nur vier wirkliche «Museumsnationen»

19. Jahrhundert, vor allem von Anthropologen forciert, ein stärkeres Bewusstsein für die Bewahrung und Erforschung der dinglichen Hinterlassenschaften «primitiver» Kulturen ein.²⁷ Eine andere Funktion von Ausstellungsobjekten betraf das Demonstrieren technologischen Fortschritts, was zunehmend das Konzept von Museen beeinflusste. Im Zeitalter der Industrialisierung sollte es nicht nur kulturelle Ressource einer sozialen Elite sein, sondern auch einer breiten Bevölkerungsschicht zugänglich gemacht werden.²⁸ Archäologen und Anthropologen, deren *daily business* gewissermassen Materialität ist, sprachen aber noch lange nicht von «Materieller Kultur»; beeinflusst vom am Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschenden musealen Ausstellungskonzept wurde das, was wir heute unter dem Begriff verstehen, als «technology» bezeichnet. Obwohl in der zeitgenössischen britischen Schule dieses Forschungsfeldes tonangebend, waren die Ethnologen des frühen 20. Jahrhunderts auffallend wenig an Dingen und ihren soziokulturellen Kontexten interessiert. Artefakte wurden auf ihre Gebrauchsfunktion reduziert oder als passive Marker sozialen Status oder ethnischer Differenz betrachtet. Das Studium an Objekten war lediglich deskriptiv, beschränkt auf ihre technologischen oder ästhetischen Eigenschaften.²⁹ Noch steckte Ethnologie als akademische Disziplin in ihren Kinderschuhen; das Experimentieren mit Methoden und Konzepten hatte erste Priorität und ging auf Kosten der einige Jahrzehnte zuvor angelegten Sammlungen, die bis in die 1960er-Jahre unangetastet blieben. Forscher wie Alfred Radcliff-Brown oder Bronislaw Malinowski revolutionierten die ethnologische Feldforschung und machten sie zur Kernaufgabe der Disziplin, die zwischen den 1920er- und 50er-Jahren ganz im Zeichen funktionalistischer Theorien stand. Zugunsten einer stärkeren Zentrierung auf die Erforschung sozialer Relationen wurden frühere Objektstudien als «Geschichten des Mutmasslichen» kritisiert. Die stark soziologisch fundierte Idee von Anthropologie führte also vom Objekt weg hin zur Strukturanalyse sozialer Beziehungen.³⁰

gegeben habe, Frankreich, England, Deutschland und Italien, deren gemeinsamer Nenner eine imperialistische Vergangenheit gewesen sei. Vgl. Hudson, *Museums*, 1987.

27 Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die britische Anthropologie vor allem von Konzepten des Evolutionismus und Sozialdarwinismus bestimmt. Hicks, *The Material-Cultural Turn*, 2010, S. 30–36.

28 So erklärt Tony Bennett in seiner Studie: «The mid-nineteenth-century reconceptualization of museums as cultural resources that might be deployed as governmental instruments involving the whole population thus entailed a significant revaluation of earlier cultural strategies. In the earlier phase, the rules and proscriptions governing attendance at museums had served to distinguish the bourgeois public from the rough and raucous manners of the general populace by excluding the latter.» Bennett, *The Birth*, 1995, S. 28.

29 Vgl. Tilley, *Introduction*, 2006, S. 2.

30 Ebd., S. 2 f.

In dieser Zeit fiel jetzt immer öfter der Ausdruck «material culture», der damit den Technologiebegriff nach und nach ersetzte. Hiermit war den Sozialanthropologen ein terminologisches Werkzeug zur Abgrenzung gegenüber früheren Ansätzen, die als disziplinäre Altlast empfunden wurden, gegeben. Auf der anderen Seite wurde der Begriff jenen Anthropologen gerecht, die museale Sammlungen nicht als blosse Anhäufung von Objekten, sondern als kulturelles Vermächtnis verstanden wissen wollten.³¹

Diese Dichotomie brach in den 1960er-Jahren mehr und mehr auf. Zugunsten einer strukturalistischen, symbolischen Anthropologie musste der funktionalistische Ansatz weichen. Objekte wurden nicht mehr nur als Requisiten des Sozialen angesehen, sondern vielmehr Relationen gestaltend, formgebend, sich mit ihnen im Austausch befindend. Dafür stehen vor allem zwei Namen: Claude Lévi-Strauss und Clifford Geertz. Ihre Untersuchung sozialer Strukturen lehnte sich stark an Theorien Émile Durkheims, Talcott Parsons und Max Webers.

Diese Entwicklung stand in theoretischem Gegensatz zu den Neuerungen in der Archäologie. Deren Interesse am Materiellen hatte bis dahin überwiegend in der deskriptiven Darstellung vor allem antiker Objekte bestanden. Mit der «new archeology» rückte der Fokus jetzt mehr auf die Untersuchung von Artefakten in einem weitreichenden Netz soziokultureller Verflechtungen.³² Damit ist auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen archäologischen und anthropologischen Ansätzen in Grossbritannien zu dieser Zeit verwiesen. Während sich Letztere in den 1960er-Jahren vom Funktionalismus zu emanzipieren begannen, beriefen sich die Archäologen auf genau dieses theoretische Konstrukt, um ihrer Forderung nach Verwissenschaftlichung und Objektivierung der Disziplin Ausdruck zu verleihen. Gleichzeitig distanzieren sie sich von der Vorstellung, Archäologie sei lediglich eine Spielart prähistorischer Geschichte, und verorteten sich zunehmend selbst im Umfeld der Sozial- und Kulturanthropologie.³³

Trotz theoretischer Divergenzen entstanden vermehrt interdisziplinäre Forschungsfelder wie die Ethnoarchäologie. Die Erforschung zeitgenössischer Objekte ergänzte zudem das einseitige archäologische Interesse an Artefakten der Ur- und Frühgeschichte.

Nicht nur in theoretischer, sondern auch in terminologischer Hinsicht wurden die britisch-amerikanischen Vernetzungen deutlich. In den 1970er-Jahren setzte sich im Wissenschaftsbetrieb Grossbritanniens zunehmend der Begriff der Material-Culture-Studies durch, der den US-amerikanischen Arbeiten zur historischen Archäologie entnommen wurde. Während zunächst «modern material

31 Ebd., S. 9.

32 Diese Entwicklung ging zunächst von US-amerikanischen Archäologen aus und blieb im Wesentlichen auf den englischsprachigen Raum beschränkt. Ebd., S. 8.

33 Ebd.

culture studies» auf den Einbezug der zeitgenössisch westlichen Welt als Forschungsfeld der New Archeology hinwies, orientierte man sich bei der definitiven Verortung von «material culture» an den Arbeiten von James Deetz und dessen strukturalistisch-semiotischem Ansatz zur Geschichte der frühen USA. Indem Deetz seine Untersuchung einer Langzeitperspektive unterwarf, umging er die dem Strukturalismus häufig gemachte Kritik, er sei ahistorisch.³⁴

Am University College London (UCL) war die Ethnologie in dieser Zeit stark marxistisch geprägt. Ein grosses Interesse zogen vergleichende Untersuchungen zu Produktionsweisen und -beziehungen sowie kulturübergreifende Studien zur Technik auf sich.³⁵ Dieser zusätzliche Ansatz verdeutlicht die theoretische Heterogenität der britischen Material-Culture-Studies, die sich in den 1970er-Jahren im Spannungsfeld von Archäologie, Ethnologie und Geschichte bewegten und durch neu orientierte Arbeiten eine vor allem sozialevolutionistische Perspektive integrierten. In diesem Kontext kam es zur Gründung zweier bedeutender Forschungszentren für Materielle Kultur in Grossbritannien. Während am Department of Archeology in Cambridge der historisch-archäologische Ansatz nach Deetz stark gemacht wurde, baute man am Department of Anthropology am UCL auf den strukturfunktionalistischen Marxismus. In den frühen 1980er-Jahren sollten neuere soziologische Theorien dabei helfen, diesen unterschiedlichen Ansätzen zu stärkerer Vernetzung zu verhelfen. In diesem Zusammenhang spielten vor allem zwei Theorien eine prominente Rolle. Erstens war dies Pierre Bourdieus Studie zur Frage von Habitus und sozialen Codes.³⁶ Die zweite bildete Anthony Giddens' Strukturierungstheorie, mit welcher der britische Soziologe ein Modell für die wechselseitigen Beziehungen zwischen «agency» und «structure» entwarf.³⁷ Unter diesen Einflüssen entstanden in Cambridge und London Studien und Forschungsrichtungen, in deren Zentrum das besondere Verhältnis kultureller und materieller Welten stand, wie der von Ian Hodder begründete Ansatz der «contextual archaeology».³⁸ Am UCL waren es insbesondere Daniel Millers Arbeiten, die zum «material cultural turn» (Dan Hicks) in der britischen Forschungslandschaft beitrugen. Seine stark von Hegel, Marx und Simmel inspirierte Theorie der Objektivierung, in der er den Dualismus von Subjekt und Objekt aufzubrechen versuchte, war ein wichtiger Beitrag für die Konsumforschung, die bis heute einen Schwerpunkt der Material-Culture-Studies am UCL bildet.³⁹

34 Deetz, In Small Things, 1977.

35 Als Zeugnis dieser marxistisch geprägten Richtung der Ethnologie am UCL wurde 1974 die Fachzeitschrift «Critique of Anthropology», die bis heute vierteljährlich erscheint, gegründet.

36 Bourdieu, Entwurf, 1976.

37 Giddens, Central Problems, 1979.

38 Zum Beispiel in Hodder, The Archaeology, 1987.

39 Miller, Material Culture, 1987.

Die «high period of material culture studies» in Grossbritannien verortet Dan Hicks schliesslich in den 1990er-Jahren.⁴⁰ Mit der Publikation wichtiger Studien und wissenschaftlicher Fachzeitschriften, wie des bereits mehrfach erwähnten «Journal of Material Culture», verschaffte sich der Forschungsbereich der Materiellen Kultur mitunter auch über die Archäologie und Ethnologie hinaus Gehör, ist jedoch bis heute vor allem diesen beiden Disziplinen verpflichtet geblieben. Entscheidend dafür ist die Etablierung des Forschungsfeldes in den anthropologischen und archäologischen Instituten von Cambridge und dem UCL. Dabei ist man heute zunehmend um die Einbettung der Material-Culture-Studies in das breitere Feld der Sozialwissenschaften bemüht, was sich anhand einiger Schlüsselkonzepte und Paradigmen in den jeweiligen Lehr- und Forschungsprogrammen zeigt. So ist etwa eine klare Orientierung an der Analyse von ontologischen Hierarchien zwischen Subjekten und Objekten, wie sie von Bruno Latour in dessen Akteur-Netzwerk-Theorie entwickelt wurde, zu erkennen.⁴¹

2.3 Der Einfluss der deutschsprachigen Volkskunde

Die aktuell überwiegend englischsprachigen Forschungsarbeiten und Diskussionen zu Materielle Kultur können schnell darüber hinwegtäuschen, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Objekten im deutschen Sprachraum eine lange Tradition besitzt. Unter dem Begriff der «Sachkulturforschung» deutete die Anfang des 20. Jahrhunderts als eigenständiges Fach entstandene Volkskunde auf eine ihrer methodischen und empirischen Schwerpunkte. In ihrem Selbstverständnis als Museums- und Sammlungsfach oblagen der Volkskunde unweigerlich Dinge. Der Weg von den Kunst- und Kuriositätenkabinetten des 17. und 18. Jahrhunderts führte schliesslich im 19. Jahrhundert zum Museum als Sehnsuchtsort vormoderner Lebenswelten. Im Zeitalter des Nationalismus war das Sammeln und Bewahren «volkstümlicher» Überreste Material gewordene Volksideologie. In zahlreichen Heimatmuseen sollten regionale Identitätsbilder dem modernitätsgeplagten Bürger Orientierung verschaffen – dirigiert und begleitet von Volkskundlern.⁴² So wie bald nach ihrer akademischen Etablierung schriftliche Zeugnisse ins Zentrum volkskundlicher Untersuchungen rückten, so obsessiv war der anfängliche Fokus auf Objekte. Sobald das Bauerntum in all seiner «Ursprünglichkeit» zum historischen Kern nationalen Volkstums auserkoren wurde, ging es an das Sammeln und Ausstellen entsprechender Sach-

40 Hicks, *The Material-Cultural Turn*, 2010, S. 64.

41 Latour, *Eine neue Soziologie*, 2007.

42 Dazu Roth, *Heimatmuseum*, 1990.

kulturen, worunter sich etwa Geräte, Möbel und Trachten befanden und die im Wesentlichen auf ein auf Tradition und Volksbrauch fixiertes Kulturverständnis abstellten.⁴³ Dieser «Makel des nur Materiellen» führte zu hitzigen Debatten innerhalb des Fachs und schliesslich zu einer grundsätzlichen Zweiteilung der Volkskunde, welche die «geistige» über die «materielle» Kultur stellte.⁴⁴

1919 wurde an der Universität Hamburg unter der Leitung Otto Lauffers der erste volkskundliche Lehrstuhl in Deutschland eingerichtet. Zwar betonte der Kulturhistoriker die Wichtigkeit quellentechnischer Vernetzung, also die Erforschung der Gegenstandskultur durch die kombinierte Untersuchung von Bild-, Schrift- und Sachquellen, allerdings sollte die volkskundliche Forschung der nächsten Jahrzehnte auf schriftliche Erzeugnisse beschränkt bleiben.⁴⁵ In der Schweiz hatte sich die Volkskunde bereits 1900 an der Universität Basel als Forschungsgebiet etabliert. Dennoch war sie bis nach dem Zweiten Weltkrieg in die Germanistik eingebunden und blieb damit auch weiterhin stark schriftorientiert. Eine Rückkehr der deutschsprachigen Volkskunde zum Materiellen vollzog sich, analog zu anderen Disziplinen, in den 1960er-Jahren. Vor dem Hintergrund einer allgemeinen Aufwertung der historischen Demografie sowie der Familienforschung stieg auch das museale und wissenschaftliche Interesse am Objekt. Dem vorausgegangen waren unter dem Einfluss der «Münchener Schule» um Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer integrative Ansätze, die sich um eine stärkere Vernetzung von Schrift und Objekt sowie qualitativen und quantitativen Daten bemühten. Kramer prägte den Begriff der «Dingbedeutsamkeit», der zufolge die «drei Grundelemente [...] Stoff, Gestalt und Funktion» dabei helfen würden, Mensch-Ding-Beziehungen über ihre «Zweckbezogenheit» hinaus zu analysieren:⁴⁶ «Ist man auf solche eigenartigen Beziehungen zwischen Mensch und Ding aufmerksam geworden, so wird man immer und immer wieder darauf stossen. Und zwar nicht nur in sagenhaften Zeugnissen oder in Vorstellungen des Volksglaubens, sondern auch im bäuerlichen und bürgerlichen Alltagsleben, im

43 Kaschuba, Einführung, 1999, S. 224 f.

44 Wiegelmann, «Materielle» und «geistige» Volkskultur, 1970, S. 187. Zur Kritik dieser Differenzierung vgl. zum Beispiel Kramer, «Materielle» und «geistige» Volkskultur, 1969. Das Reduzieren auf schriftliche Quellen in der Volkskunde scheint deswegen besonders bemerkenswert, da Dinge dem Fach gewissermassen als «Geburtshelfer» zur Etablierung als akademische Disziplin verhelfen.

45 Vgl. Lauffer, Quellen, 1943. Im Übrigen ist es kein Zufall, dass die Akademisierung der Volkskunde in direktem (personalem) Zusammenhang mit der Entwicklung des Museums steht. Otto Lauffer hatte nicht nur den Lehrstuhlvorsitz in Hamburg inne, sondern war zuvor auch der erste Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte sowie Direktor am Historischen Museum in Frankfurt am Main.

46 Kramer verstand diesen Begriff als Weiterentwicklung des in seiner Dissertation vorgeschlagenen Terminus der «Dingbeseelung», an welchem unter anderem auch Richard Weiss Kritik geübt hatte. Vgl. Kramer, Die Dingbeseelung, 1940, sowie ders., Zum Verhältnis, 1962.

ständischen Brauchtum, im Recht der verschiedensten Sphären, im Bereich der Familie, der Nachbarschaft [...]. Die Beziehungen sind ihrem Charakter nach von erstaunlicher Vielfalt, sie reichen von der kurz angedeuteten gegenseitigen ›Vertrautheit‹ bis zu der Fähigkeit einzelner Gegenstände, sinnhafter Ausdruck und greifbare Vergegenwärtigung geistiger Gemeinschaftswerte zu werden.»⁴⁷ Die Stärke von Kramers «Dingbedeutsamkeit» liegt im Relativieren des Quellenwertes von Objekten, indem er die Vernetzung und Kontextualisierung mit anderen Quellen beschrieb. Damit antwortete er auf Konzepte, die den Erkenntniswert von materieller Kultur zuweilen überbewerteten, wie etwa Leopold Schmidts «Stoffheiligkeit». Mit Blick auf Gegenstände alltagskultureller Relevanz bot Kramers «Dingbedeutsamkeit» also einen durchaus fruchtbaren Ansatz zur Analyse materieller Kultur – auch in interdisziplinärer Perspektive.⁴⁸ Etwa in die gleiche Zeit fiel die «Entdeckung» serieller Quellen, an deren Spitze Nachlassinventare standen, die einer quantitativen Sachkulturfor schung Vorschub leisteten und das Interesse anderer Disziplinen an Dingen auf sich zogen.⁴⁹ In den 1990er-Jahren verhalf die Konsumgeschichte der Auseinandersetzung mit Objekten zu neuerlicher Aufmerksamkeit.⁵⁰ Seit der Jahrtausendwende hat sich das Interesse der verschiedenen deutschsprachigen Fachrichtungen am Objekt intensiviert. Der Begriff der Sachkulturfor schung tritt seitdem zurück und wird sukzessive durch den disziplinübergreifenden Terminus der Materiellen Kultur ersetzt.⁵¹ Ein deutschsprachiges Äquivalent zu den anglofonen Material-Culture-Studies im Sinne einer «materiellen Kulturfor schung» aber gibt es nicht, sie schlägt sich eher in Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen mit einem Fokus auf «Materialität» nieder.⁵² In der Schweiz ging das volkskundliche Interesse an Materieller Kultur seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit zwei Entwicklungen einher: den Industrialisie-

47 Kramer, Zum Verhältnis, 1962, S. 93.

48 Zur Rezeption unter anderem Korff, Einleitung, 1992.

49 Beispiele solcher vor allem historisch orientierter Studien sind etwa Mohrmann, Alltagswelt, 1990, sowie Hauser, Dinge, 1994.

50 Vgl. vor allem Siegrist/Kaelble/Kocka, Europäische Konsumgeschichte, 1997.

51 Für die deutschsprachige Forschung aber bleibt die Ethnologie wegweisend, was sich unter anderem an Einführungen und Überblicksdarstellungen zur Materiellen Kultur zeigt. Vgl. unter anderem Hahn, Materielle Kultur, 2005.

52 In Deutschland unter anderem der Sonderforschungsbereich «Materiale Textkulturen: Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften» (Universität Heidelberg), das Graduiertenkolleg «Materialität und Produktion» der Universität Düsseldorf; in der Schweiz unter anderem der thematische Schwerpunkt «Materielle Kultur- und Technikfor schung» am Institut für Sozialanthropologie und Europäische Kulturwissenschaft der Universität Zürich, das vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützte Forschungsprojekt «Textilien und Materielle Kultur» am Historischen Seminar der Universität Bern; in Österreich unter anderem der Forschungsschwerpunkt «Materielle Kultur» an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

rungs- und Urbanisierungsprozessen auf der einen und der Neugründung zahlreicher Museen auf der anderen Seite.⁵³ Der in der frühen Schweizer Volkskunde lange Zeit dominierende Schwerpunkt der alpinen Kultur weitete sich damit auf die handwerkliche Sachkultur im ländlichen und städtischen Raum aus. Einen traditionell festen Platz in der schweizerischen Materialkulturfor­schung haben von jeher ausserdem die Haus- und Wohnforschung sowie die religiös-folkloristische Brauchtumsforschung. Genau wie die im 20. Jahrhundert verstärkt aufkommende Industriekulturfor­schung waren diese Bereiche lange Zeit einem nostalgischen «Rettungsgedanken» verpflichtet oder blieben auf streng funktionalistische Ansätze beschränkt.⁵⁴ Wegweisend für eine modernere volkskundliche Sachkulturfor­schung waren schliesslich die Arbeiten von Richard Weiss. Er schlug eine kulturgeschichtlich intendierte Brücke zur Gegenwart und emanzipierte sich mit einem deutlich funktionalistischeren Ansatz von Reliktkult und ideologischer Volkstümelei. Diese neuen Ansätze blieben nicht ohne Folgen für die Schweizer Sozialgeschichte. Besonders Rudolf Braun, ein Schüler Richard Weiss', implementierte dessen traditionskritische, kulturhistorische Perspektive in seine eigenen Studien. Darin liegt ein Grund für die heute weitaus weniger strikte Trennung zwischen Sozial- und Kulturgeschichte in der Schweiz, als dies etwa in der deutschen Forschung der Fall ist.⁵⁵

Bis heute sind die im deutschen Sprachraum bestehenden Vernetzungen zwischen Wissenschaft und Museum rar. Die disziplinären Wurzeln der Sachkulturfor­schung liegen in der Volkskunde, die sich im 20. Jahrhundert, deutlich stärker als in anderen Forschungslandschaften, in eine akademische auf der einen und in eine museale Volkskunde auf der anderen Seite entwickelte. Dennoch ist eine Erweiterung in der deutschsprachigen Materialkulturfor­schung erkennbar, und zwar nicht als lineare Fortsetzung alter Konzepte, sondern als Integration überfachlicher Ansätze, die sich von zum Teil überholten Vorstellungen einer älteren Sachkulturfor­schung zu lösen beginnen.⁵⁶

Die vorangegangenen Ausführungen zur Entwicklung des Forschungsprogramms der Materiellen Kultur haben gezeigt, dass es trotz regionaler und disziplinärer Eigenheiten einen gemeinsamen Kanon gibt, der das spezifische Interesse an Materieller Kultur bezeugt und damit den Aufschwung des Forschungsfeldes spätestens seit den 1970er-Jahren.

53 Dazu gehörten beispielsweise das Kunstgewerbemuseum Zürich (1875), die historischen Museen Basel und Bern (1894) sowie das Schweizerische Landesmuseum in Zürich (1898). Dommann, *Die Lust an Überresten*, 2012, S. 266.

54 Leimgruber, *Volkskunde*, 2012, S. 130f.

55 Vgl. Dommann, *Die Lust an Überresten*, 2012, S. 269.

56 Zum Beispiel Cremer/Mulsow, *Objekte*, 2017.

Ausgangspunkt allen «dinglichen Geschehens» war (die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kunst- und Wunderkammern einmal ausgenommen) das Museum des 19. Jahrhunderts. Es sammelte, archivierte und bildete die Forschungsgrundlage für jene Disziplinen, deren Untersuchungsinteresse sich von jeher auf Gegenstände richtete. Im Umgang mit Materialität waren es daher vor allem archäologische, kunsthistorische sowie volkskundliche beziehungsweise ethnologische Ansätze, die sich später andere Disziplinen im Umgang mit Materialität zunutze machen konnten. Zweitens: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wuchs die allgemeine Kritik am Anthropozentrismus, was den Fokus zunehmend auf andere Akteure lenkte. Damit einher ging die Infragestellung der alten Dichotomie von Geist und Materie. Diese Überlegungen mündeten, drittens, in eine Aufwertung alltagskultureller Fragestellungen, die nicht den Menschen allein, sondern dessen vielfältige Beziehungen mit seiner Umwelt in den Mittelpunkt des jeweiligen Forschungsinteresses stellten. Dafür traten, viertens, rein funktionalistische zugunsten semiotisch-strukturalistischer Ansätze mehr und mehr in den Hintergrund.

Disziplinen haben oft stark konservative Tendenzen. Wenn sich ein neuer Forschungszweig zu entwickeln beginnt, sind die kritischen Stimmen lauter als die zustimmenden. Dafür sind wesentlich zwei Aspekte entscheidend. Zum einen haben etablierte Disziplinen einen langen Weg der Entwicklung hinter sich, an dessen Ende Strategien der theoretischen und methodischen Abgrenzung, institutionelle Strukturen und festgelegte Forschungsfelder stehen. Auf der anderen Seite ist es inzwischen Usus, neue Strömungen in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Theoriedebatten mit Labels zu belegen. So scheint es jedenfalls verständlich, wenn hinsichtlich der «Turn-Metaphorik» ein gewisses Unbehagen besteht – unterstellt sie doch, dass sich Paradigmenwechsel plötzlich, einem Bruch gleich, vollziehen.⁵⁷ Zweifellos ist es spannend zu fragen, warum wann welche Forschungsgegenstände gesteigerte Zuwendung bekommen. Allerdings sollten solche Prozesse mehr in langfristiger Perspektive, in deren Kontext eine ganze Reihe sich gegenseitig beeinflussender Ideen, Theorien und Werke stehen, gelesen und weniger als eindeutig fassbare Zäsur begriffen werden.⁵⁸ «Eigentlich

57 Neben dem generalistisch formulierten «cultural turn», der im Sinne eines erweiterten Kulturverständnisses eine Vielzahl von wissenschaftlichen «Wenden» beschreiben möchte, gibt es auch weitere, wie den «spatial turn», den «museal turn» oder eben den «material turn». Der letztgenannte Ausdruck kam durch Dan Hicks (2010) in die wissenschaftliche Debatte. Für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wendeparadigma in den Geistes- und Sozialwissenschaften vgl. unter anderem Schenk, *Der «spatial turn»*, 1. 6. 2006.

58 Christoph Conrad schlägt dafür den Begriff der «Verknötung» vor: «Anstatt sauber aufeinander folgender Paradigmenwechsel oder *turns*, scheint es weiter zu führen, wenn man die ihnen zugrunde liegenden institutionellen, kollektivbiographischen und inhaltlich-methodischen Stränge getrennt betrachtet und den Ereignischarakter ihrer Verknötung als nur einen, sicher

hat es keine richtigen ‹Wenden› gegeben, aber sie sind schwer zu erklären»⁵⁹ – Christoph Conrads Einschätzung zu den ‹Turns› der vergangenen Jahrzehnte trifft auch auf die Hinwendung zum Materiellen zu. Es sind vielmehr neue Fragen, die an Objekte als Untersuchungsquelle und -methode gestellt werden. Dies gilt auch und insbesondere für die Geschichtswissenschaft, für die spätestens seit den 1980er-Jahren das Rekonstruieren von Vergangenheit von und mithilfe materieller Kultur Teil historischer Forschung ist.

2.4 Materielle Kultur und Geschichtswissenschaft

Bei aller Aufmerksamkeit, die ihr seit einiger Zeit zuteil wird – in der Geschichtswissenschaft hat die Materielle Kultur einen schweren Stand. Dabei hatte der Historiker Johann Gustav Droysen noch Mitte des 19. Jahrhunderts ganz selbstverständlich die Dinge in den Kanon historischen Quellenbestandes aufgenommen und als ‹beredte Zeugen aus vergangenen Zeiten› gewürdigt.⁶⁰ Mit ihrem besonderen Interesse an politischer Ereignisgeschichte richteten Historiker jedoch zunehmend ihren Fokus auf schriftliche Hinterlassenschaften, was bald nach der Etablierung von Geschichte als wissenschaftliche Disziplin zu einer Auslagerung Materieller Kultur in andere Fächer oder Teilbereiche wie der Ur- und Frühgeschichte führte. Erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist eine allmähliche Wiederaufnahme von Materialität in historischen Arbeiten zu beobachten, was massgeblich mit der Aufwertung der Sozialgeschichte im Allgemeinen und alltagshistorischer Fragestellungen im Besonderen zusammenhing. Die bereits erwähnte französische Annales-Schule legte wesentliche Grundsteine für das, was in den 1960er- und 70er-Jahren in der englischsprachigen Forschung der New Social History und in der deutschsprachigen dem Programm der Bielefelder Schule entsprach.⁶¹

spektakulären und wirkungsmächtigen, Aspekt ihrer länger laufenden Entwicklung auffasst.» Conrad, *Die Dynamik*, 2006, S. 148.

⁵⁹ Ebd., S. 158.

⁶⁰ Droysen, *Historik*, 1972, S. 38. Diese Feststellung beruht auf Droysens typologischer Unterteilung in (schriftliche) ‹Quellen› und (materielle) ‹Überreste›. An anderer Stelle heisst es dazu: ‹Die Quellen, auch die vorzüglichsten, geben ihm [dem Forscher] sozusagen nur polarisiertes Licht. Völlig sicher, bis ins kleine und kleinste, geht er bei den Überresten; je schärfer er sie ergründet, desto ergiebiger werden sie ihm; aber sie sind wie zufällig und zerstreute Fragmente.› Droysen, *Historik*, 1977, S. 426.

⁶¹ Hierin zeigt sich trotz manch regionaler Divergenzen, dass es durchaus sinnvoll ist, internationale und transdisziplinäre Entwicklungen zusammenzudenken, so wie es vor einiger Zeit Peter Miller getan hat. Seine Genealogie Materieller Kultur führt von Karl Lamprecht über Aby Warburg zu Marc Bloch und Hermann Aubin. Vgl. Miller, *Introduction*, 2013.

In den 1980er- und 90er-Jahren waren es insbesondere Arbeiten zur frühneuzeitlichen Konsumgeschichte, die eine stärkere Berücksichtigung materieller Kultur in historischen Fragestellungen bewirkten. Vor allem die britische Forschung war hier federführend, konnte aber schon bald keinen Alleinanspruch mehr darauf erheben.⁶² Im Wesentlichen ging es dabei um die Frage, auf welche Weise Waren produziert, verteilt und konsumiert wurden, welche Akteure an ihrer Zirkulation beteiligt waren und welchen Stellenwert Dingen in ihren zeitlichen Kontexten beigemessen wurde. Ein Grossteil dieser Studien fokussiert auf einzelne Dörfer und Städte; in jüngster Zeit öffnet sich der Blick, auch im Kontext der Imperial- und Kolonialgeschichte, in Richtung globaler Zusammenhänge.⁶³ Auch die Geschlechtergeschichte konnte einen wichtigen Beitrag dazu leisten, Materielle Kultur in historische Untersuchungen zu implementieren, unter anderem mit Arbeiten zu Körpergeschichte oder Alltagspraktiken.⁶⁴

Längst hat sich das geschichtswissenschaftliche Interesse an materieller Kultur auch auf andere Forschungsfelder ausgedehnt. Von der mittelalterlichen Realienkunde reicht es über praxeologische Studien in der Frühnezeitgeschichte bis hin zu technik-, design- und wissenshistorischen Fragestellungen; selbst Pierre Noras «lieux de mémoire» finden in neueren Arbeiten zu Objekten als Orte der Erinnerungskultur Berücksichtigung.⁶⁵ Trotzdem ist – das zeigt der Blick in Einführungs- und Übersichtsdarstellungen – materielle Kultur im Rahmen eines erweiterten Quellenverständnisses in der geschichtswissenschaftlichen Forschung noch immer unterbelichtet.⁶⁶

Das deutet auf ein erstes wesentliches Problem historisch orientierter Materialitätsforschung – die besondere Quellenlage. Dinge reden nicht. Das ist vor allem für solche Untersuchungen, die Objekte in das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit rücken, gewissermassen also *über* Dinge forschen, eine grosse Herausforderung. Eine objektzentrierte Studie, die auf blosse Beschreibung reduziert bleibt, ist für historische Zusammenhänge wenig aussagekräftig. In diesem Punkt sollte sich der geschichtswissenschaftliche Umgang mit Objekten von anderen Disziplinen

62 Vgl. unter anderem McKendrick/Brewer/Plumb, *The Birth*, 1987; Weatherill, *Consumer Behavior*, 1993; Brewer/Porter, *Consumption*, 1994. Für die französische Forschung vgl. unter anderem Ariès/Chartier, *Geschichte des privaten Lebens*, 1991, sowie Roche, *Histoire des choses banales*, 1997. Für den deutschsprachigen Raum vgl. unter anderem Siegrist/Kaelble/Kocka, *Europäische Konsumgeschichte*, 1997.

63 Vgl. unter anderem Ago, *Gusto*, 2013. Für globale Studien vgl. unter anderem Gerritsen/Riello, *The Global Lives*, 2016.

64 Zuletzt etwa bei Germann/Strobel, *Materializing Gender*, 2018. Für einen Überblick vgl. zum Beispiel Opitz-Belakhal, *Geschlechtergeschichte*, 2018.

65 Vgl. unter anderem Sabrow, *Erinnerungsorte*, 2009.

66 Eine Ausnahme bildet beispielsweise Peter Wolfs Artikel zu Objekten als historischer Quelle. Vgl. Wolf, *Dingliche Relikte*, 2002.

klar abgrenzen.⁶⁷ In der Beforschung alltagskultureller Artefakte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit werden daher, insbesondere durch die stärkere Berücksichtigung serieller Quellen seit den 1970er-Jahren, Nachlassinventare, Testamente, Kirchenbücher, Gerichtsakten usw. als probate Ergänzung zu den materiellen «Überresten» genutzt.⁶⁸

Eine weitere Schwierigkeit ist die Auswahl und der Zugriff auf das Quellenmaterial. Archive und Bibliotheken übernehmen, sammeln und ordnen schriftliche Hinterlassenschaften einer in der Regel einfach nachvollziehbaren Systematik. Museen als Sammlungsträger historischer Objekte folgen hingegen häufig einer ganz anderen Logik, die über den Tradierungswert derselben entscheidet. So sind es schlussendlich Zufälle und museale Selbstinterpretationen, denen Historiker in der Arbeit mit Dingen «ausgeliefert» sind. Fragen zu Repräsentativität und Aussagekraft der Quelle sind daher mit besonderer Aufmerksamkeit zu stellen.⁶⁹

Eine dritte Herausforderung ist der methodologische Zugang. Wie können interdisziplinäre Ansätze genutzt werden, ohne der Untersuchung ihre historio-graphischen Grundlagen und das spezifisch geschichtswissenschaftliche Erkenntnisinteresse zu entziehen? Seit den späten 1990er-Jahren haben sich einige wenige Arbeiten mit der Frage integrativer Methodologien für den historischen Umgang mit materieller Kultur in zum Teil theoretischer, zum Teil angewandter Perspektive auseinandergesetzt, von denen drei im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Einen wertvollen Beitrag zu den Wechselbeziehungen von Materialität und Historizität lieferte Leora Auslander in ihrem 2005 erschienenen Artikel «Beyond Words», in dem sie ihren Fallbeispielen drei wesentliche Gründe für die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit Objekten vorausschickt. Demnach sei menschliches Ausdrucksvermögen nie auf das gesprochene und geschriebene Wort und damit auf den visuellen und akustischen Reiz beschränkt gewesen, sondern befinde sich von jeher im Spannungsfeld aller fünf Sinne, was verschiedenste kulturelle Erzeugnisse hervorbrachte. Zweitens – und hier folgt sie Bruno Latour – beschreibt Auslander Objekte als aktive Akteure, nicht als blosse Produkte der Geschichte. Sie entzieht sich der Kritik des Anthropomorphismus jedoch mittels gut gewählter Beispiele. So hatten technische Innovationen dem Fensterglas im 19. Jahrhundert zu mehr Transparenz und Grösse verholfen, was einen uneingeschränkten Blick von drinnen nach draussen (und

67 Der US-amerikanische Volkskundler Bernard Herman hat in diesem Zusammenhang die Kategorien «object-centred» und «object-driven» entworfen. Das Ziel Letzterer sei es, Objekte in ihre historischen Kontexte zurückzubinden, indem man mithilfe dichter Beschreibung ihre Biografien rekonstruiere. Herman, *The Stolen House*, 1992, S. 7.

68 Zum Zusammenhang von Inventarlisten und materieller Kultur vgl. zum Beispiel Riello, «Things Seen and Unseen», 2013.

69 Dazu unter anderem Lübke, *Der Fortschritt*, 1982.

umgekehrt) ermöglichte und ein neues Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatsphäre schuf. Es ist in diesem Sinne überhaupt nicht notwendig, einem Objekt menschliche Eigenschaften zuzuschreiben, um Materialität als gestaltenden Akteur zu begreifen. So banal wie einleuchtend ist, drittens, die Beobachtung, dass der historische Mensch nicht zwangsläufig das geschriebene Wort als primäres Ausdrucksmittel verwendete, sondern dass sich Deutungen und Performanz auch in materieller Form manifestierten.⁷⁰ Eine der grossen Stärken des Aufsatzes ist Auslanders Unaufgeregtheit, die sie hinsichtlich einer spezifischen Methodologie walten lässt. Hatte Jules Prown, der «grandfather» der amerikanischen Material-Culture-Studies, noch Ende der 1980er-Jahre den Vorschlag eines kaum umsetzbaren Dreistufenmodells gemacht,⁷¹ erklärt die Sozialhistorikerin Auslander, dass die methodologische Herangehensweise an Artefakte interdisziplinär sein muss. Es kann demzufolge nicht zielführend sein, eine universell anwendbare Methode zu entwickeln. Vielmehr seien der glückliche Umstand, dass der Historiker gelegentlich Zugang zu schriftlichen *und* materiellen Quellen hat, und die Eigentümlichkeit der Disziplin, «to move among object, theory, and a wide range of texts», auszunutzen.⁷²

Mit dem Ziel, häusliches Leben in Europa zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert zu rekonstruieren, machte sich Raffaella Sarti in ihrer 1999 erstmals veröffentlichten Studie sowohl materielle als auch schriftliche und visuelle Quellen zunutze. Als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum Verhältnis von Objekten und sozialen Beziehungen dient ihr «die Familie», die sie ganz im Sinne von Richard Weiss' «Dreiheit primitiver Wohnbedürfnisse» – Kochen, Essen, Schlafen – in den Küchen, Stuben und Schlafgemächern frühneuzeitlicher Häuser platziert. Ihre hohe Anschaulichkeit verdankt die Arbeit einer Kombination aus Daten historischer Demografie, qualitativer Text- und Bildanalysen sowie der unmittelbaren Beforschung materieller Kultur wie Häuser und Möbel, die Sarti nicht nur hinsichtlich ihres ökonomischen Wertes und funktionellen Einsatzes untersucht, sondern auch in ihren symbolischen und kulturellen Kontexten verortet. Damit ist ihre Arbeit eine wichtige geschichtswissenschaftliche Ergänzung zu früheren, eher kunst- und designhistorisch intendierten Untersuchungen.⁷³

Als einer der wenigen Vertreter seines Fachs hat auch Giorgio Riello 2009 den Versuch unternommen, eine Methodologie für den Umgang mit materieller

70 Auslander, *Beyond Words*, 2005, S. 1016–1018.

71 Prown, *Mind*, 1982, S. 7–10. Prowns Dreistufenmodell besteht aus den Schritten Beschreibung («description»), Deduktion («deduction») und Interpretation («speculation»). Dieser stark kunsthistorisch beeinflusste Ansatz ist äusserst objektzentriert und vernachlässigt die Notwendigkeit der Kontextualisierung, weswegen er nur bedingt geeignet ist.

72 Auslander, *Beyond Words*, 2005, S. 1045.

73 Sarti, *Europe at Home*, 2002.

Kultur in historischen Untersuchungen zu entwickeln.⁷⁴ Dafür bringt der Globalhistoriker die Trias Objekt – historisches Narrativ – Methode in verschiedene Stellungen zueinander. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Annahme, dass es drei verschiedene Perspektiven gibt, aus denen sich historische Untersuchungen materieller Kultur annähern können. Die erste, «*history from things*», möchte Objekte in gleicher Weise wie schriftliche Überreste als Primärquelle verstanden wissen und damit Geschichte unmittelbar *aus* den Dingen rekonstruieren.⁷⁵ «*History of things*» hingegen meint die Analyse der Verbindungen zwischen Objekten, Menschen und ihren Repräsentationen. Die Popularität dieses Ansatzes verdankt sich vor allem Arbeiten zur Konsum- und Designgeschichte, die der Materiellen Kultur in der Geschichtswissenschaft seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zu neuer Aufmerksamkeit verholfen haben. Schliesslich offeriert Riello mit «*history and things*» einen dritten Ansatz, der lediglich als Möglichkeit des freieren und kreativeren Umgangs mit Vergangenheit jenseits blosser Fixierung auf schriftliche Quellen betrachtet werden kann. Dabei versteht er diese Zugangsmöglichkeiten zu Historizität mithilfe materieller Erzeugnisse keineswegs als unveränderliche, fixe Methoden. Vielmehr sollen sie vor allem Forschende dazu motivieren, etablierte Paradigmen zu hinterfragen und neue Interpretationen zu entwickeln.

Die obigen Ausführungen haben einige wesentliche Probleme hinsichtlich des Verhältnisses von Materialität und Historizität verdeutlicht; sie lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

Erstens bedeutet Materielle Kultur für Geschichte zunächst nichts anderes als ein erweiterter Zugang zu Themen, deren vermeintlich historische Faktizität in der Regel nur auf schriftliche Quellen beruht. Dabei können materiell basierte Studien dazu beitragen, Altbekanntes zu hinterfragen und neue Perspektiven auf etablierte Forschungsfelder zu gewinnen. Zweitens: Dinge sind – konstruktivistisch gesprochen – auch nur *ein* Teil von Historizität, weswegen sie mit anderen, schriftlichen oder visuellen Quellen in geeigneter Weise kombiniert werden müssen, um relevante Aussagen über die Wechselwirkungen von materieller Kultur und historischen Prozessen treffen zu können. Im Dickicht des Material-Culture-Diskurses drängt sich, drittens, der Verdacht auf, Dinge mutierten zu handelnden Subjekten.⁷⁶ Sie verfügen aber nicht über menschliche Intentionalität. Vielmehr meint «agency» einen Prozess der wechselseitigen Beziehungen

⁷⁴ Riello, *Things*, 2009.

⁷⁵ Vgl. dazu auch Lubar/Kingery, *History*, 1993.

⁷⁶ So hätten – zumindest den Titeln einiger Arbeiten zufolge – Dinge eine Biografie, ein soziales Leben und sie übten Macht aus. Vgl. unter anderem Kopytoff, *The Cultural Biography*, 1986; Daston, *Things that Talk*, 2004; Hartmann et al., *Die Macht der Dinge*, 2011.

zwischen Menschen und Dingen, die nicht hierarchisiert, sondern als gleichwertig angenommen werden. In dieser symmetrischen Perspektive können eben auch Objekte Bestandteil von Praktiken sein sowie an der Bildung sozialer Netzwerke oder der Strukturierung gesellschaftlicher Normen teilhaben.⁷⁷ Die praxeologische Forschung zur Frühen Neuzeit, insbesondere innerhalb der Konsum-, Wissens- und Geschlechtergeschichte, konnte dies mithilfe einiger Schlüsselpraktiken wie Produzieren, Tauschen, Sammeln oder Konsumieren überzeugend darlegen. Daraus resultiert, viertens, dass sich historiografische Fragestellungen nicht automatisch aus den Dingen heraus, sondern erst aus dem Erkenntnisinteresse an spezifischen geschichtlichen Narrativen, möglichen methodischen Zugängen und dem Objekt selbst ergeben.⁷⁸ Fünftens: Der geschichtswissenschaftliche Umgang mit Materielle Kultur wirft eine Reihe heuristischer Probleme auf. So stellt sich etwa die Frage des Zustandes und der Authentizität des Objekts, seines Wandels und damit seiner Historizität oder die Frage nach dem Mehrwert gegenüber schriftlichen Quellen. Unmittelbar damit verknüpft ist, sechstens, der Dialog mit Museen und anderen Sammlungsinstitutionen, in den Historikerinnen mit Materialkundigeren treten müssen. Das offeriert zum einen die Chance auf angewandte Forschung und stärkere Kooperation, zum anderen birgt das unterschiedliche Interesse an materieller Kultur auch Konfliktpotenzial.

77 So sei es Latour zufolge doch mehr als logisch, dass «die Kontinuität eines Handlungsverlaufs nur selten aus Mensch-zu-Mensch-Verbindungen [...] oder aus Objekt-zu-Objekt-Verbindungen bestehen wird, sondern wahrscheinlich im Zickzack von den einen zu den anderen verläuft». Latour, *Eine neue Soziologie*, 2007, S. 130.

78 Dazu zuletzt unter anderem Cremer/Mulsow, *Objekte*, 2017, sowie Hannan/Longair, *History*, 2017.

3 Historische Hausforschung

3.1 Hausforschung in Europa

In einem 2002 veröffentlichten Aufsatz fragte der Soziologe Thomas F. Gieryn, «what buildings do». Seine Antwort lautete: «Buildings stabilize social life.»¹ Aber nicht nur das: Häuser erzählen unendlich viele Geschichten und unendlich viele Geschichten erzählen von Häusern. Sie sind damit auch Träger und Vermittler von Kultur. In ihrer Eigenschaft als «Container» (Martina Löw) soziokultureller Funktionen sind sie folglich fundamentaler Bestandteil Materielle Kultur. Trotzdem finden in deren Kanon Häuser und die in ihnen stattfindenden Praktiken nur zögerlich Eingang.² In der anglofonen Forschung ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Häusern zumeist Betätigungsfeld wissenschaftlicher Spezialbereiche wie der Cultural Heritage oder der historischen Archäologie. Im deutschsprachigen Raum fällt die Hausforschung traditionell in den Bereich der Volkskunde, deren Aufmerksamkeit sich ihrem fachlichen Selbstverständnis zufolge nicht auf sakrale beziehungsweise öffentliche, sondern auf profane beziehungsweise private Bauten breiterer Bevölkerungsteile richtet. Damit zeigt sich jedoch ein erstes grundlegendes Problem, nämlich dass die Unterteilung in Bauern- und Bürgerhaus als konventioneller Ordnungsversuch für soziotypische Hausformen unzulänglich ist. Weder der ländliche noch der städtische Raum sind Bereiche homogener, klar voneinander abzugrenzender Milieus. Viel eher diffundierten, und zwar schon deutlich vor der Industrialisierung, unterschiedliche Bevölkerungsteile in die verschiedenen Bereiche räumlicher Lebenswelten. Allerdings: Die agrarische Prägung mitteleuropäischer Gesellschaften bis weit ins 19. Jahrhundert (sowie darüber hinaus) und die im Vergleich zur stadtdansässigen deutlich zahlreichere Landbevölkerung erklären doch den Fokus volkscundlicher Hausforschung auf das dörfliche Bauwesen, welches von jeher Wohn- und Wirtschaftsbereiche vereint.

Folgt man Konrad Bedals Zweiteilung, der zufolge Hausforschung, erstens, nach baulichen und räumlichen Strukturen und, zweitens, nach der funktionalen

¹ Gieryn, *What Buildings Do*, 2002, S. 35.

² So werden etwa im «Handbuch Materielle Kultur» Gebäude mit «all ihren Aspekten [...], vom Material bis zur Gestalt, vom Grundriss bis zur Akustik, ebenso die anderen Artefakte und symbolischen Medien» unter dem Begriff «Architektur» subsummiert, der «in ihrer Permanenz und Präsenz in der Materiellen Kultur dann eine wesentliche soziale Bedeutung» zukomme. Vgl. Delitz, *Architektur*, 2014.

und sozialen Relevanz von Häusern fragt, wird die Notwendigkeit interdisziplinärer Ansätze deutlich.³ Während die prähistorische, geografische oder architekturgeschichtliche Forschung über Erhebungs- und Auswertungsmethoden für strukturelle «Hausfragen» verfügt, nähert sich die ethnologische oder historische Perspektive eher der soziokulturellen Ebene an. Wissenschaftliche Arbeit am Haus ist also nicht nur eine Frage von Erkenntnisinteresse, sondern auch von methodologischer Machbarkeit in der jeweiligen Disziplin.

Die Hausforschung ist grundlegend vom Zustand des Objekts, und zwar im gänzlich materiellen Verständnis, abhängig. Was bis heute konserviert oder restauriert vorhanden und damit erforschbar ist, sind vor allem Hausformen, die sich im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit in verschiedenen Regionen ausprägten. Hausforschung ist damit zu weiten Teilen Regionalforschung, was sich auch in der seit Mitte des 19. Jahrhunderts verbreiteten Terminologie widerspiegelt. Dabei verweisen Begriffe wie «Niedersachsenhaus», «Schwarzwaldhaus» oder «Schweizerhaus» auf eine Grundintention früherer Hausforschung: die Entwicklung typologischer Hausformen entlang «stammesgeschichtlicher» Landes- und Volkskunde. Auf der Suche nach dem «Urhaus» entstand die Idee, ethnische Gruppen an bestimmte Hausformen zu binden. Dieser konstruktivistische Ansatz hielt sich bis weit ins 20. Jahrhundert.⁴ Die kulturräumlich beeinflusste Forschung, welche sich seit den 1930er-Jahren ausbreitete, verortete diese historischen Haustypen dann mithilfe geografischer Methoden in landschaftlichen und sozialen Kontexten, wobei «Bauen» in der Regel mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde als «Wohnen». Diese Richtung wurde durch die von Architekten begründete Gefügeforschung komplementiert, die nun stärker auf das Einzelobjekt und dessen Besonderheiten fokussierte. Sie bildete auch die Grundlage für eine historisch orientierte Hausforschung, die das Haus erstmals als veritable Quelle befragte und es aus seinen festgelegten Zeitgrenzen in einen übergeordneten entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang stellte, womit sich die dichotome Trennung von «kunstvollem Bürger»- und «einfachem Bauernhaus» aufzulösen begann.⁵ Eine grössere Rolle spielten dabei Arbeiten der historischen und archäologischen Bauforschung sowie soziologische Ansätze. Deutlich mehr Beachtung wurden seitdem auch Studien zum Wohnen geschenkt, und zwar nicht nur in rein objektbezogener Perspektive, sondern

3 Bedal, Historische Hausforschung, 1978, S. 1. Bis heute stellt Bedals Arbeit eine grundlegende Übersichtsdarstellung zur Entwicklung mitteleuropäischer Hausforschung dar. Darin liefert er neben einem forschungsgeschichtlichen Abriss auch Anregungen zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Häusern.

4 Eine Auflistung solcher Arbeiten im deutschsprachigen Raum ebd., S. 7f.

5 Vgl. unter anderem Baumgarten, Das deutsche Bauernhaus, 1985.

auch hinsichtlich häuslicher Wohnbeziehungen (vgl. Kapitel 3.3).⁶ Dennoch beschränkt sich die historische Hausforschung bis heute grösstenteils auf einen deskriptiven Ansatz. Konrad Bedals Erkenntnis, dass Häuser als «wesentlicher Teil der Wirklichkeit» vielfach deutbar sind und dementsprechend kontextgebunden erforscht werden müssen, werden nur sehr wenige Studien gerecht.⁷ Es sind vor allem Arbeiten, welche bauliche Objekte in Bezug zu ihrer sozio-ökonomischen Umwelt setzen. Darunter gibt es durchaus historische Arbeiten wie Olivia Hochstrassers mikrogeschichtliche Studie über ein Haus aus dem 16. Jahrhundert in Baden-Württemberg.⁸ 2008 gründete sich zudem der unter der Leitung von Joachim Eibach (Universität Bern) und Inken Schmidt-Voges (Universität Marburg) stehende Arbeitskreis «Haus im Kontext: Kommunikation und Lebenswelt». Im Zentrum dieses jährlich tagenden interdisziplinären Arbeitskreises steht die theoretisch-methodische Diskussion über soziale, politische und ökonomische «Hausfragen» in historischer und gegenwärtiger Perspektive. Daraus entstand 2015 ein Handbuch über das «Haus in der Geschichte Europas», welches eine wichtige Überblicksdarstellung aktueller Debatten zum Thema liefert.⁹

3.2 Hausforschung in der Schweiz

In der Schweiz hat die Hausforschung eine besondere Publikation hervorgebracht. Zwischen 1965 und 2019 veröffentlichte die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Dokumentationen über Bauernhäuser in allen Regionen des Landes. Die Erarbeitung lag ursprünglich in der Verantwortung der 1944 geschaffenen «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz».¹⁰ Ihre Gründung war die Fortsetzung einer Reihe hausforscherischer Tätigkeiten seit Mitte des 19. Jahrhunderts, die 1921 mit der «Abteilung für ländliche Haus- und Siedlungsforschung» erstmals eine eigene Institution erhielten.¹¹ Auch wenn diese Bezeichnung zunächst eine allgemeine Beschäftigung mit verschiedenen Haustypen vermuten lässt, kam im Arbeitsprogramm der Abteilung sehr deutlich zum Ausdruck, welchem sozialen Untersuchungsmilieu die Organisation verpflichtet war: «Die Hausforschung pflegt das Studium bodenständiger alter-

6 Besonders prominent in diesem Zusammenhang ist Ruth Mohrmanns Langzeitstudie über wohnkulturelle Veränderungen der Region um Braunschweig. Vgl. Mohrmann, *Alltagswelt*, 1990.

7 Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 7.

8 Hochstrasser, *Ein Haus*, 1993.

9 Eibach/Schmidt-Voges, *Das Haus*, 2015.

10 Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, *Die Bauernhäuser der Schweiz*, 1965–2019.

11 Gschwend, *Hausforschung*, 1969, S. 216.

tümlicher, insbesondere primitiver Formen des ländlichen Wohnhauses, seiner Konstruktion und Inneneinrichtung und sucht Aufschlüsse über die kulturelle Entwicklung des Schweizerhauses zu erhalten.»¹²

«Schweizerhaus» meinte im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert «Bauernhaus», weshalb mit «Hausforschung» de facto «Bauernhausforschung» gemeint ist.¹³ So zeigt sich in einer stichprobenartigen Suche im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde*, dass das Lemma «Schweizerhaus» um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auffallend häufig mit «Bauernhaus» verschränkt wird. Zwar ist man sich in den jeweiligen Texten über die bauliche Heterogenität dieser Häuser bewusst, verortet darin in der Regel jedoch «den Bauern» als archetypischen Bewohner.

Das Interesse am Haus in der Schweiz reicht weit zurück. Es reicht von den detaillierten Bilddarstellungen spätmittelalterlicher Haus- und Wohnkultur Diebold Schillings über ökonomische und kameralistische Berichte und Topografien der Spätaufklärung bis hin zu romantisch-verklärten Schilderungen über häusliche Idealtypen im beginnenden Industriezeitalter.¹⁴ Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts befassten sich vermehrt Architekten in konstruktiv-technischer Perspektive mit Häusern. Diese Entwicklung ist unweigerlich mit dem Namen Ernst Gladbach verbunden, der in seinen Untersuchungen über die ländliche Architektur der Schweiz den bautechnischen Fokus erstmals auf Wohn- und Wirtschaftsräume und ihr Interieur, welches der Autor selbst in minutiös gezeichneten Bildern festhielt, ausweitete.¹⁵ Zwar fehlte darin weitgehend die Einbettung in sozioökonomische und siedlungsgeschichtliche Kontexte; dennoch gilt Gladbachs Arbeit als wegweisend für die ersten wissenschaftlichen Hausforschungen, an welche die «Abteilung für ländliche Haus- und Siedlungsforschung» 1921 anknüpfen konnte. Darunter fallen Jakob Hunzikers Studien, in denen der Autor das ländliche Hauswesen nicht nur auf seine baulichen Eigenschaften, sondern auch historischen Entwicklungen hin untersuchen wollte und damit ein materialreiches Potpourri schuf.¹⁶ Seine Feldforschung war stark von den stammestheoretischen Ansätzen geprägt, wie sie Georg Landau oder Rudolf Henning einige Jahrzehnte zuvor für Deutschland formuliert hatten.¹⁷ Trotz

12 Hassinger, Organisation, 1922–1923, S. 25.

13 «Schweizer Haus» (in Getrennschreibweise) ist ein Topos, dessen Wurzeln in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen und wesentlich mit der Geschichte der Gärten und Gärtengestaltung zusammenhängt (engl. «swiss cottage», «ornamental farm»). Vgl. unter anderem Le Toquin/Bosser, Gartenkunst, 2006.

14 Für einen Überblick nichtwissenschaftlicher Hausforschung in der Schweiz vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert vgl. Huwyler, Schweizerische Hausforschung, 1996, S. 25–40.

15 Gladbach, Der Schweizer Holzstil, 1886.

16 Hunziker, Das Schweizerhaus, 1900–1914.

17 Dazu Bedal, Historische Hausforschung, 1978, S. 7f.

Ideologieverdacht und des Vorwurfes mangelhafter Systematik stellte Hunzikers Arbeit eine umfangreiche Ressource dar, aus der die «Abteilung für ländliche Haus- und Siedlungsforschung» schöpfen konnte. Diese intendierte 1922 als erste wichtige Massnahme die von Bund und Kantonen unterstützte systematische Planaufnahme von Bauernhäusern durch erwerbslose Techniker und Architekten in der Schweiz. In der Weiterentwicklung entstand ein Arbeitsprogramm, dem nicht nur Volkskundler, Historiker oder Geografen, sondern auch Laienforscherinnen verpflichtet waren. Hierin zeigt sich ein besonderes Merkmal der Hausforschung, nämlich dass sie nie nur im professionellen Interesse gestanden, sondern auch immer die Forschungsneugier eines nichtwissenschaftlichen Publikums auf sich gezogen hat.¹⁸ In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts war dieses allgemeine Interesse am Haus in der Schweiz eng verbunden mit dem aufblühenden Nationalbewusstsein. So erklärte Hans Schwab, eines der Gründungsmitglieder der «Abteilung für ländliche Haus- und Siedlungsforschung»: «Zwei getrennte Gesellschaften streben nach dem einen kulturellen Ziel: Unsere nationale Eigenart zu erhalten und zu fördern. Der *Schweizerische Heimatschutz* beschäftigt sich hauptsächlich mit ästhetischen Fragen, das Bodenständige in unserem Bauwesen wird neu gewürdigt und geschützt. Er erklärt Kampf allen fremden Auswüchsen, welche sich nicht mit der Natur vereinen und die Schönheit unseres Landschaftsbildes verunstalten.

Die *Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde* dagegen packt die Aufgabe mehr von der wissenschaftlichen Seite an. Sitten und Gebräuche, der Ausdruck unserer Lebensweise, werden von ihrem Anfang bis zu den überlieferten, charakteristischen Formen erforscht und wieder zu Ehren gebracht.»¹⁹

Bis in die 1930er-Jahre blieb die «Haus- und Siedlungsforschung» ein eher heterogenes, ungeordnetes Projekt. Erst durch die Schaffung des «Technischen Arbeitsdienstes» kam es zwischen 1933 und 1939 zur systematischeren Anfertigung und Archivierung zahlreicher Hauspläne. Während dieser Zeit wurde vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein eine Publikationsreihe abgeschlossen, die den späteren Bauernhausbänden als Vorlage diente: In 30 Bänden wurde das «Bürgerhaus in der Schweiz» dokumentiert – eine Arbeit, die im Bereich des Profanbauwesens internationalen Pioniercharakter besass.²⁰ Die

18 Noch stärker als im deutschsprachigen zeigt sich dies im anglophonen Raum, wo Haus-, ähnlich wie Ahnenforschung, regelrecht als «wissenschaftliches Hobby» betrieben wird. Vgl. unter anderem *Style/Style, House Histories*, 2006.

19 Schwab, *Hausforschung*, 1925, S. 33 (Hervorhebung im Original). Auch Hans Schwab steht in der Tradition der «Stammestheorie»; sein «konstruktivistischer Urhausgedanke» (Bedal) zieht sich als roter Faden durch seine Arbeiten. Vgl. unter anderem Schwab, *Das Schweizerhaus*, 1918.

20 Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein, *Das Bürgerhaus, 1910–1937*. Schon hier zeigten sich erste Differenzierungsschwierigkeiten zwischen Bürger- und Bauernhaus auf der

sich 1944 als Nachfolgerin der «Abteilung für ländliche Haus- und Siedlungsforschung» konstituierende und bis heute bestehende «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz» bezog sich in ihrem Gründungsdokument ganz wesentlich darauf: «Wie das Bürgerhaus in der Stadt, so gehört das Bauernhaus in den ländlichen Siedlungsgebieten zum wertvollsten Gut eines Volkes.» Im Tenor der Zeit trat die Aktion an, «diesen [uns] überlieferten reichen Schatz zu sichern und vor der Vergessenheit zu bewahren» und «*durch möglichst umfassende Aufnahmen den Bestand an Bauernhausformen in unserem Land in Plänen, Bildern und Beschreibungen festzuhalten und damit für die Nachwelt zu bewahren*».²¹ Zwar konnte dafür auf ein grosses Reservoir an Materialien zurückgegriffen werden; allerdings mangelte es diesem an Ordnung und Vollständigkeit, wogegen in einem ersten Schritt die Anfertigung systematischer Bestandsaufnahmen anstand. Diese sollten in aufbereiteter Form in einer mehrbändigen Publikation einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden, wobei von Anfang an deutlich gemacht wurde, dass «die Hauptpublikationen im wesentlichen beschreibend sein müssen. Selbstverständlich sind Ordnungsprinzipien notwendig; entwicklungsgeschichtliche Theorien jedoch, die bisher in der Hauptsache spekulativ sein mussten, weil sie sich erst auf Grund des vorgesehenen Werkes auf gesichertes, einwandfreies Material stützen können, sollen nur bedingt berücksichtigt werden».²² Die Inventarisierungen erfolgten anfänglich noch immer auf Initiative Einzelner, die in Zusammenarbeit mit kantonalen Komitees Feldstudien betrieben und repräsentative Objekte auswählten. Dieses Engagement war regional sehr verschieden, woraus sich die inhaltliche Heterogenität auf der einen und die diskontinuierliche Erarbeitung und Publikation der Bände auf der anderen Seite erklärt. Seit 1960 übernahm der Schweizerische Nationalfonds einen Teil der Kosten und verhalf der Aktion durch Förderung fest angestellter Mitarbeitenden zu mehr Professionalität. Der erste Band wurde 1965 veröffentlicht und traf vor allem in der deutschsprachigen Fachwelt auf grosse Resonanz.²³

Seit ihrer Erstpublikation über die Bauernhäuser in Graubünden hat sich die schweizerische Hausforschung, auch unter Berücksichtigung internationaler

einen und aristokratischen Herrschaftshäusern auf der anderen Seite. Die Grenzen zwischen dem «Schweizer Bürgerhaus» und anderen Profanbauten sind fließend, weshalb die Publikationsreihe Aufmerksamkeit sowohl von Kunsthistorikern als auch von Volkskundlern und Bauernhausforschenden erhielt.

21 Baeschlin/Bühler/Gschwend, *Wegleitung*, 1948, S. 9f. (Hervorhebung im Original). Diese Publikation gilt nicht nur als Gründungsdokument der «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz», sondern als professionelle Handreichung für deren Mitarbeiter. Darin finden sich sowohl Ziele und die Organisationsstruktur der Aktion als auch eine Einführung in die technisch-konstruktive Hausforschung und exemplarische Hausgeschichten.

22 Ebd., S. 11.

23 Simonett, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, 1965.

Perspektiven, theoretisch und methodisch fortlaufend weiterentwickelt. Dahinter stehen vor allem zwei Tendenzen: Erstens wird das Haus mehr und mehr als individuelles Kulturzeugnis, weniger als uniformer Idealtyp *einer* Zeit und *eines* Raumes aufgefasst, was, zweitens, mit der Aufwertung des Hauses als historische Quelle zusammenhängt. Nicht zuletzt hatte auch hierauf Richard Weiss einen entscheidenden Einfluss, dessen 1959 publizierte Studie zu «Häusern und Landschaften der Schweiz» bis heute eine der wichtigsten Untersuchungen ländlicher Architektur darstellt. Weiss' ganzheitlicher Ansatz positioniert Häuser nicht als bloße materielle Hülle in einem kontextfreien Raum. Vielmehr «werden (die Häuser) zu einem faßbaren und schaubaren Anhaltspunkt der vielfältigen Gesamtheit von Naturkräften und -stoffen, von geschichtlichen Schicksalen und von kulturellen Bewegungen».²⁴ Weiss nutzte zwar das von seinen Vorgängern erarbeitete Material, orientierte sich jedoch theoretisch und methodisch stark an ausländischen Vorbildern mit zum Teil kulturmorphologischen Ansätzen.²⁵

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist Hausforschung unweigerlich mit der zunehmenden Gründung von Freilichtmuseen verbunden. Den Anfang machte Nordeuropa. Die vor allem dort verbreitete Holzbauweise erlaubte das vereinfachte Zerlegen und Wiederaufbauen (Translozieren) ganzer Häuser.²⁶ Nach dem Ersten Weltkrieg verhalf eine allgemeine nationalromantische Tendenz der Freilichtmuseumskultur zu gesteigerter Aufmerksamkeit.²⁷

In der Schweiz ist die Bauernhausforschung eng mit dem 1978 eröffneten Freilichtmuseum Ballenberg im Berner Oberland verknüpft.²⁸ Schon Anfang des 20. Jahrhunderts hatte es vereinzelt Bestrebungen für den Aufbau eines solchen Museums gegeben; konkret aber wurden diese Überlegungen jedoch erst in den 1960er-Jahren, nachdem sich vor allem Max Gschwend, der erste Leiter des Zentralarchivs der Schweizer Bauernhausforschung, für ein solches Projekt einsetzte.²⁹ Als sich 1978 die Museumstore öffneten, waren es gerade einmal

24 Weiss, Häuser, 1959, S. 11.

25 Ebd., S. 15.

26 Als erstes Freilichtmuseum im engeren Sinne gilt das 1891 gegründete Skansen in Stockholm.

27 Wenn hier von «Freilichtmuseum» die Rede ist, dann betrifft dies Museen, welche translozierte und wieder aufgebaute Häuser im ländlich-bäuerlichen Kontext ausstellen. Im weiteren Sinne gehören dazu auch Heimat- und Dorfmuseen, hauskundliche Strassen, archäologische Stätten, Handwerker-, Stadt- und Industriemuseen und so weiter. Im anglophonen Raum sind Freilichtmuseen als «country villages», «living history farms» oder «outdoor museums» bekannt; in Frankreich hat sich das Konzept des «écomusée» durchgesetzt. Gschwend, Geschichte, 1998, S. 47–51.

28 Erste Versuche, «typisch» schweizerische Architektur auszustellen, gab es bereits Ende des 19. Jahrhunderts. Prominente Beispiele sind das «Schweizerdorf» auf der Pariser Weltausstellung 1878 und das «Village suisse» in Genf 1896. Vgl. unter anderem Wörner, Vergnügung, 1999.

29 Vgl. Gschwend, Ein schweizerisches Freilichtmuseum?, 1962.

16 Gebäude, die besichtigt werden konnten. Heute finden sich über 100 Objekte auf dem Gelände, das älteste stammt aus dem 14. Jahrhundert. Sie sind regionalen Hauslandschaften zugeordnet und ihrer geografischen Lage in der Schweiz entsprechend auf dem Ausstellungsgelände verteilt, wobei der Schwerpunkt des Sammlungsbestandes auf der Deutschschweiz liegt. Es sind indes aber nicht nur einfach translozierte Gebäude, die gezeigt werden. Darüber hinaus wird ein Konzept angestrengt, das in einer Gesamtinszenierung Geschichte(n) rekonstruieren möchte. Dazu gehören die Integration der Ausstellung in die «natürliche» Flora und Fauna und das Darstellen bäuerlicher und handwerklicher Alltagspraktiken genauso wie das Installieren und Präsentieren materieller Kultur sowie die sensorische Vergegenwärtigung von Vergangenheit.³⁰ Seit 1991 finden zudem Theateraufführungen mit historischen Erzählungen statt. Auf diese Weise verbinden sich im Ballenberg reale mit imaginären und fiktiven Erzeugnissen und produzieren so einen ganz eigenen historischen Mikrokosmos. Diese Form «inszenierter Authentizität»³¹ ist jedoch nicht ganz unproblematisch, wie etwa Anja Schöne in ihrer Dissertation zur «Alltagskultur im Museum» dargelegt hat. Sie kritisiert darin vor allem die in vielen Museen bestehende mangelhafte Dokumentation historischer Alltagskultur, die dem lückenhaften Sammlungsbestand mobiler Objekte geschuldet sei. Dadurch entstünden starke Diskrepanzen zwischen wissenschaftlichen Befunden und musealer Interpretation. Die fehlende kritische Auseinandersetzung mit Folklorismus, Identität und Kulturkonflikt würde «Volkstümlichem» Vorschub leisten und Vergangenheit, wie Gottfried Korff am Konzept Freilichtmuseum im Allgemeinen bereits einige Jahre zuvor kritisierte, «im Zuschnitt der heilen Welt» präsentieren.³² Allerdings räumt sie ein, dass die Verantwortung authentischer Rekonstruktion nicht beim Museum allein liegt, sondern auch Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit sein muss.³³ Dies verweist auf ein in der vorliegenden Arbeit bereits angesprochenes Problem, nämlich die – zumindest im deutschsprachigen Raum – noch immer zögerliche Zusammenarbeit von Museen und Forschungseinrichtungen. In den vergangenen Jahren hat sich die Wissenschaftsabteilung des Freilichtmuseums dieser Herausforderung gestellt und Fachkritik mehr und mehr aufgenommen und erklärte zuletzt, dass es wissenschaftlich durchaus vertretbar sei, «wenn echte Häuser Geschichten erzählen, die nicht immer authentisch, aber plausi-

30 «[...] für unsere Gäste steht das Gesamterlebnis des Ballenbergbesuchs im Vordergrund – für ein paar Stunden oder einen ganzen Tag aus der Routine des Alltags heraustreten und in die Welt unserer Vorfahren eintauchen. [...] Man kann nicht nur zusehen und hinhören, nein, man kann auch riechen, fühlen oder manchmal sogar anfassen [...]» Huwylar, Ballenberg, 2008, S. 23.

31 Sénécheau/Samida, *Living History*, 2015.

32 Korff, *Museumsdinge*, 2007, S. 86.

33 Vgl. Schöne, *Alltagskultur*, 1998, S. 206–221.

bel sind, da sie auf wissenschaftlichen Recherchen basieren». Man sei sich der «Inszeniertheit der Inszenierung» durchaus bewusst – ein Zugeständnis, das vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen wäre und auf eine potenzielle Annäherung zwischen Wissenschaft und Museum hindeutet.³⁴

3.3 Wohnen und Wohnkultur

Mit der historischen Hausforschung ist das Thema Wohnen als aktive Auseinandersetzung zwischen Mensch und Raum eng verknüpft. Die Verbindung zeigt sich auch sprachlich: Die Verben *wohnen* (mhd. wonen) und *hausein* (mhd. husen) waren lang Synonyme.³⁵

Das historische Interesse an Wohnpraktiken und -objekten bildete sich als Teil der «neu entdeckten» Alltagsgeschichte in den 1960er-Jahren heraus. Es setzt sich mit den funktionalen und sozialen Bedürfnissen menschlichen Wohnens in der Vergangenheit auseinander, untersucht dessen Strukturen und bezieht dabei, wenn möglich, entsprechende materielle Quellen mit ein. Der Reiz liegt in der scheinbaren Banalität des Themas. Etwas so allgegenwärtiges und alltägliches wie Wohnen in den Mittelpunkt historischer Forschung zu stellen, schien lange Zeit undenkbar. Dabei zählt es doch zu einer *conditio humana*, bildet also eine Grundgrösse menschlichen Lebens. Der Forschungsgegenstand bietet diverse Anknüpfungspunkte für wirtschafts-, sozial- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen, kann sowohl mittels qualitativer als auch quantitativer Methoden erschlossen werden und ist anschlussfähig an Makrothemen allgemeinen geisteswissenschaftlichen Interesses wie Geschlecht oder Umwelt. Ähnlich wie bei der historischen Hausforschung jedoch besteht die Schwierigkeit geschichtswissenschaftlicher Wohnforschung in der Quellenlage. Brandschutzverordnungen, Haushaltsinventare oder Vererbungsprotokolle sind noch die ergiebigsten schriftlichen Quellen – ihr Aussagewert bezüglich Wohnpraktiken ist eher gering.

Wichtige Impulse erhielt die historische Wohnforschung in der Zusammenarbeit mit der volkswissenschaftlichen Haus- und Gefügeforschung. Andere Beiträge kamen auch aus der jüngeren Raumsoziologie, die Räume nicht als blosse «Container», sondern als Ergebnis sozialer Strukturen und subjektiven Handelns auffasst und die historische Wandelfähigkeit des Wohnens unterstreicht.³⁶

34 Di Falco: Und alles ward gut, 10. 2. 2018. Vgl. dazu auch Thomi, Knatsch im Idyll, 14. 4. 2018.

35 Vgl. *hausein* und *wohnen* im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, www.dwds.de/wb/hausein; www.dwds.de/wb/wohnen (10. 9. 2018).

36 Vgl. unter anderem Löw et al., Einführung, 2008.

Ältere volkskundliche und kulturgeschichtliche Beiträge idealisierten in grossstadtfeindlichem Ton das vorindustrielle ländliche Leben und stilisierten Wohnen zum idyllischen Miteinander der heimeligen Grossfamilie. Auf der anderen Seite standen wirtschafts- und sozialgeschichtliche Elendsreportagen zu den Wohnverhältnissen der Massen in der Industrialisierung. Ein zentraler Begriff dieser Forschungsrichtung ist «Wohnungsnot», der vermuten lässt, dass es sich dabei um ein städtisches Problem der Moderne handelte. Tatsächlich betrafen Wohnungsmangel und prekäre Wohnzustände aber schon immer diverse Milieus und waren auch nicht auf den städtischen Raum beschränkt. Erste bedeutende Fachbeiträge zu historischem Wohnen kamen aus der Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Hier wird das Thema im Spannungsfeld von Sozial- und Kulturgeschichte in vielfältigen Verbindungen zu Familie, Arbeit, Konsum oder materieller Kultur verhandelt. Viele Studien dieser Art zeigen, dass es sich lohnt, Wohnen in vergleichender Perspektive epochen- und gesellschaftsübergreifend zu untersuchen.³⁷

1956 veröffentlichte Edmund Meier-Oberist eine «Kulturgeschichte des Wohnens im abendländischen Raum», in der er sowohl städtische als auch ländliche Wohnkulturen von der Antike bis in die 1950er-Jahre untersuchte und dabei auch die grosse Varianz «bäuerlicher Wohnformen» in Europa beschrieb.³⁸ Die Studie ist, obwohl vor allem deskriptiv und das alte Postulat des «ganzen Hauses» nach Otto Brunner vertretend, bis heute eine wichtige Darstellung milieuübergreifender Wohnverhältnisse. Auch Hans Jürgen Teuteberg bemühte sich 1985 mit einer neuzeitlichen Sozialgeschichte ländlichen und städtischen Wohnens um den Einbezug urbaner und ruraler Räume.³⁹ Er bezog sich dabei auf die einige Jahre zuvor erschienene Studie von Volker Gläntzer zu ländlichem Wohnen vor der Industrialisierung in ausgewählten Regionen Deutschlands.⁴⁰ Ein Grossteil früherer historischer Wohnforschung beschränkt sich jedoch vielmals auf das bürgerliche Wohnen, wovon etwa Lutz Niethammers Sammelband oder 1989 Joachim Petschs Untersuchung zeugen.⁴¹ Ende der 1990er-Jahre wurde eine fünfbändige «Geschichte des Wohnens» publiziert.⁴² Erklärtes Ziel war auch hier, «die den Alltag ignorierende <historische Sozialwissenschaft> und die von der Alltagsgeschichte angestoßene neuere Kulturgeschichte» zusammen-

37 Vgl. unter anderem Sarti, *Europe at Home*, 2002.

38 Meier-Oberist, *Kulturgeschichte*, 1956.

39 Teuteberg, *Homo habitans*, 1985.

40 Gläntzer, *Ländliches Wohnen*, 1980.

41 Niethammer, *Wohnen*, 1979; Petsch, *Eigenheim*, 1989. Eine Ausnahme in Niethammers Sammelband bildet der Artikel von Sandgruber, *Gesindestuben*, 1979. Vgl. dazu ausserdem Friedhoff, «Magnificence», 1998, vor allem S. 505–536.

42 Wüstenrot Stiftung, *Geschichte*, 1996–1999.

zubringen.⁴³ Daneben bemühte man sich um einen interdisziplinären Zugang. Einen erneuten Versuch einer Überblicksdarstellung zum Thema unternahm 2008 Bernd Fuhrmann. Seine Darstellung richtete sich nicht nur an ein Fach-, sondern auch an ein breiteres Lesepublikum.⁴⁴ Eine bereits stärker auf praxeologischen Ansätzen beruhende Darstellung für die Schweiz legte zudem Waltraud Bellwald mit ihrer Dissertation vor.⁴⁵

Wichtige Zäsuren in der Periodisierung von Wohngeschichte bilden die Städtegründungen im Mittelalter einerseits und die Urbanisierungsprozesse im 19. Jahrhundert andererseits. In der Schweiz hatte zudem die Ausbreitung des Verlagswesens seit dem 18. Jahrhundert grossen Einfluss auf die strukturellen Veränderungen von Wohnraumkonfiguration und -nutzung.

Grundsätzlich existieren hinsichtlich historischer Wohnverhältnisse zwei Narrative. Eine Geschichte erzählt von Wandel und Umbrüchen in der bürgerlichen Moderne, womit sich öffentliche von privaten Sphären zu scheiden begannen. Was sich zunächst im juristischen, ökonomischen und sozialen Bereich vollzog, artikulierte sich auch in räumlichen Strukturen: in der Verschlussbarkeit von Häusern etwa oder der Konzeption der Stube als exklusiver Rückzugsraum.⁴⁶ Eine andere Geschichte ist die von Kontinuität. «Wohnen ist», wie Gert Selle in seiner Geschichte des Wohnens statuiert, «konservativ» und das Ergebnis historisch tradierter Praktiken grosser Beständigkeit.⁴⁷ In dieser Perspektive erscheinen westliche Wohnformen und Raumordnungen seit dem Spätmittelalter nahezu unverändert.⁴⁸

Die historische Wahrheit liegt vermutlich zwischen diesen beiden Erzählweisen. So kann etwa am Beispiel der Praxis «wohnen und arbeiten unter einem Dach» ein weiter Bogen von den räumlichen Mehrfachnutzungen in hochmittelalterlichen Handwerkerhäusern über frühneuzeitliche Professorenhaushalte, in denen sich die Sphären von Lehrer und Schüler überlagerten, bis zum Homeoffice des 21. Jahrhunderts geschlagen werden.⁴⁹ Allein der Umstand, dass diese Praxis zeit- und milieuübergreifend ist, bedeutet nicht, dass die Modi und die von den Zeitgenossen eingenommene Perspektive darauf nicht volatil war. Dass eine strikte Dichotomie von öffentlichen und privaten Wohnsphären im historischen Haus problematisch ist, hat Joachim Eibach vor einiger Zeit sehr deutlich

43 Reulecke, *Geschichte des Wohnens*, 1997, S. 10.

44 Fuhrmann et al., *Geschichte*, 2008.

45 Bellwald, *Wohnen*, 1996.

46 Löw, *Raumsoziologie*, 2001, S. 169.

47 Selle, *Die eigenen vier Wände*, 1999, S. 7.

48 Vgl. unter anderem Dünne, *Einleitung*, 2006.

49 Vgl. zum Beispiel für das Spätmittelalter Moser/Glauser, *Wohnen*, 2014, für den Professorenhaushalt in der Frühen Neuzeit Harding, *Ökonomie*, 2014.

gemacht.⁵⁰ Je nach Milieu und Zeit blieben Privatheit und Öffentlichkeit also durchaus miteinander verschränkt.

Die funktionale Ausdifferenzierung von Wohnräumen in europäischen Häusern gehobenen Milieus begann, mit regionalen Unterschieden, im 17. Jahrhundert.⁵¹ Hier entstanden neben Arbeitszimmern, Bibliotheken, Bade- und Ankleideräumen auch die während des 18. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnenden Salons als Orte der Geselligkeit einer aufgeklärten, zumeist urbanen Bourgeoisie. Auch in ländlichen Regionen erfolgten räumliche Separierungen. Dreh- und Angelpunkt dieses Prozesses war die Entwicklung der Stube. Mit dem Einzug des Ofens war die Küche nicht länger einzige Wärmespenderin des Hauses. In der Schweiz brachte die Überschneidung von Wohn- und Arbeitsstätte in proto-industrialisierten Regionen besondere Raumkonstellationen hervor, wie der Flarz im Zürcher Oberland, das jurassische Atelierhaus sowie Häuser mit halb eingetieften Webkellern im ostschweizerischen Voralpenraum zeigen.⁵²

Auch wenn die Entwicklungen in den jeweiligen Regionen teilweise unterschiedlich verliefen, so lassen sich doch einige allgemeine Aussagen über Wohnausstattungen im Laufe der Zeit treffen. In wohlhabenderen Häusern kamen in der Frühen Neuzeit Einbauschränke nach Vorbildern aus Kirchensakristeien auf. Das ehemalige Himmelbett, offen und transparent, entwickelte sich nach und nach zu einem geschlossenen Typ wie dem Alkoven- oder Schrankbett. Letzteres verbreitete sich vor allem infolge des zunehmenden Platzmangels im 18. Jahrhundert. In der Schweiz zog das Küchen- und Stubenbuffet sowohl in ländliche als auch in städtische Häuser ein.

Erstaunlich wenig geschrieben wurde über die Zusammenhänge zwischen den Praktiken historischen Wohnens und ihren materiellen Entsprechungen. Dabei sind Wohnbedürfnisse ganz klar an Raum und Ding geknüpft und stehen mit ihnen in Interaktion. Ein Konsens besteht hinsichtlich der Breite sozialer Handlungsformen im Wohnraum. Das reicht von Richard Weiss, der die «Dreiheit der primitiven Wohnbedürfnisse», nämlich «Kochen, Essen, Schlafen», statuierte, bis zum Eintrag im «Historischen Lexikon der Schweiz», welcher Weiss' Triade um weitere Bedürfnisse wie Arbeit, Geselligkeit, Repräsentation oder Konsum ergänzt.⁵³ Um historisches Wohnverhalten zu erforschen, böte sich nach wie vor an, so erklärte der Volkskundler Helmut Ottenjann, die Primärquelle «Haus» mikroanalytisch zu befragen.⁵⁴ Diese Aufgabe wird bis heute vornehmlich den Wohn- und Freilichtmuseen überlassen, die ohne Frage eine wichtige Funk-

50 Eibach, *Das offene Haus*, 2011.

51 Vgl. dazu unter anderem Oldenziel/Hård, *Consumers*, 2013.

52 Vgl. dazu unter anderem Sarti, *Ländliche Hauslandschaften*, 2015.

53 Weiss, *Häuser und Landschaften*, 1959, S. 132; Nagy-Braun et al., *Wohnen*, 2015.

54 Ottenjann, *Traditionelles Wohnen*, 1985.

tion historischer Wohndarstellungen übernehmen. Obwohl es mittlerweile von «Kulturgeschichten» nur so wimmelt, mangelt es doch auffallend an solchen, die sich explizit mit Objekten menschlichen Wohnens befassen. Das liegt womöglich an der bereits beschriebenen Schwierigkeit, soziale Praktiken mit der materiellen Kultur des Wohnens zusammenzubringen. Folgt man Richard Weiss' Trias – Kochen, Essen, Schlafen –, so ergibt sich folgendes Bild der derzeitigen Forschungslage: Eine der wahrscheinlich umfassendsten Darstellungen zur Küche und zu den in ihr stattfindenden Praktiken ist ein 1992 erschienener Sammelband, der auf einer Ausstellung im Museum für Gestaltung in Stuttgart basiert.⁵⁵ Ein weiterer Überblick zum zentralsten Raum menschlichen Wohnens erschien kurz vor der Jahrtausendwende.⁵⁶ Dem Ofen als wichtigstem Objekt in der Küche widmete sich zuletzt eine technikgeschichtliche Arbeit im Jahr 1983.⁵⁷ Die meisten Publikationen gibt es zum Thema Schlafen beziehungsweise zum Gegenstand Bett. Zu den aktuelleren gehören beispielsweise eine eher kunsthistorisch intendierte Studie aus dem Jahr 2015 sowie eine Entwicklungsgeschichte des Bettes von der Antike bis in die Gegenwart.⁵⁸ Als Kooperationsprojekt verschiedener deutscher Museen war 1997 eine Kulturgeschichte des Bettes erschienen und nochmals ein Jahrzehnt zuvor eine «Kleine Kulturgeschichte des Liegens».⁵⁹ Einen ethnologisch-historischen Zugang zum Schlafzimmer versuchte zudem Pascal Dibie 1987.⁶⁰

3.4 Ländliche Häuser in diachroner Perspektive

«Niemand wird imstande sein, auf einer Karte genau und eindeutig anzugeben, wo das <Engadinerhaus> aufhört und wo ein neuer landschaftlicher Haustyp [...] beginnt.»⁶¹ Lange Zeit beherrschte die Suche nach und die Konstituierung von regionalen Idealtypen die schweizerische Hausforschung. Richard Weiss beurteilte diesen weitverbreiteten Ansatz als willkürlich und unrealistisch und entwickelte in der Folge seine funktionalistische Theorie, wonach Gebäude anhand einzelner Merkmale miteinander verglichen, nie aber in allgemeingültigen Modellen zusammengefasst werden könnten. Das Ineinandergreifen verschiedener Dimensionen und Perspektiven, nämlich räumlicher *und* zeitlicher,

55 Andritzky, Oikos, 1992.

56 Miklautz/Lachmayer/Eisendle, Die Küche, 1999.

57 Seyer, Die Geschichte, 1983.

58 Husslein-Arco, Schlaflos, 2015; Carlano/Sumberg, Sleeping, 2006.

59 Hennig/Mehl, Bettgeschichte(n), 1985.

60 Dibie, Ethnologie, 1987.

61 Weiss, Häuser, 1959, S. 30.

geografischer *und* historischer, böte Weiss zufolge die Chance, Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie Regeln und Ausnahmen der schweizerischen Hauslandschaften zu erforschen.⁶²

Als die Studie des Volkskundlers 1959 erschien, arbeitete die «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz» zwar schon an den ersten Bänden, bis zu deren Publikation sollten aber noch einige Jahre vergehen. Richard Weiss griff in seiner Arbeit auf bereits vorhandenes Material und eigene volkskundliche Erhebungen zurück.⁶³ Im Wesentlichen blieb die Studie gegenwartsverhaftet; Weiss selbst benannte die Notwendigkeit künftiger Arbeiten, häusliche Veränderungen in historischer Langzeitperspektive zu untersuchen.⁶⁴ Die Dokumentationen der Schweizerischen Bauernhausforschung bieten heute die Möglichkeit dazu. Unzählige Häuser wurden über Jahrzehnte gesichtet und dokumentiert, Hunderte von Hausmonografien sind daraus hervorgegangen. Auf diese Weise entstand eine Topografie kantonaler Hauslandschaften, in der ländliche Bauformen geordnet, gruppiert und typologisiert wurden, wobei man sich vielfach an Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts orientierte.⁶⁵

3.4.1 Fallbeispiele

Im Folgenden wird die schweizerische Hauslandschaft in ihren Kontinuitäten und Veränderungen in überregionaler diachroner Perspektive dargestellt, um die von der Schweizerischen Bauernhausforschung über Jahrzehnte zusammengetragene grosse Materialsammlung auch für die Geschichtswissenschaft nutzbar zu machen. Dafür verwendete ich Hausmonografien eines Teils der 39 Bauernhausbände. Jedoch konnten nicht alle seit 1965 veröffentlichten Dokumentationen gebraucht werden. Einige frühe Exemplare kommen in der Regel über die Beschreibung

62 Der Ansatz des Zusammendenkens solcher Dimensionen nimmt seit der Mitte des 20. Jahrhunderts einen grossen Platz in der internationalen Hausforschung ein. So spricht Konrad Bedal etwa von einem «Raum-Zeit-Bild», wonach «nur so das Hineinstellen der Häuser, der Bau- und Wohnweisen, in den zugehörigen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrund möglich und umgekehrt die Erhellung der Lebensverhältnisse aus dem Haus heraus» seien. Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 12.

63 Dieses Vorgehen brachte ihm einige Kritik ein. Vgl. unter anderem Huwylar, «Häuser und Landschaften der Schweiz», 2009, S. 61.

64 Weiss, *Häuser*, 1959, S. 330.

65 Vgl. unter anderem Hermann, *Die Bauernhäuser beider Appenzell*, 2004, S. 350. Vorlage dieses Bandes sind die Gebäudetypologien vor allem zweier Quellen: die Ausführungen des Appenzeller Chronisten Johan Bartholome Rechsteiner («Rechsteiner-Chronik») zu «Häuserform und Bauart von alten und neuen Zeiten» aus dem 18. Jahrhundert und die baugeschichtlichen Abhandlungen von Salomon Schlatter, einem Vorreiter der Heimatschutzbewegung im frühen 20. Jahrhundert. In beiden Quellen werden stereotype Bezeichnungen wie «Heidenhaus» oder «Schweizerisches Alpenhaus» verwendet.

einzelner Konstruktionselemente und die Präsentation regionaler «Urtypen» von Häusern nicht hinaus.⁶⁶ Andere befassen sich nur mit ganz bestimmten Aspekten wie etwa der Fassadengestaltung.⁶⁷ Die Bauernhausforschung hat unzählige Objekte und Objektteile dokumentiert – Hausmonografien haben aber erst seit Mitte der 1980er-Jahre Eingang in die Bände gefunden. Seit den späten 1990er-Jahren verbreitet sich ausserdem der Ansatz, stärker als vorher sozial- und wirtschaftshistorische Kontexte mit einzubeziehen. Grosse Unterschiede zeigen sich auch zwischen den deutsch- und französischsprachigen Publikationen. So sind etwa die Bände zu den Kantonen Genf, Jura und Neuenburg quellengesättigt und vielfach kontextualisiert, beinhalten jedoch keine Hausmonografien im eigentlichen Sinne.⁶⁸ Das zeugt auch von einem generelleren Problem, nämlich dass die Hausforschung bis heute keine allgemeingültige, systematische und kritische Materialaufnahme beziehungsweise Darstellung kennt.

Für die vorliegende Untersuchung haben sich 21 Bände als brauchbar erwiesen. Daraus ging ein Sample von 50 Fallbeispielen hervor. Ziel war es, eine möglichst breite regionale Verteilung zu schaffen und solche Fälle auszuwählen, über die besonders viele Informationen vorliegen, um sie auf drei Gruppen von Kriterien hin zu untersuchen.⁶⁹ Neben einer zeitlichen Einordnung, kurzen Charakterisierung und Bestandsaufnahme verwendeter Quellen ging es in einem ersten Schritt um das Erfassen häuslicher Materialität: Wie viel Räume hat ein Haus? Wie sind sie angeordnet, welche Grösse haben sie? Welche Art von Fenstern und Türen gibt es? Wie ist ein Haus ausgestattet, welche Objekte finden sich darin? In einem zweiten Schritt stand, soweit rekonstruiert, die Bewohnerschaft und damit die Frage nach der häuslichen Familien- und Sozialgeschichte im Mittelpunkt des Interesses. Drittens wurden – sofern vorhanden – die in den Monografien dokumentierten Umbauphasen eines Hauses, also dessen Baugeschichte, aufgenommen. Diese Kategorie ist gewissermassen ein Zusammenspiel der beiden erstgenannten und ermöglicht in einem nächsten Abschnitt eine Reihe von Rückschlüssen auf die Frage, wie sich Häuser und ihre Materialitäten zu den Bewohnern und ihren veränderten Bedürfnissen und Gewohnheiten in historischer Langzeitperspektive verhielten.

Die Auseinandersetzung mit den Hausmonografien brachte verschiedene Herausforderungen mit sich. Sie sind, wie angedeutet, zum einen sehr unterschied-

66 Vgl. unter anderem Simonett, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, 1965.

67 Vgl. unter anderem Affolter, *Die Bauernhäuser des Kantons Bern*, 1990.

68 Vgl. Roland et al., *Les maisons rurales du canton de Genève*, 2006; Roland/Prongué, *Les maisons rurales du canton du Jura*, 2012; Boschung et al., *Les maisons rurales du canton de Neuchâtel*, 2010.

69 Aufgrund der beschriebenen Problematik decken die Fallbeispiele nicht alle Regionen ab; es fehlen die Kantone Freiburg, Glarus, Graubünden, Jura, Neuenburg, Uri und Tessin.

lich aufbereitet; zum anderen lässt sich darüber hinaus nicht immer zweifelsfrei feststellen, in welchem Umfang Primärquellen einzelner Häuser genutzt oder überhaupt zur Verfügung gestanden haben. Ausserdem findet sich keine Reflexion darüber, aufgrund welcher Kriterien welche Objekte beforstet und dokumentiert worden sind. Natürlich sind die 39 Bände über Schweizer Bauernhäuser nicht explizit historisch intendiert, dennoch basieren die Hausgeschichten auf Primärquellen, deren Verwendung in geeigneter Weise hätte problematisiert werden können. Die Auswahl und Inventarisierung der Objekte erfolgte laut Benno Furrer, Projektleiter der Schweizerischen Bauernhausforschung, vor allem mit dem Ziel, aus jeder Hauslandschaft möglichst ein paar typische Vertreter vorzustellen. Daneben waren ein weitgehender Originalbestand, nachweisbare Bauphasen und unterschiedliche Konstruktionstypen massgebliche Kriterien. Zu den verwendeten Quellen gehören in der Regel Katasterpläne, Fertigungsprotokolle, Umbau- und Wiederaufbaupläne, Bevölkerungstabellen, Brand- und Gebäudeversicherungen, Kauf- und Teilungsverträge, Hausbriefe, Liegenschaftschroniken, Inventarlisten, Nachlassprotokolle, Notariatsbücher, Urbare, Familienchroniken, Grundrisspläne, Zinsbücher, Steuerregister sowie diverse Bildquellen.

In der Tabelle 1 (Anhang, S. 166–196) wurden alle Begriffe so verwendet, wie sie in den jeweiligen Monografien erscheinen. Dies betrifft beispielsweise «Bauernhaus» als typologische Bezeichnung. Anhand der Fallbeispiele wird zudem nicht nur der grosse Variantenreichtum ländlicher Architektur in der Schweiz deutlich; auch die Unterschiedlichkeit der einzelnen Bände offenbart sich hier, zum Beispiel in der Terminologie.

3.4.2 Bauen und Wohnen in der Schweiz, 1700–1900

Die Baudaten der beschriebenen Fallbeispiele reichen von 1404/05 bis 1868, wobei ein Grossteil der bis heute erhaltenden Häuser im 18. und 19. Jahrhundert entstanden ist. Zunächst habe ich Haustyp und, soweit möglich, Raumordnung und -anzahl der inventarisierten Objekte erhoben. Massgeblich war dabei der «Ist-Zustand» des Objekts, also jener Zustand, in dem sich das Haus zum Zeitpunkt seiner Inventarisierung und Dokumentation im jeweiligen Band der Schweizerischen Bauernhausforschung befunden hat. In der Schweiz ist, anders als etwa in Skandinavien, die «Einhauswohnung» in horizontaler Anordnung der vorherrschende Typus ländlicher Bauweise. Das heisst, dass alle zum Wohnbereich zählenden Räume unter einem Dach zusammengefasst sind.⁷⁰ In

70 Vgl. zu Ein- und Mehrhauswohnungen Weiss, Häuser, 1959, S. 155 f.

der Regel gehören dazu Küche, Kammer und Stube; Letztere ist der entwicklungsgeschichtlich jüngste Raum. Dieses Raumschema folgt der von Richard Weiss beschriebenen «Dreiheit der primitiven Wohnbedürfnisse» – Kochen und Essen, Schlafen, Wohnen.⁷¹ Natürlich gibt es vergrösserte Grundrisse durch zusätzliche Kammern, Stuben oder Nebenstuben; das Dreiraumschema bleibt jedoch das grundlegende bauliche Ordnungsprinzip. In seiner Studie zu «Häusern und Landschaften der Schweiz» unterscheidet Richard Weiss zudem zwischen «addierenden» und «dividierenden» Grundrissen. Bei der ersteren, für das Alpengebiet typischen Form sind mehrere Einzweckbauten zu einem Ganzen zusammengefügt. Die einzelnen Teile können sich sowohl entwicklungsgeschichtlich als auch materiell unterscheiden – wenn etwa die Küche ein Stein- und die Stube ein Holzbau ist. Bei der dividierenden Form des nichtalpinen Raumes hingegen wird der ursprüngliche Kernbau je nach wohnlichen und wirtschaftlichen Bedürfnissen in verschiedene Räume unterteilt.⁷²

In den meisten Bänden der Schweizerischen Bauernhausforschung wird zwischen Wohn- und Wirtschaftsbauten unterschieden. Zu letzter Kategorie zählen sowohl inkludierte als auch externalisierte Teile wie Scheune und Speicher, Schopf und Keller, Trotten, Waschwäuser, Ställe, Bienenhäuser, Käsereien und so weiter. Für diese Untersuchung von vorrangigem Interesse aber sind die Wohnhäuser, welche in der Regel in Wohn- und Zweizweckbauten differenziert werden.⁷³ Diese Art der Kategorisierung ist jedoch problematisch, da in den wenigsten Fällen Häuser ländlicher Regionen auf einen reinen Wohnzweck beschränkt werden können, was sich besonders deutlich an Gebäuden, in denen einer heimindustriellen Tätigkeit nachgegangen wurde, zeigt.

Während beim Volkskundler Richard Weiss Regionalität die bestimmende Ordnungskategorie ist, steht hier der diachrone, also zeitliche Aspekt im Vordergrund. In einem ersten Schritt blieben dabei sozial-, wirtschafts- und siedlungsgeschichtliche Faktoren unberücksichtigt; erst einmal sollte es um die Frage gehen, welchem Haustyp die entsprechenden Objekte zugeordnet werden können und welchen räumlichen Ordnungsprinzipien sie folgen. Zur Vereinfachung habe ich dabei unterschieden zwischen Objekten, deren Hauptgebäude mutmasslich reinen Wohnzwecken dient und von dem entsprechende Ökonomieteile baulich getrennt sind («Wohnhaus»), und solchen, die als Vielbeziehungweise Mehrzweckbauten Wohn- und Wirtschaftsteile unter einem Dach vereinen («Vielzweckhaus»).⁷⁴ Die Anzahl der Räume bestimmt auch die

71 Ebd., S. 132–134.

72 Ebd., S. 155–173.

73 Exemplarisch dafür etwa bei Räber, *Die Bauernhäuser des Kantons Aargau*, 1996.

74 Auch hier zeigt sich das Zuordnungsproblem bei Objekten, in denen man eine Form von

Raumordnung, weswegen ich diese, auf Richard Weiss' Vorschlag zur Einteilung von Grundrissen basierend, ebenfalls mit aufnahm.

Generell kann festgehalten werden, dass es sich bei einem Grossteil der näher untersuchten Objekte um Vielzweckhäuser handelt. Reine Wohnhäuser sind im ländlichen Raum eher weniger zu finden; ab Mitte des 18. Jahrhunderts ist jedoch ein leichter Zuwachs solcher Objekte zu verzeichnen. Bei diesen handelt es sich in der Regel um Häuser mit Dreiraumgrundrissen oder erweiterten Dreiraumgrundrissen. Das heisst, dass es neben Küche, Stube und Kammer zusätzliche Räume im Haus gibt. In den meisten Fällen sind dies weitere Kammern, die dem Gesinde oder verschiedenen Familienmitgliedern als Schlafräume dienten.⁷⁵ In den Häusern des Schweizer Mittellandes finden sich ab dem 18. Jahrhundert vermehrt sogenannte Neben- oder Hinterstuben («Stibli» oder «Stübli»), deren Funktion vom familiären Rückzugsort über eine Aufbewahrungsstelle für häusliche Wertgegenstände bis zum Empfangsraum für Gäste reicht.⁷⁶ Dieses häufig erst im Laufe der Zeit entstandene Grundrisschema ist für die untersuchten Objekte prominent. Viele von ihnen zählen mehr als zehn Räume; der Durchschnitt in der Kategorie Wohnhäuser des Untersuchungssamples liegt bei acht Räumen. Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass diese scheinbar grosse Anzahl eine Folge räumlicher Binnendifferenzierung über die Zeit ist.

Den Grossteil ländlicher Architektur in der Schweiz bilden jedoch Vielzweckbauten. Auch bei dieser Kategorie dominiert der Dreiraumgrundriss; seltener finden sich, vor allem bei älteren Häusern, die vor dem 18. Jahrhundert gebaut worden sind, auch Zweiraumgrundrisse aus Küche und Stube. Typischer Vertreter dieser Raumordnung ist wiederum das heimindustrielle Flarzhaus, dessen Kernbauten zumeist aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. Hier differenzierten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts die Räume besonders stark aus. Auch bei den Vielzweckhäusern steigt die Raumanzahl seit Ende des 17. Jahrhunderts mit einem Durchschnitt von 6,6 Räumen pro Objekt.

Womit aber waren die beschriebenen Räume gefüllt? – Bei der Beforschung der häuslichen Wohnkultur stellt sich ein erstes Problem: Welche Gegenstände zählen dazu, wann sind sie in das Haus gelangt und wie authentisch kann eine Dokumentation materieller Kultur historischer Gebäude in diesem Zusammenhang sein?

Heimarbeit betrieb. Im vorliegenden Sample habe ich Heimarbeiterhäuser, wie die Flarzhäuser des Zürcher Oberlandes, zu den Vielzweckhäusern gezählt.

75 Obwohl teilweise mehrgeschossig, ist die eigentliche Wohnfläche der meisten Häuser zweigeschossig (in der Regel Erdgeschoss und Obergeschoss).

76 Das Gebiet zwischen Jura und Alpen wird als «Mittelland» bezeichnet. Es erstreckt sich vom Genfersee im Südwesten bis zum Bodensee im Nordosten der Schweiz. Vgl. Lüthi, Mittelland, 25. 8. 2009.

Zunächst einmal bezeichnen «Haushaltsdinge» oder «Dinge des Haushalts» Dinge und Objekte rund um das Haus oder das Wohnen.⁷⁷ Einige solcher Gegenstände sind mobil; sie gelangen in das Haus, dienen der Bedarfs- und Bedürfnisdeckung, werden angeeignet und konsumiert oder gestalten performative Handlungen im Raum mit. Allerdings verfügen sie, sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit, über eine bestimmte Lebensdauer – und zwar im materiellen und ideellen Sinn. Sie werden entfernt oder ausgetauscht, was die Rekonstruktion historischer Lebens- und Wohnverhältnisse des Hauses vielfach erschwert.

Diese Problematik spiegelt sich auch sehr deutlich in den Monografien der Schweizerischen Bauernhausforschung wider. Zu den darin häufig aufgezählten Mobilen gehören Kästen-, Sitz- und Liegemöbel, Stubenbuffets, Einbauschränke oder Küchengerüste («Almäri»). Repräsentative Objekte wie das Buffet lassen sich oftmals mithilfe von Inschriften exakt datieren; beim Grossteil der Möbel aber bleibt es bei Schätzungen. Eine andere Frage ist die nach der räumlichen Verortung von Gegenständen. Wie Objekte positioniert und angeordnet waren, kann nicht nur Aufschluss über strukturelle und funktionale Wandlungsprozesse, sondern auch über soziale Ordnungsmuster im Raum geben. Inventarlisten in Quellen wie Teilungs- oder Vererbungsprotokollen halten zwar mitunter minutiös fest, was sich zu einem bestimmten Zeitpunkt im Haus befand, doch über das Quantitative kommt die Vorstellung in den meisten Fällen nicht hinaus.

In den untersuchten Hausgeschichten konnte ich zudem beobachten, dass es bezüglich der Einrichtungsgegenstände oftmals eine «räumliche Hierarchisierung» zu geben schien. Im Obergeschoss finden sich immer wieder Gegenstände im Zweitgebrauch. In vielen Häusern blieb – nicht zuletzt aufgrund der schwierigen Heizsituation – für lange Zeit das Erdgeschoss der einzige Bereich, der nicht nur den Wohnbedürfnissen entsprechen musste, sondern auch, zumindest in «besseren Kreisen», eine repräsentative Funktion zu erfüllen hatte. Die «recycelten» Wohngegenstände, zu denen neben Öfen auch Schränke oder Buffets gehörten, stammten entweder aus dem gleichen Haus und erhielten ihre Zweitverwendung aufgrund einer Renovation des Erdgeschosses oder wurden extern hinzugefügt. Besonders bei Öfen, die häufig über eine sichtbare Datierung verfügen, ist dies gut nachzuvollziehen.

Interessant ist deshalb die Frage, welche häuslichen Objekte grössere Zeitalter überdauern haben. Als «Immobilien» sind diese im Haus fest installiert

77 Düllo, *Häusliche Dinge*, 2014, S. 214. Diese moderne Definition greift mit «Haushalt» einen Begriff auf, der im deutschsprachigen Raum seit dem 17. Jahrhundert bekannt ist und, zunächst sehr allgemein, «eine Gruppe von verwandten oder nicht verwandten Personen bezeichnet, die zusammen leben und wirtschaften». Rippmann/Perrenoud, *Haushalt*, 3. 12. 2009.

und zeugen damit von kontinuierlichen Bedürfnissen wie dem nach Wärme. Herd und Ofen sind daher zentrale Bestandteile immobiler materieller Kultur. Insbesondere für das ältere Hauswesen haben sie einen entscheidenden Anteil an der Konfiguration des Wohnbereichs. In Inventarlisten der Frühen Neuzeit werden sie jedoch nicht aufgeführt. «Eigenes Feuer» spielte im mittelalterlichen und vormodernen Rechtswesen eine entscheidende Rolle, wenn es um häusliche Rechte und Pflichten ging. Frühneuzeitliche Haushaltszählungen wurden mittels Feuerstätten erhoben. Erst durch sie konnte ein Gebäude zum bewohnten Haus werden; sie sind diesem gewissermassen einverleibt und als solche nicht Teil des häuslichen Mobiliars.⁷⁸

In den meisten Fallbeispielen des Samples finden sich Angaben zu der Art und Situierung unterschiedlicher Feuerstätten im Haus. Heizstellen der Stube, wie Kasten- oder Kachelöfen, lassen sich dank Hafnerinschrift oftmals exakt datieren.⁷⁹ Da sich der Wohnbereich üblicherweise im Erdgeschoss ländlicher Häuser befindet, sind vor allem dort noch intakte oder Reste ehemaliger Feuerstellen auffindbar. Für einige Gebäude sind Herdstellen oder Öfen dokumentiert, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in die Kammern oder Mittelgänge der Obergeschosse Eingang finden. Häufig deckt sich dies mit räumlichen Veränderungen, beispielsweise nach Vergrösserung oder Teilung des Wohnraums. Wenn ein Haus unter verwandten oder nicht miteinander verwandten Personen aufgeteilt wurde, mussten auch Nutzungsrechte über Feuer neu verhandelt werden – oder man richtete eine zweite Küche ein, die über eine eigene Herdstelle verfügte. Interessant ist auch, zu welchem Zeitpunkt welche Feuer- und Heizstätten in das Haus kamen. Während diese in den Objekten mit einer Baudatierung vor dem 19. Jahrhundert erst viele Jahre nach der Errichtung des Hauses installiert worden sind, fallen im 19. Jahrhundert häufig Baudatierung mit Herd- und Stubeninstallation zeitlich zusammen – Zeichen wachsenden Wohlstandes, aber auch veränderter Wohnbedürfnisse. Auf diese Weise wird deutlich, wie stark Feuerstätten die Konfiguration von Raum und häuslicher Soziabilität ganz wesentlich mitprägten.

Mit dem Ein- und Ausschluss von Feuer und Rauch geht auch noch eine andere Grundkomponente von Wohnen einher: Licht und Dunkelheit im Haus. So variantenreich die Schweizer Hauslandschaft ist, so vielfältig sind auch die einzelnen Elemente von Häusern. Fenster erscheinen in allen Formen, Grössen

78 Zur Entwicklung der häuslichen Feuerstellen in Mitteleuropa und der Schweiz vgl. Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 95–101, sowie Weiss, *Häuser*, 1959, S. 101–132.

79 Die Unterscheidung zwischen Herd und Ofen ist nicht immer eindeutig. Hier folgt die Differenzierung Konrad Bedals grober Einteilung, wonach Öfen allgemein als Feuerstellen der Stube und Herde als Feuerstellen der Küche gelten. Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 100.

und Anordnungen. In der Regel verfügen die Erdgeschosse über die meisten, üblicherweise regelmässig in Reihe angeordneten Fenster. Die Obergeschosse besitzen lange Zeit nur kleine Einzelfenster oder spezielle Öffnungen, wie die beispielsweise im Wallis oder in Graubünden vorkommenden «Seelenfenster». Die Rück- und Stirnseiten ländlicher Häuser sind häufig nur sehr spärlich mit Fenstern ausgestattet. In der diachronen Betrachtung der Schweizer Hauslandschaft fällt auf, dass es während des 19. Jahrhunderts vermehrt zum Einbau weiterer oder zur Vergrößerung bereits vorhandener Fenster kommt. Häufig fiel dies mit allgemeinen räumlichen Veränderungen zusammen.

Eine Besonderheit ländlicher Architektur sind die vielzähligen Zugänge und Innenverbindungen von Häusern. Haupteingänge finden sich auf den strassenzugewandten Seiten, aber auch auf Lauben oder über Küchen. Vielweckbauten, zu denen der Grossteil der untersuchten Objekte gehört, besitzen häufig Türen zwischen Wohn- und Wirtschaftsbereichen.

Häuser sind keine statischen Gebilde – allerdings zeigt sich dies erst durch ihre Untersuchung in historischer Langzeitperspektive. Bauen ist ein aktiver und dynamischer Vorgang, durch den sich wechselnde Lebenswelten und -bedürfnisse, soziale Differenzierungen und Integrationen materiell widerspiegeln. Solche Transformationsprozesse sind für den urbanen Raum bereits gut aufgearbeitet; die ländliche Architektur wird jedoch in diesem Zusammenhang häufig vernachlässigt.⁸⁰ Nicht zuletzt hängt dies mit der Quellenproblematik zusammen, was auch aus der vorliegenden Untersuchung hervorgeht: Wenn im Folgenden die Rede davon sein wird, dass sich im untersuchten Sample seit dem beginnenden 19. Jahrhundert vermehrt Umbauvorgänge zeigen, so bleibt zu fragen, ob diese bis dahin aus sozialen oder ökonomischen Gründen weniger notwendig oder möglich waren oder ob für diesen Zeitraum weit weniger Quellenmaterial, welches Auskunft über die Baugeschichte früherer Zeiten geben könnte, vorhanden ist. Die Datierungsordnung der dokumentierten Objekte folgt der Tatsache, dass Häuser immer über eine Baugeschichte mit mehreren Bauphasen und in diesem Sinne über eine «relative Chronologie» verfügen. In der Regel unterscheidet die Hausforschung zwischen «exakter» und «approximativer» Datierung. Mithilfe baulicher Inschriften (zum Beispiel an Türstürzen), zum Teil auch Bauurkunden (deren Angaben jedoch häufig erst ab dem 19. Jahrhundert zuverlässig sind), lassen sich – selbstverständlich abhängig von zeitlichen, regionalen und sozialen Faktoren – exakte Baudaten ermitteln. Falls dies nicht möglich ist, helfen vergleichende Beobachtungen (Raumgefüge, Zier- und Schmuckformen), Gebäude zeitlich annähernd genau (approximativ) zu datieren. Seit den 1960er-Jahren trägt zudem das Verfahren der Dendro-

80 Vgl. unter anderem Schmidt-Funke, *Städtische Wohnkulturen*, 2015.

chronologie (Jahrringanalyse verbauter Hölzer) wesentlich dazu bei, Bauzeiten möglichst exakt zu ermitteln.⁸¹

In den Fallbeispielen habe ich diverse Vorgänge baulicher Veränderungen im und am Haus erfasst. Dazu gehören die Renovation, Vergrösserung oder Teilung von Wohnraum und Ökonomieteilen; der Umbau von Kellerräumen; bauliche Veränderungen des Dachs; Renovationen der Aussenfassade und des Interieurs; der komplette Wieder- oder Neuaufbau eines Hauses, Vergrösserung von Fenstern und andere.

Besonders prominent für das 19. Jahrhundert ist der Umbau und die Vergrösserung von Wohnraum und Ökonomieteilen oder einzelnen Elementen wie Dach oder Fenstern. Anhand solcher Umbauprozesse kann das Ineinandergreifen baulich-räumlicher und funktional-sozialer Faktoren aufgezeigt werden.⁸² In einigen Fällen lassen sich in den Monografien eindeutige Gründe für die jeweiligen baugeschichtlichen Veränderungen herauslesen (vgl. Tabelle 1 im Anhang, S. 166–193). So gab es ein Bedürfnis nach vergrössertem Wohnraum häufig dann, wenn ledige Kinder im Haus verblieben oder Wohnraum für die Altbauern, sogenannte Altenteiler, geschaffen werden musste. Auch gaben, insbesondere in den Regionen protoindustrieller Heimarbeit, ökonomische Ursachen Anlass für den räumlichen An- oder Ausbau, wenn beispielsweise Webstühle oder Strickmaschinen im Haus Platz finden mussten. Damit einher gingen häufig andere bauliche Veränderungen, etwa die Erweiterung von Kellerräumen, das Anheben des Dachs oder die Vergrösserung von Fenstern, um so dem erhöhten Bedarf an natürlichem Licht nachzukommen. Im Umkehrschluss konnte die Externalisierung solcher Geräte wiederum dazu führen, dass sich die Innengestaltung eines Raumes änderte. Falls das Baugesfüge keine Vergrösserung zulies, wurde die Wohnfläche, zumeist durch Einzug von Trennwänden, geteilt. Dies war vor allem dann der Fall, wenn das entsprechende Objekt von nicht verwandten Parteien gleichzeitig bewohnt werden sollte.

Brände waren in der Frühen Neuzeit ein weitverbreitetes Phänomen, was vielerorts nicht nur den Wieder- oder Neuaufbau eines Hauses, sondern manchmal gleich ganzer Gemeinden erforderte, wie das bekannte Beispiel Obergesteln (Kanton Wallis) aus dem Jahr 1868 zeigt.⁸³

Besonders im ländlichen Raum entwickelten sich seit dem 13. Jahrhundert Hausnamen, die zunächst der Identifizierung und örtlichen Orientierung dienten. Bis zur Einführung von Strassennamen und Hausnummern waren sie häufig die einzige eindeutige Kennzeichnung von Wohnstätten und ganzer Höfe. Viele

81 Vgl. Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 22–24.

82 Für die Unterscheidung zwischen Funktions- und Sozialstruktur von Häusern ebd., S. 84f.

83 Flückiger-Seiler, *Die Bauernhäuser des Kantons Wallis*, 2000, S. 257–265.

dieser Bezeichnungen haben sich mündlich tradiert und zum Teil bis heute in das kollektive Gedächtnis einer Gemeinde eingeschrieben.⁸⁴ Auch unter den erhobenen Häusern der Bauernhausbände finden sich zahlreiche Objekte mit eigenen Namen. Der grösste Anteil davon fällt auf Häuser, die nach Familiennamen benannt wurden (zum Beispiel «Allet-Haus», «Freddi-Haus»). In vielen Fällen haben sich diese Namen tradiert, obwohl die Namensgeberinnen schon längst nicht mehr dort wohnen. Manchmal sind es auch einzelne Personen, deren Namen ein Haus trägt (zum Beispiel «Jost-Sigristen-Haus»). Berufs- oder Amtsbezeichnungen (zum Beispiel «Ratsherrenhaus», «Sigristenhaus») bilden eine zweite wichtige Gruppe von Hausnamen. Dazu kommen, vor allem bei Vielweckhäusern, Namen, die sich aus dem ökonomischen Hausteil und seiner Verwendung herleiten (zum Beispiel «Salzmehus», «Unterer Hirschen») oder typologische Anlehnungen sind (zum Beispiel «Maison bernoise»). Auch der Standort eines Anwesens kann namensgebend sein (zum Beispiel «Zum Metzgerrain»).

Nicht nur Um- und Aus-, sondern auch Anbauten stellen ein wichtiges Mittel zur Raumvergrößerung und -differenzierung dar. Zu den häufigsten Annexbauten in den Fallbeispielen gehören Aborte, die entweder in oder neben Ställen, auf oder unter Lauben sowie als autonome «Häuschen» im Hof positioniert waren. In Europa verbreiteten sich Wasserklosetts erst langsam ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nicht nur in ländlichen, sondern auch in urbanen Regionen bildeten eigene Badezimmer mit WC bis Mitte des 20. Jahrhunderts eher die Ausnahme.

84 Hengst, Hausnamen, 14. 9. 2018.

4 Historische Familienforschung

Als zu wenig geschichtsmächtig angenommen, hat die Familie in der historischen Forschung lange Zeit ein Schattendasein gefristet. Ein wirkliches geschichtswissenschaftliches Interesse an ihr entwickelte sich erst mit dem Aufkommen der historischen Sozialwissenschaft in den 1960er-Jahren.¹ Seitdem sind zahlreiche Regionalstudien, vergleichende Übersichtsdarstellungen und wissenschaftliche Zeitschriften zum Thema entstanden.² Familie ist immer mit ihrer politischen, sozioökonomischen und kulturellen Umwelt verschränkt. Die Erkenntnis der Kontextgebundenheit förderte einen breiten Zugang zum Forschungsfeld. Wandel beziehungsweise Prozesshaftigkeit wurden dafür als forschungsrelevante Ordnungskategorien angenommen. Dies erforderte interdisziplinäre Ansätze, die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden sowie die Erforschung des Themas über lange Untersuchungszeiträume.

In ihrer Forschungsgeschichte hat die Familie mehrere Phasen durchlaufen. Einen Vorschlag zur Entwicklung des Themas als Gegenstand historischer Untersuchungen legte Michael Anderson 1980 vor. Er benennt drei Teilbereiche, die an der Etablierung des Forschungsthemas massgeblich beteiligt waren: Demografie, Gefühlsgeschichte sowie Haus und Haushalt. Andersons Argumentation zufolge repräsentiere diese thematische Ordnung die wichtigsten Forschungszugänge zur Familien- und Verwandtschaftsgeschichte seit den 1960er-Jahren. Nur unter Berücksichtigung aller drei Bereiche sei eine Rekonstruktion historischen Familienlebens möglich.³

Am Anfang stand mit dem «demographic approach» ein Ansatz, der sich auf die Erhebung und Auswertung rein quantitativer Daten stützte. Wesentliche Impulse kamen hier von der französischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Die Beantwortung der Frage, welche Faktoren Einfluss auf Wachstum oder Rückgang einer Bevölkerung nehmen, erforderte die quantitativ-serielle Auswertung von bis dahin weitgehend vernachlässigten Quellen wie Pfarre registern oder Kirchenbüchern. Der Aufwand solcher Studien ist enorm, weshalb die wichtigsten von ihnen in gemeinschaftlicher Arbeit – so etwa durch die Gruppen um Peter

1 Wegweisend für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft vor allem Hausen, *Familie*, 1975.

2 Für mikrohistorische Regionalstudien unter anderem Sabeau, *Property*, 1990. Für neuere Übersichtsdarstellungen unter anderem Mitterauer, *Sozialgeschichte*, 2009. Für Zeitschriften unter anderem «*Journal of Family History*» (seit 1976), «*The History of the Family*» (seit 1996) und «*Journal of Genealogy and Family History*» (seit 2017).

3 Vgl. Anderson, *Approaches*, 1980, S. 15 f.

Laslett in Cambridge, Jaques Dupâquier in Paris oder Markus Mattmüller in Basel – entstanden.⁴ Dieser Ansatz trug zwar massgeblich dazu bei, familiäre und verwandtschaftliche Typologien sowie deren Häufigkeiten zu ermitteln. Die dafür relevanten Kontextfaktoren wurden dabei jedoch weitgehend ausser Acht gelassen. Für den zweiten Zugang, den «sentiments approach», waren quellenmässig fassbare Ausdrücke von veränderten emotionalen Beziehungen zwischen Familienmitgliedern der primäre Untersuchungsgegenstand. Auch hier war das Herstellen von Zusammenhängen mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von sekundärem Interesse. Häufig blieb das Beschriebene eine weiter gehende Erklärung schuldig. Mit dem Begriff «household economics approach» schliesslich fasst Anderson Erklärungsversuche von Familienstrukturen aus Erbrechtssystemen, aus Strukturen der Arbeitsorganisation sowie aus sozioökonomischen Veränderungsprozessen zusammen. Dieser Ansatz trug wesentlich zu einem besseren Verständnis historischer Familienverhältnisse bei, indem eine starke Einbindung sozialer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen stattfand. Ausserdem wurde dadurch der Familienbegriff durchlässiger für andere Konzepte wie Haus und Haushalt (vgl. Kapitel 4.4.1).⁵

Mit seinem Überblick leistete Michael Anderson eine erste Orientierung über wichtige Forschungslinien zur Geschichte der Familie bis 1980. Kurz danach deutete sich ein kulturhistorischer Richtungswechsel an, unter dessen Einfluss die geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Familie in eine nächste Phase trat. Wesentliche Impulse dafür kamen aus der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Die historische Erkundung der Familie hängt eben auch ganz massgeblich mit Fragen nach kulturell konstruierten Geschlechterbeziehungen und Rollenperformances zusammen. Als Untersuchungsmilieu bot sich zunächst das Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert an, für dessen Analyse nun mehr Selbstzeugnisse als Quellen herangezogen wurden.⁶ Seit einigen Jahren wird die Geschichte der Familie auch zunehmend mit emotionsgeschichtlichen Fragestellungen verschränkt.⁷

Bis auf wenige Ausnahmen wurde Familiengeschichte bis in die späten 1980er-Jahre in nationalgeschichtlichen Rahmen verhandelt.⁸ Danach öffnete sich, beeinflusst durch globalhistorische und postkoloniale Ansätze, nach und nach der Blick für übernationale Verflechtungen, die interkulturelle Vergleiche ermöglichten.

4 Vgl. Imhof, Einführung, 1977, S. 9–36.

5 Anderson, Approaches, 1980, S. 15 f.

6 Vgl. unter anderem Davidoff/Hall, Family Fortunes, 1987; Hausen, «... eine Ulme für das schwankende Efeu», 1988; Frevert, Bürgertumsgeschichte, 1990.

7 Vgl. unter anderem Frevert et al., Learning, 2014.

8 Vgl. unter anderem Weber-Kellermann, Die deutsche Familie, 1974.

Nachstehend möchte ich auf ausgewählte Kapitel einiger Überblicksdarstellungen mit einem transnationalen und epochenübergreifenden Fokus eingehen. Dafür habe ich sowohl französisch-, als auch englisch- und deutschsprachige Studien der letzten 35 Jahre berücksichtigt, an die ich folgende Fragen stelle: Zu welchen Befunden kommen die Untersuchungen und wie begegnen sie der Komplexität des Themas «Familie»? Wie gehen die Beiträge mit der Frage der Periodisierung um und auf welche Weise werden familiäre Transformationsprozesse dargestellt? Welchen Platz nehmen dabei materielle Kultur im Allgemeinen und Haus im Besonderen ein? In einem zweiten Teil geht es schliesslich um die historische Familienforschung in der Schweiz, für die eine überblicksartige Darstellung bisher noch aussteht. Hier soll das Zusammentragen einiger wichtiger empirischer Befunde zu einem erweiterten Verständnis über die Zusammenhänge von Familie und Haus in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts beitragen.

4.1 Die Familie zwischen Privatsphäre und öffentlichem Raum

Die Geschichte von Familie und Haus ist auch eine Geschichte des Verhältnisses von Privatsphäre und Öffentlichkeit. Dies zeigt sich in Philippe Ariès' und Georges Dubys fünfteiligem Werk zur «Geschichte des privaten Lebens» von der Antike bis zur Gegenwart.⁹ Darin nähern sich die in der Tradition der französischen Annales-Schule stehenden Autoren der Problematik mittels sozial-, alltags- und mentalitätshistorischer Ansätze. Für ihre Historiografie wählten Ariès und Duby eine Langzeitperspektive, deren zeitlicher Auftakt das Spätmittelalter bildet. In dessen durch weitreichende Kontrollmechanismen gekennzeichnetem Milieu waren privat und öffentlich nahezu deckungsgleich. Im 19. Jahrhundert schliesslich manifestierte sich die grosse Divergenz beider Grössen: Das Haus wurde zum persönlichen Reduit und die in ihm stattfindenden sozialen Beziehungen und Aktionen grenzten sich von der öffentlichen Sphäre mit wachsenden individuellen Gestaltungsbegehren und -möglichkeiten mehr und mehr ab.¹⁰

Eine solche Entwicklung ist nicht linear zu denken. In der expliziten Relativierung klassischer Epocheneinteilung liegt das Innovative der Studie. Basierend auf seinen Untersuchungen zur Geschichte des Todes konstatiert Ariès, dass es zwischen dem Spätmittelalter und dem ausgehenden 17. Jahrhundert zwar zu einer Reihe sozialer, ökonomischer und kultureller Veränderungen kam; die

⁹ Ariès/Duby, *Histoire*, 1986/87.

¹⁰ Ariès, *Pour une histoire*, 1986, S. 7–9.

Mentalitäten jedoch blieben im Wesentlichen stabil. Es waren, makrostrukturell gesehen, die Erstarkung des Staates, die zunehmende Alphabetisierung und das Aufkommen neuer religiöser Praktiken, die einen langsamen Wandel der alltagsbezogenen Mentalitäten einläuteten. Anstandsbücher und autobiografische Literatur bezeugten veränderte Einstellungen zum eigenen und fremden Körper sowie zum Ich. Ambivalenzen wie jene der Stilisierung von Einsamkeit bei gleichzeitiger Aufwertung von Freundschaft prägten diesen langwierigen Prozess der Privatisierung des Individuums.¹¹ Und wo, wenn nicht innerhalb der unter einem Dach lebenden Familie, vollzog sich dies? Bereits in der Einleitung nehmen die Autoren explizit Stellung zur Relevanz des Hauses – zumindest des bürgerlichen. Die steigende Anzahl und Ausdifferenzierung von Räumen sowie veränderte Licht- und Wärmeverhältnisse sind nur einige der vielen Transformationen, die sich dort vollzogen und auf neue Funktionsweisen von Privatsphäre und Öffentlichkeit hindeuteten.¹²

Als «*âge d'or du privé*», also als «goldenenes Zeitalter des Privaten», bezeichnet Michelle Perrot in ihrer Einleitung zum vierten Band von Ariès' und Dubys Werk das 19. Jahrhundert, in dem öffentliches und privates Leben, Individuum und Gemeinschaft immer stärker ineinander diffundierten.¹³ Die Französische Revolution als klassische Epochenäsur bildet den Auftakt dieser Geschichte, deren Quellenmaterial – Polizei-, Gerichts- und Strafprozessakten, Familienkorrespondenzen oder Selbstzeugnisse – einen mitunter minutiösen Einblick in das private Leben dieser Zeit liefert. Allerdings ist dieser begrenzt. Während für den städtisch-bürgerlichen Bereich eine verhältnismässig grosse Materialsammlung vorliegt, ist die historische Rekonstruktion der ländlichen Sphäre schon weitaus schwieriger. Dieses Problem wird an späterer Stelle auch in Perrots Beitrag zu Wohnformen des 19. Jahrhunderts deutlich. Hier dominiert die Analyse des vorwiegend englischen und französischen Bürgerhauses.¹⁴ Zu Recht macht Perrot auf die grosse Interdisziplinarität des Forschungsstandes aufmerksam. Neben klassischen Methoden der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte seien dies insbesondere die historische Demografie und Anthropologie sowie kultursoziologische, feministische und mentalitätsgeschichtliche Ansätze. Materielle Kultur als Forschungszugang und -methode hat in dieser Aufzählung noch keinen Platz; erst etwa zehn Jahre später wird sie sich im Feld der Familiengeschichte zu etablieren beginnen.

Mit Wohnverhältnissen und Formen des Zusammenlebens zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert befasst sich der im dritten Band befindliche Beitrag von

¹¹ Ebd., S. 7–13.

¹² Ebd., S. 13.

¹³ Perrot, Introduction, 1987.

¹⁴ Perrot, Manières, 1987.

Alain Collomp, der zuvor eine mikrohistorische Studie zu Familien- und Hausformen in der französischen Talregion Haut Verdon vorgelegt hatte.¹⁵ In seinem Beitrag bemüht sich Collomp um den Einbezug von Aspekten ländlichen Wohnens, wofür er vor allem Bildquellen Albrecht Dürers oder Pieter Bruegels integriert.¹⁶ Seine Ausgangsthese bezieht sich auf die physische «Trägheit» von Häusern. Zwar seien die materiellen Eigenheiten von Region zu Region verschieden gewesen, je Region jedoch von grosser Beständigkeit.¹⁷ Ein grundsätzliches Problem der historischen Rekonstruktion vormoderner Wohnverhältnisse – das betrifft im Übrigen auch vielfach Häuser des 19. Jahrhunderts – ist die Frage des Interieurs. Diesbezüglich zeigen sich, so Collomp, sehr drastisch die Grenzen von Bildquellen, weil das dokumentarische Interesse oftmals, je nach Auftraggeber, religiösen oder moralisierenden Motiven untergeordnet war. Über Anzahl und Zusammensetzung der Hausbewohner sowie deren Beziehungen zueinander schweige dieser Quellentypus ohnehin.¹⁸ So träge das Haus als physisches Objekt gewesen ist, so flexibel waren doch seine Wohnstrukturen, die laut Collomp vor allem an veränderten Familienkonstellationen hingen. Daraus schliesst er: Historische Wohnverhältnisse könnten nur unter Berücksichtigung beider Kategorien, der materiellen Aspekte und der im Haus lebenden Personen, untersucht werden. Collomp illustriert diese Beobachtung anhand von «Häusern der Armen» («maisons des pauvres») und «Häusern der Reichen» («maisons des riches»).¹⁹ Die Entscheidung, eine Perspektive entlang sozialer Stratifikation einzunehmen, ist nicht ganz unproblematisch, jedoch sicher gehaltvoller als eine entlang von «Bürger- oder Bauernhaus» als klischierten Haustypen. «La vie privée», so zitiert Michelle Perrot Émile Littrés in den 1860er- und 70er-Jahren publizierten «Dictionnaire de la langue française», «doit être murée» – Privatheit benötige also materielle Grenzziehungen.²⁰ Im 19. Jahrhundert manifestierte sich die Vorstellung vom Haus als intimmem Rückzugsort so stark wie nie zuvor. Damit avancierte es zum Schauplatz dichotomer Beziehungen, deren Verhältnisse zueinander neu ausgehandelt werden mussten. Die Idee des Hauses als Hort der Familie und trauter Zweisamkeit blieb dabei zunächst auf die bürgerliche Sphäre beschränkt. Von London bis St. Petersburg habe Perrot zufolge eine grosse Einheitlichkeit hinsichtlich Bau- und Einrichtungsmodi bestanden. Adaption schien im 19. Jahrhundert ein verbreitetes Phänomen gewesen zu sein, wobei das viktorianische England eine grosse Anziehungskraft auf

15 Collomp, *La maison*, 1983.

16 Collomp, *Familles*, 1986.

17 Ebd., S. 502.

18 Ebd., S. 503 f.

19 Ebd., S. 510–516.

20 Perrot, *Manières*, 1987, S. 309.

den Rest Europas ausübte.²¹ Grosse Gräben taten sich hingegen zwischen Bourgeoisie und Bauern sowie zwischen Arm und Reich auf. Auf dem Land war es noch immer schwierig, sich sozialen Kontrollinstanzen – sei es der Dorfvorsteher oder der im Haus lebende Vater – zu entziehen; die Grenzen zwischen privat und öffentlich waren hier deutlich weniger ausgeprägt als in der Stadt.²²

Ebenfalls 1986 erschien in Frankreich der erste von drei Teilen einer Untersuchung von André Burguière et al., die sich mit der Geschichte der Familie von der Antike bis zur Gegenwart befasst.²³ Die darin enthaltenden Beiträge sind einer überregionalen Perspektive verpflichtet; neben Familienmodellen in Europa werden auch byzantinische Verwandtschaftsbeziehungen, japanische Hausgesellschaften oder die Rolle der Frau in der indischen Familie diskutiert. Die Untersuchung ist zwar explizit historisch, der Einbezug kultur- und sozialanthropologischer Forschungen, die seit den 1960er-Jahren intensiviert wurden, ist jedoch erheblich. Nur anhand der Beforschung aussereuropäischer Verwandtschaftssysteme seien, so schreibt Jack Goody im Vorwort zum dritten Teil, bestimmte Grundzüge «unseres» Systems zu verstehen.²⁴ Im Vorwort zum zweiten Band, das übrigens von Georges Duby, dem Mitherausgeber der «Geschichte des privaten Lebens», verfasst wurde, wird «Wandel» als Dreh- und Angelpunkt historischer Familien- und Verwandtschaftsforschung angenommen. Dieser sei nicht kontinuierlich, sondern wechselhaft und volatil verlaufen. Und: Damit die Strukturen und Mechanismen vormodernen Familienlebens überhaupt verstanden werden können, sei der Einbezug historischer Demografie unerlässlich.²⁵ Diesem Anspruch werden André Burguière und François Lebrun im ersten Kapitel des vierten Bandes, welches sich mit den vielfältigen europäischen Familienmodellen seit dem Spätmittelalter beschäftigt, durchaus gerecht. Hier erscheint das lange 19. Jahrhundert als demografische Sollbruchstelle, an der sich nach und nach neue familiäre Strukturen durchzusetzen begannen. Die Autoren entwerfen eine «Geographie der Familienmodelle», in der deutlich wird, dass es nie nur einen sich linear wandelnden Familientypus gegeben hat, sondern in weiten Teilen Europas verschiedene Modelle nebeneinander bestanden haben.²⁶

21 Vgl. dazu auch Maynes, *Class Cultures*, 2002, vor allem S. 204–207. Als «new topography of domesticity» bezeichnet Maynes die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von England ausgehenden neuen Einrichtungsmodi in bürgerlichen Häusern, welche durch opulente und kitschige Wohnaccessoires geprägt waren und sich innerhalb weniger Jahre in ganz Europa verbreiteten.

22 Perrot, *Manières*, 1987.

23 Burguière et al., *Histoire*, 1986–1994.

24 Goody, Vorwort, 1997, vor allem S. 9f.

25 Duby, Vorwort, 1997.

26 Burguière/Lebrun, *Die Vielfalt*, 1997, vor allem S. 23–32.

4.2 Europas Familien auf dem Weg in die Moderne

Etwa 15 Jahre nach Ariès' und Dubys «Histoire de la vie privée» legten David Kertzer und Marzio Barbagli eine Geschichte der europäischen Familie in drei Bänden vor.²⁷ Zwar seien, so schreiben die Autoren in der Einleitung zum ersten Teil, seit den 1960er-Jahren eine Vielzahl themenrelevanter Publikationen erschienen; eine synthetische Arbeit, welche die wichtigsten Forschungsergebnisse einer breiten Leserschaft zugänglich mache, fehlte jedoch bis dato. Ihre überregionale Langzeitperspektive reicht bis ins 20. Jahrhundert. Sehr prominent erscheint hier «Wandel» als historische Ordnungskategorie, indem die Autoren der Frage nach Divergenzen und Konvergenzen von Familienleben im europäischen Vergleich über fünf Jahrhunderte nachgehen.²⁸

Um das Thema der Familie ranken sich hartnäckige Vorurteile, die in der wissenschaftlichen und populären Geschichtsschreibung lange Zeit reproduziert wurden. Dazu gehört etwa die Vorstellung von einem vorindustriellen Familienleben als Gebilde, in dem früh geheiratet wurde, rigide Hierarchien herrschten und alle Familien- und Hausmitglieder dem allmächtigen Patriarchen untergeordnet waren. Auf der Grundlage wichtiger empirischer Studien, die seit den 1960er-Jahren betrieben wurden, wandelt sich dieses Bild stetig.²⁹ Dabei spielt, wie Kertzer und Barbagli ganz deutlich hervorheben, die Berücksichtigung regionaler Unterschiede mit spezifischen kulturellen Prägungen eine wichtige Rolle: Der Balkan etwa war nach der türkischen Eroberung muslimisch geprägt, sodass Teile Griechenlands, Albaniens, Serbiens, Bosniens und Rumäniens andere Familienstrukturen als West- und Mitteleuropa aufwiesen.³⁰ Bedeutend ist auch die «Hajnal-Linie», ein Erklärungsmodell für die europäischen Heiratsmuster («european marriage pattern») seit dem Mittelalter.³¹ Es gliedert, so der Statistiker John Hajnal, der die Ergebnisse seiner Forschung 1965 in einem Fachjournal für historische Demografie veröffentlichte, das europäische Heiratsverhalten in zwei Sphären: eine westliche und eine östliche, deren Trennlinie zwischen St. Petersburg und Triest verlaufe. Für das erste seien, mit einigen Ausnahmen wie Irland, Sizilien oder Kalabrien, ein hohes Erstheiratsalter sowie ein vergleichsweise grosser Anteil lebenslang lediger Personen charakteristisch. Östlich der Linie hingegen sei ein frühes Heiratsalter kennzeichnend und generell, dass man heiratet. Die Ergebnisse der Cambridge-Studie um Peter Laslett

27 Kertzer/Barbagli, *The History*, 2001/02.

28 Kertzer/Barbagli, *Introduction*, 2001, S. ix f.

29 Vgl. unter anderem Laslett/Wall, *Household*, 1972; Stone, *The Family*, 1977; Hajnal, *European Marriage*, 1965.

30 Kertzer/Barbagli, *Introduction*, 2001, S. xiii f.

31 Hajnal, *European Marriage*, 1965.

bestätigten diese Beobachtung. In England sei es im 17. Jahrhunderts gar nicht, wie bis dahin fälschlicherweise angenommen, Usus gewesen, Mädchen sehr jung zu verheiraten. Diese Untersuchung brachte ausserdem die Erkenntnis, dass Grossfamilien viel weniger verbreitet waren als vermutet.³²

Auch wenn die eher klassische Periodisierung der Bände auf den ersten Blick einen anderen Eindruck erwecken könnte: Kertzer und Barbagli distanzieren sich in ihrer Einleitung von der Idee eines linearen Übergangs von der «traditionellen» zur «modernen» Familie, dessen Beginn üblicherweise das historische Grossereignis der Französischen Revolution markiert. Kein «single sharp turning point» also, sondern eine Vielzahl miteinander verwobener Entwicklungsprozesse beeinflusste schlussendlich das familiäre Refugium, welches sich bis heute als äusserst volatil darstellt.³³ Dabei ist nicht nur vom Grossen zum Kleinen zu denken; natürlich hatte demografischer Wandel einen enormen Einfluss auf den Mikrokosmos Familie. In Zeiten hoher Sterblichkeit etwa – ausgelöst durch Epidemien oder Kriege – veränderten sich auch Familien- und Haushaltsstrukturen. Nachdem sich die durchschnittliche Personenzahl dezimiert hatte, erhöhte sich im Nachgang solcher Krisen in der Regel die Anzahl der Heiraten und Empfängnisse wieder, wodurch ein Prozess der Selbstregulation ausgelöst wurde. Andersherum aber konnte die Familie, beispielsweise durch Anwendung kontrazeptiver Methoden, grossen Einfluss auf makrogesellschaftliche Entwicklungen ausüben. In einigen Regionen Frankreichs etwa hatte die Entscheidung für «individuelle Geburtenkontrolle» am Ende des 18. Jahrhunderts dramatische Auswirkungen auf die Fertilität.³⁴

Dem «langen 19. Jahrhundert» als Periode beschleunigter Transformationsprozesse widmet sich Kertzers und Barbaglis zweiter Band zur europäischen Familiengeschichte. Faktoren wie Bevölkerungswachstum, Verstädterung, Industrialisierung oder Migration intensivierten sich vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg dermassen, dass ihr Einfluss auf die Mikroräume Haus und Familie unbestritten ist.³⁵

Wie aber können solche Zusammenhänge aufgezeigt werden? Einen ersten wichtigen Ansatz liefert auch hier die historische Demografie. Dabei hilft das Modell des «demografischen Übergangs», veränderte Verhältnisse von Sterblichkeit und Fertilität zu beschreiben. Auch wenn diesbezüglich grosse regionale Disparitäten bestanden, so kann doch behauptet werden, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts insbesondere die Kindersterblichkeit erheblich zurückging.³⁶

32 Laslett, *Household*, 1972.

33 Kertzer/Barbagli, *Introduction*, 2001, S. xx.

34 Ebd., S. XXIII.

35 Kertzer/Barbagli, *Introduction*, 2002, S. ix f.

36 Ebd., S. xix–xxiii.

Gleichzeitig sank, ausgehend vom städtischen Raum, die Geburtenrate, was den erhöhten Überlebenschancen Neugeborener und Kleinkinder geschuldet war. Die Aussicht darauf, dass der Nachwuchs das Erwachsenenalter erreichen würde, war im Gegensatz zum 18. Jahrhundert deutlich gestiegen, sodass auf viele Schwangerschaften mit riskanten Geburten mehr und mehr verzichtet wurde. Auf der anderen Seite spielten ökonomische Ursachen eine zentrale Rolle. Die sukzessive Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Europa band das Kind länger an den elterlichen Haushalt als bisher, wodurch die finanzielle Belastung der Familie stieg.³⁷

In ihrem Beitrag zum ersten Band von Kertzer und Barbagli untersucht Raffaella Sarti, wie sich das Haus zwischen 1500 und 1800 materiell veränderte und welchen Einfluss dies auf die Bewohner hatte.³⁸ Prozesse räumlicher Grenzziehungen und Öffnungen spielen dabei eine besonders prominente Rolle. Sicher die bedeutendste Veränderung war die Verschiebung des Feuers, Kochstelle und Wärmequelle, von der Mitte an die Peripherie des Raums – die «Feuerwand» war geboren und mit ihr eine Reihe entscheidender Verbesserungen der Wohnqualität. Zwar ging ein Teil der Wärme verloren, dafür reduzierte sich die Rauchemission auf ein erträgliches Mass. Dazu konnte Wärme auch durch Deckenluken in das obere Stockwerk gelangen. Dies alles bewirkte nun, da die Familie nicht mehr dicht gedrängt um die zentrale Heizstelle eines Raumes, der zugleich Wohn-, Schlaf- und Kochfunktion zu erfüllen hatte, hocken musste, eine Ausdifferenzierung der Räumlichkeiten. Anhand dieses einfachen Beispiels macht Sarti in ihrem Beitrag deutlich, auf welche Weise die materiellen mit den sozialen Bedingungen im Haus interagierten.³⁹ Natürlich gab es auch hier räumliche, zeitliche und soziale Unterschiede. Dazu hatte dieser Prozess in der Stadt schon deutlich länger Einzug gehalten als auf dem Land.

Es ist bezeichnend, dass es keine Historikerin, sondern mit Martine Segalen eine Ethnologin und Soziologin ist, die im zweiten Band von Kertzer und Barbagli auf die besondere Relevanz materieller Kultur für die Erforschung familiären Alltagslebens aufmerksam macht. Dieses könne nicht isoliert betrachtet werden, sondern müsse im Spannungsfeld von lokaler Gemeinschaft und überregionalen Transformationsprozessen gesehen werden. Das Forschungsfeld der Materiellen Kultur biete dafür einen hervorragenden Zugang.⁴⁰

Im 19. Jahrhundert zeugte Materialität vor allem von extremer ökonomischer und sozialer Heterogenität, und zwar nicht nur zwischen urbanen und ländlichen Räumen, sondern auch innerhalb einer Region. Für einmal stellt Segalen

37 Ebd., S. xxiii–xxv.

38 Sarti, *The Material Conditions*, 2001.

39 Ebd., S. 3 f.

40 Segalen, *Material Conditions*, 2002.

in ihrem Beitrag das Haus nicht als träge, sondern als flexibel und volatil dar. Entscheidende materielle Veränderungen stünden immer im Zusammenhang mit zwei Schlüsselprozessen familiären Lebens: der Heirat und dem Ruhestand.⁴¹ Je nach Familienstruktur und soziokultureller Prägung wurden immer dann Räume vergrössert oder geteilt, Anbauten errichtet oder Altenteiler angelegt, wenn Änderungen im familiären Zyklus stattfanden. Im Gegensatz zu anderen Dingen wie Kleidung oder Nahrung (der sich Segalen in ihrem Beitrag detailreich widmet) vollzogen sich bauliche Veränderungen vergleichsweise langsam.

4.3 Haus, Familie und Verwandtschaft

Im deutschsprachigen Raum veröffentlichten die Historiker Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause und Michael Mitterauer 2003 eine «Geschichte der Familie», in der die Autoren eine explizit kulturgeschichtliche Perspektive einnehmen.⁴² Ihnen gehe es ausserdem, so heben sie in der Einleitung hervor, um den Einsatz des historischen Vergleichs als erkenntnisleitende Methode sowie die Auflösung eurozentristischer Blickwinkel. Unter anderem habe sich die sozialgeschichtliche Familienforschung viel zu lange dem Thema der Regeln und Mechanismen von Verwandtschaftsbeziehungen verwehrt; mit der Untersuchung wolle man diese Forschungslücke schliessen.⁴³ Dabei verpflichten sich die Autoren einer historischen Langzeitperspektive, deren drei Fixpunkte – Antike, Mittelalter und Neuzeit – zugleich die Hauptteile der Untersuchung bilden. Ein solches Unterfangen ist bei knapp 650 Seiten sehr ehrgeizig, und so werden viele Aspekte eher oberflächlich verhandelt. Michael Mitterauer verweist in dem von ihm verfassten Teil zum Mittelalter auf die Grenzen einer solchen Epocheneinteilung, die sich in ihrer zeitlichen Beschränkung grösseren Entwicklungszusammenhängen versperre. Abgebildet werden können immer nur Trends, die sich im jeweiligen Untersuchungszeitraum offenbarten oder verstärkten.⁴⁴

Andreas Gestrich beginnt in seiner Einleitung damit, Verwandtschaftsformen in überregionaler Perspektive miteinander zu vergleichen. Während Bilinearität, also der gleichberechtigte Einbezug väterlicher und mütterlicher Vorfahren, in Europa seit der Spätantike verbreitet gewesen ist, waren matrilinear geprägte Formen wie bei einigen nordamerikanischen Indigenen nie Teil des europäischen Verwandtschaftssystems, welches hingegen auch Patrilinearität kenne. Die jeweiligen Formen beschreiben, so Gestrich, nicht nur unterschiedliche

41 Ebd., S. 13.

42 Gestrich/Krause/Mitterauer, *Geschichte*, Stuttgart 2003.

43 Ebd., S. 5.

44 Ebd., S. 356.

Verwandtschaftskonstellationen, sondern liefern auch Hinweise auf Strukturen sozialer Netzwerke, Heiratsstrategien, Partnerwahl, Erbschaftsregeln und Haushaltsformen. Letztere bilden einen gewichtigen Teil der Studie. Für die «Western Family» – ein typologischer Begriff, der aus der historischen Demografie stammt – sei über viele Jahrhunderte das neolokale Modell der Kernfamilie prominent gewesen.⁴⁵ Gestrich verweist in seiner Einleitung auch auf die Bedeutung des Hauses für die europäische Familiengeschichte, was sich unter anderem in der begrifflichen Kongruenz von Haus und Familie von der Antike bis ins 18. Jahrhundert zeige.⁴⁶ Häuser sind langlebige Objekte, die familiäre Beziehungen nachhaltig strukturieren. Im städtisch-bürgerlichen Haus der Frühen Neuzeit differenzierte sich der Innenbereich zunehmend; generell kann von einer Verschiebung von funktionsvielfältigen zu funktionspezifischen Räumlichkeiten gesprochen werden. Diese Binnendifferenzierung hing in erster Linie mit der Transformation von Feuerstellen seit dem 16. Jahrhundert zusammen. Auf dem Land vollzog sich diese Entwicklung ebenso, wenn auch deutlich zeitverzögert.⁴⁷

Ein 2015 von Joachim Eibach und Inken Schmidt-Voges herausgegebenes Handbuch beschäftigt sich mit dem Forschungsfeld Haus in transepocharer und interdisziplinärer Perspektive.⁴⁸ Hier wird «Haus» als normatives Konzept in verschiedenen Kontexten von der Vormoderne bis ins 20. Jahrhundert verhandelt. Auch der im Haus lebenden Familie wird darin Rechnung getragen. So interessieren sich die Beiträge etwa für Heirats-, Ehe- und Vererbungspraktiken oder die Bedeutung häuslicher Geschlechterrollen.⁴⁹ Dabei besteht das Innovative dieses Handbuches nicht nur darin, mit einem sehr offenen Haus- und Familienbegriff, durch den Differenzen und Komplexitäten des Forschungsthemas deutlich zum Ausdruck kommen, zu operieren, sondern auch, klassische Epochengrenzen aufzubrechen. Gleich mehrere Beiträge beschäftigen sich zudem mit der Materialität von städtischen und ländlichen Häusern. Neben Wohnkulturen und Hauslandschaften stehen auch die Verflechtungen von materieller Kultur und den Hausakteuren im Mittelpunkt des Interesses.⁵⁰

Alle vorgestellten Arbeiten entstanden zwischen 1985 und 2015 und gehören damit zur zweiten Generation familienhistorischer Studien. Nachdem in den 1960er- und 70er-Jahren vor allem regional und zeitlich limitierte mikro-

45 Ebd., S. 6–11.

46 Ebd., S. 11.

47 Ebd., S. 463–482.

48 Eibach/Schmidt-Voges, *Das Haus*, 2015.

49 Vgl. Cristellon, *Das Haus als Bühne*, 2015; Lanzinger, *Vererbung*, 2015; Joris, *Profession*, 2015.

50 Harding, *Einführung*, 2015; Sarti, *Ländliche Hauslandschaften*, 2015; Hamling, *Die Gestaltung*, 2015; Schmidt-Funke, *Städtische Wohnkulturen*, 2015.

geschichtliche Untersuchungen publiziert wurden, insistierte die Forschung ab den 1980er-Jahren stärker auf synthetischen Ansätzen mit dem Ziel, das Thema einem breiten, also auch ausserakademischen Publikum näherzubringen. Dabei widersprechen diese Arbeiten der in älterer Literatur zuweilen anzutreffenden Idee eines linearen Übergangs von der «traditionellen» zur «modernen» Familie. In ihrer Perspektive wird anerkannt, dass sich Veränderungen von Familien- und Verwandtschaftsstrukturen schon immer in einem langwierigen Prozess vollzogen haben. Dies wirft eine wichtige Frage auf, und zwar die nach der Periodisierung.

Alle vorgestellten Untersuchungen haben eine historische Langzeitperspektive. Bei Ariès und Duby werden die Zeitspannen durch Renaissance und Aufklärung (mit dem Spätmittelalter als Ausgangspunkt) beziehungsweise durch die Französische Revolution und den Ersten Weltkrieg begrenzt. Kertzer und Barbagli halten es ähnlich; allerdings lassen ihre etwas breiter angelegten Epochenbezeichnungen – «Early Modern Times» und «Long Nineteenth Century» – bereits mehr Spielraum hinsichtlich der Prozesshaftigkeit familiärer Wandlerscheinungen zu. Hingegen scheint der Untersuchungszeitraum bei Gestrich et al. von der Antike über das Mittelalter bis zur Neuzeit in einem einzigen Band etwas zu breit; hier lösen sich Zäsuren nahezu auf, wodurch Wandel als Ordnungskategorie schwer zu fassen ist. Im Handbuch von Eibach und Schmid-Voges hingegen werden konventionelle Modernisierungsnarrative hinterfragt, indem man Aspekte, mit welchen sich mehrheitlich die Frühneuezeitforschung befasst hat, ins 19. und 20. Jahrhundert überträgt.

Welche familiären und häuslichen Wandlerscheinungen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts können anhand der obigen Literatur also in aller Kürze zusammengefasst werden?

Erstens: Die noch im Spätmittelalter vorherrschende Konvergenz von privatem und öffentlichem Leben erodierte in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr. Die individuelle Privatsphäre gewann zunehmend an Bedeutung, was wiederum Haushalts- und Wohnformen beeinflusste. Solche Transformationen vollzogen sich mit zum Teil grossen zeitlichen und regionalen Disparitäten.

Zweitens: Dieser Wandel «materialisierte» sich – idealtypisch betrachtet – zuerst im bürgerlich-städtischen, dann im bäuerlich-ländlichen Haus, welche eine zunehmende Binnendifferenzierung erfuhren. Ganz deutlich wird die Korrelation zwischen Familie und Haus bei zwei Lebensschnitten: der Heirat und dem Ruhestand. Je nach Familienmodell hatten diese einen direkten Einfluss auf die Gestaltung des häuslichen Wohnraums. Demografische Veränderungen, wie die Anhebung des Heiratsalters oder die Steigerung der durchschnittlichen Lebenserwartung, beeinflussten die materielle Kultur des Hauses. Jedoch handelt es sich dabei nicht um einen geradlinigen Prozess ständiger Erneuerungen

und Verbesserungen, sondern um eine durchaus diskontinuierliche und von Brüchen gekennzeichnete Entwicklung.

Drittens: Im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzog sich ein wichtiger demografischer Übergang, aufgrund der im Wesentlichen rückläufigen Säuglings- und Kindersterblichkeit bei gleichzeitig sinkender Geburtenrate. Dies hatte Auswirkungen auf die Grösse und Struktur von Familien und Haushalten, was wiederum Folgen für die räumliche Disposition im Haus nach sich zog.

4.4 Familienforschung in der Schweiz

4.4.1 Forschungsstand, Quellen, Begriffe

In der Schweiz wurden seit den späten 1960er-Jahren Forschungen zu Haus, Familie und Haushalt betrieben, wobei der Schwerpunkt zunächst auf demografischen Untersuchungen lag. In der Romandie beschäftigte sich Alfred Perrenoud aus epidemiengeschichtlicher Perspektive mit Sterblichkeit in der Frühen Neuzeit, später folgte ihm Anne-Lise Head-König.⁵¹ Im deutschsprachigen Raum hatten insbesondere die Arbeitsgruppen um Rudolf Braun und Markus Mattmüller an den Universitäten Zürich und Basel sowie etwas später Christian Pfister (Universität Bern) grossen Anteil an der Weiterentwicklung bevölkerungsgeschichtlicher Untersuchungen.⁵² Die frühen Studien folgten dem französischen Vorbild der «histoire totale» und deren Erhebungs- und Auswertungsmethoden quantitativer Daten. Vor allem in der «Mattmüller-Schule» orientierte man sich an der von Louis Henry begründeten Methode der «reconstitution des familles», der zeitaufwendigen Rekonstruktion von Familien mithilfe von Tauf- und Begräbnisdaten.⁵³ In späteren Arbeiten wurde dem sozioökonomischen Kontext des demografischen Geschehens mehr Aufmerksamkeit geschenkt.⁵⁴

Für die Schweiz stellen die lückenhafte Quellenlage und der Umstand, dass regelmässige, gesamtschweizerische Volkszählungen erst nach der Gründung des Bundesstaates vorgenommen wurden, eine enorme Herausforderung dar. Zwar hatte es bereits vor Mitte des 19. Jahrhunderts Zählungen gegeben, in der Regel aber bezogen sich diese nur auf bestimmte Regionen oder Gemeinden.

51 Perrenoud, *Transitions*, 1992; Head-König, *Contrastes*, 1989.

52 Ein Teil dieser Studien entstand im Rahmen des in den 1970er-Jahren durchgeführten Nationalfondsprojekts «Regionalstudien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz im 18. Jahrhundert» unter der Leitung von Markus Mattmüller.

53 Vgl. unter anderem Bucher, *Bevölkerung*, 1974.

54 Vgl. unter anderem Schluchter, *Das Gösgeramt*, 1990.

Einzig die Erhebungen von 1798 und 1837 bilden Ausnahmen. Eine grundsätzliche Beobachtung der Demografen ist, dass die Analyse und Bewertung bevölkerungsgeschichtlicher Untersuchungen nur in historischer Langzeitperspektive sinnvoll ist. Fehlende Zahlen werden daher häufig über Schätzungen eruiert und sind deswegen nicht in jedem Fall reliabel. Die Quellen solcher Schätzungen bilden politische, militärische, fiskalische, kirchliche oder versorgungstechnische Erhebungen, die originär spezifischen Zwecken wie etwa der Ermittlung Wehrpflichtiger dienten.⁵⁵

Nach den Beschlüssen des Trienter Konzils breitete sich in den katholischen Regionen Europas nach und nach das Anfertigen von Tauf-, Ehe- und Begräbnisregistern aus. In der Schweiz setzte die Buchführung in einzelnen Gemeinden gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein. Allerdings variiert die Qualität der Aufzeichnungen in den jeweiligen Pfarreien erheblich; so wurden beispielsweise Kinder in Sterbebüchern häufig nicht aufgeführt, da sie erst nach der Kommunion zwischen 12 und 13 Jahren als vollständige Individuen galten.

Zweifelsohne bilden die von der Kirche aufgezeichneten «Status Animarum» eine der präzisesten Quellen zur Bevölkerungsrekonstruktion vorstatistischer Zeit. Diese «Seelenbeschreibungen» erfassten die Einwohner einer Pfarrgemeinde – im besten Fall mit Angaben zu Alter, Beruf und Zivilstand. Allerdings ist ihre regionale Verbreitung sehr unterschiedlich. In der Schweiz ist dieser Quellentyp vor allem in Graubünden und im Tessin zu finden. Dabei wurde die Bevölkerung einer Gemeinde nach den von ihnen bewohnten Häusern, definiert als physisch identifizierbare Gebäude, anhand der Einheiten *familia/famiglia*, *domus/casa* oder *edes/fuoco* erfasst.⁵⁶ Hier zeigt sich eine Quellenproblematik, die einerseits mit der definitorischen Ungenauigkeit der Begriffe «Haus», «Haushalt» und «Familie» zusammenhängt, andererseits die unterschiedlichen Bedeutungen in den jeweiligen Landessprachen widerspiegelt.

Im «Historischen Lexikon der Schweiz» (HLS) wird «Haushalt» als eine «Gruppe von verwandten oder nicht verwandten Personen, die zusammen leben und wirtschaften», beschrieben.⁵⁷ Diese allgemein gefasste Definition resultiert aus dem breiten Bedeutungsfeld des Begriffs, der sowohl Einpersonenhaushalte als auch Kernfamilien mit oder ohne Gesinde sowie Grosshaushalte und Kommunen meinen kann. Weiter lesen wir, dass «Haushalt» vom Verb «halten» abgeleitet ist – ein vor allem ökonomisch intendierter Ausdruck, der einerseits die Versorgung der Familie, andererseits die Verwaltung des häuslichen Vermögens meinte.⁵⁸ Die französische Bezeichnung «ménage» leitet sich dem

55 Mattmüller et al., Bevölkerungsgeschichte, 1987, S. 1–3, 78 f.

56 Ebd., S. 518–520.

57 Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.

58 Ebd.

HLS zufolge vom Verb «manoir» (wohnen) ab, welches nur noch als Substantiv, «le manoir», verwendet wird, das mit «Guts»- oder «Herrenhaus» übersetzt werden kann. Das Italienische hat keinen gesonderten Ausdruck für Haushalt. Je nach Kontext wird «casa», «economica domestica» oder auch «famiglia» verwendet.⁵⁹ In der vierten Schweizer Landessprache, dem Rätoromanischen, können «chasada» oder «brajada» einen privaten Haushalt meinen.

Unter dem Stichwort «Familie» findet sich im HLS keine Definition, es wird nur die «heutige Bedeutung» abgegrenzt von der römischen *gens* und der mittelalterlichen Sippe.⁶⁰ Unter «Haus» schliesslich existieren im HLS drei Einträge – jedoch sind sie allesamt Familien- oder Personennamen und nicht dem Haus als baulichem Objekt zugeordnet.

Dieser Blick ins HLS deutet bereits auf eine Hierarchisierung der verschiedenen Begriffe und folgt der allgemeinen Annahme, dass «Haus» und «Haushalt» beziehungsweise «hausen» und «haushalten» ältere Texte dominierten und sich der Ausdruck «Familie» erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchzusetzen begann. Welche Befunde aber liefert uns diesbezüglich die zeitgenössische Quellensprache?

Mindestens bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war das Verb «hausen» im allgemeinen Sprachgebrauch vermutlich eher verbreitet als das Substantiv. Einen empirischen Nachweis dafür liefert David Sabean in seiner Studie zu Familie und Verwandtschaft im württembergischen Neckarhausen. Die Auswertung Tausender Gerichtsprotokolle des 18. und 19. Jahrhunderts ergab die Vielfachnennung des Verbes «hausen», oftmals als Ausdruck von wirtschaftlichen und körperlichen Aspekten der Ehe oder im Kontext von Konflikten: «[...] *Mit dem kann man net hausen, [...] Mit den Nachbarn muss man hausen, [...] Hausest du schon?*»⁶¹ «Familie» findet sich hingegen nur selten in den von Sabean untersuchten Quellen und der Ausdruck «Haus» taucht in seinem Sample sogar nur zweimal auf.⁶²

In der umfangreichsten Enzyklopädie Europas des 18. Jahrhunderts, Johann Heinrich Zedlers «Grossem vollständigem Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste» (1732–1754), wird «Haus» folgendermassen definiert: «Haus, davon das Wort Haus-Vater, Haus-Genosse herkommt, wird entweder *materi-liter* genommen, so weit es aus Stein, Holtz und anderen Materialien zusammen gefügt ist, oder *Juridice* und *civiliter*, vor eine Familie und bestelltes Hauswesen von unterschiedenen Personen [...]»⁶³ In der Folge geht es wesentlich um das Haus als Gebäude. Begriffe mit deutlich stärkerer Familienkonnotation treten

59 Ebd.

60 Head-König/Perrenoud, Familie, 29. 9. 2015.

61 Sabean, Property, 1990, S. 103 (Hervorhebung im Original).

62 Ebd., S. 101–123.

63 Zedler, Universal-Lexicon, Bd. 12, 1935, Sp. 873–885 (Hervorhebung im Original).

in Form diverser Komposita in Erscheinung, wie beispielsweise: Hausgenossen, Hausgesinde, Hausvater, Hausjungfer oder Hausmagd.⁶⁴ «Familie», welche im «Universal-Lexicon» in ihrer lateinischen Bezeichnung «Familia» aufgeführt wird, zeigt zum einen eine durch Blutsverwandtschaft miteinander verbundene Gruppe, zum andern eine Gemeinschaft, die sich sowohl aus verwandten als auch nicht verwandten Personen zusammensetzt.⁶⁵ Ganz selbstverständlich verwendet Zedler die beiden Begriffe im Folgenden synonym oder als sich gegenseitig definierend.

Im Idiotikon, dem im 19. Jahrhundert begonnenen Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, findet sich unter dem Lemma «huse» (hausen) ein ausführlicher Artikel, der an die Ergebnisse von Sabeans Studie erinnert. Laut Lexikon-eintrag kommen dem Begriff mehrere Bedeutungen zu: ein Haus als Wohnsitz innehaben, einen eigenen Haushalt führen, besonders von Eheleuten, oder haus-hälterisch wirtschaften.⁶⁶ Die aus vielen Regionen der Schweiz stammenden und zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert datierten Beispiele lauten etwa wie folgt: «Ich und min altes Wib hused gar übel» (mit ökonomischen Sorgen zu kämpfen haben); «Me muess wider mit de Lebidge (Lebenden) huse» (als Trostspruch für jemanden, der den Verlust eines Familienmitgliedes zu verkraften hat); «Den Eltern geben, heisst dem Glücke huse, nicht geben, dem Unglücke huse» (zu jemandes Gunsten wirtschaften). Das Substantiv «Hus» (Haus) konnte auch im wirtschaftlichen Sinne in der Wendung «Hus ha» gebraucht werden.⁶⁷ Für «Hushaltig» (Haushaltung/Haushalt) hingegen werden nur einige wenige Beispiele aufgeführt, so etwa: «Wie soll ich jetzt, wo bald Nichts mehr mit mir ist, die schwere Hushaltig machen?» (also die Hausgeschäfte besorgen).⁶⁸

Diese Beispiele zeigen, dass das Verb «huse» einen prominenten Platz in der Quellsprache einnimmt, wobei der Bedeutungsschwerpunkt auf der wirtschaftlichen, weniger auf der familiären Ebene liegt.

Im Idiotikon wird das Wort «Famili» lediglich aufgeführt, um Lautabweichungen von der neuhochdeutschen Referenzsprache kenntlich zu machen. «Familie» erscheint nur in Form von Komposita («Familietag», «Familiesunntag»), die jeweils auf ein verwandtschaftliches Verhältnis der einzelnen Mitglieder hinweisen.⁶⁹

Zwischen 1700 und 1900 gewann der Familienbegriff, ausgehend von Deutschland, in den schweizerdeutschen Mundarten zunehmend an Bedeutung und ver-

64 Ebd.

65 Ebd., Sp. 205.

66 Schweizerisches Idiotikon, Bd. 2, 1891, Sp. 1739–1741.

67 Ebd., Sp. 1700–1704.

68 Ebd., Sp. 1237.

69 Schweizerisches Idiotikon, Bd. 12, 1884, Sp. 828, 1018.

drängte sukzessive andere Bezeichnungen. Diese Entwicklung wurde im Geiste «familienrestaurativer» Strömungen des deutschsprachigen Raums mit gewissem Argwohn betrachtet. In Wilhelm Heinrich Riehls 1855 veröffentlichtem Band «Die Familie» aus der Reihe «Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik» beklagt der Autor den allmählichen Verlust des Haus-Begriffs gegenüber dem der Familie: «Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die ‹Familie›, nicht mehr das ‹Haus›, den freundlichen, gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht blos die natürlichen Familienmitglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor Alters mit dem Worte ‹Ingesinde› umfaßte. In dem ‹ganzen Haus›, wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption in das sittliche Verhältniß der Autorität und Pietät. Das ist für die sociale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.»⁷⁰

Der Sorge über den Verfall des Hauses als unter der Autorität des allmächtigen Hausvaters stehender Einheit, in der sich das «Ingesinde» dem Dienstherrn zu unterstellen habe, könne Riehl zufolge nur durch eine Revitalisierung der alten Ordnung begegnet werden. Obwohl er an zahlreichen Stellen seines Buches «Haus» und «Familie» synonym verwendet, nutzt Riehl den sprachlichen Wandel, um seine sozialkonservative Haltung zum Thema zu verdeutlichen.

Im Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm ist dem Eintrag «familie» zu entnehmen, dass der aus dem lateinischen «familia» stammende Begriff im 17. Jahrhundert noch ungebräuchlich war und in die deutsche Sprache «seit dem beginn des 18. jh. mit macht allenthalben eingedrungen» sei.⁷¹ Auch hier deutet sich in nationalromantischer Konnotation eine Niedergangsgeschichte an, wenn es heisst, dass solche «fremden» Ausdrücke «unsere hergebrachten heimischen gestört und manche natürliche redensarten durch seinen ausgedehnten einfluss beeinträchtigt» haben.⁷² Allerdings kommt dann dem «Haus», «übertragen auf die bewohner eines Hauses», im entsprechenden Lexikoneintrag eine untergeordnete Rolle zu. Hier steht das Haus als Gebäude und als wirtschaftliche Haushaltung an prominenter Stelle.⁷³

Für die Schweiz stellt eine Schrift des Juristen Eugen Huber einen weiteren Vertreter dieser restaurativen Strömung dar. In dem 1886–1893 publizierten Werk «System und Geschichte des Schweizerischen Privatrechts» findet sich im Kapitel «Die Familie» eine ähnliche Niedergangsgeschichte, wie wir sie bereits bei Riehl und den Brüdern Grimm lesen konnten: «Die Einheit des Hauses bildet

70 Riehl, Die Familie, 1855, S. 147.

71 Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 3, 1862, Sp. 1305f.

72 Ebd.

73 Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 10, 1877, Sp. 641–652.

für uns nach moderner Auffassung denn auch in der That kein wesentlicheres juristisches Moment mehr, und was in dieser Beziehung noch überliefert ist, vermag kaum zu einem kümmerlichen Dasein aufgefrischt zu werden. Unsere ganze Art zu leben und die wirtschaftlichen Verhältnisse, die weit mannigfaltigeren Interessen der Einzelnen stehen einer Erneuerung der alten Ordnung im Wege.»⁷⁴ Die Gemeinschaft von Eltern und Kindern, Dienstboten und Lehrlingen basiere, so klagt Huber, nicht mehr auf der «Einheit des Hauses», sondern auf Verträgen und Beschlüssen. Nur die «Macht des Hausherrn, die Hausordnung durchzuführen», sei von diesem «alten ehrwürdigen Haus» noch übriggeblieben.⁷⁵

Bis ins 18. Jahrhundert war der Ausdruck «Familie» also vorwiegend im Lateinischen und in den romanischen Sprachen geläufig und breitete sich schliesslich, den restaurativen Bestrebungen zum Trotz, im deutschsprachigen Raum aus. Vorher dominierte der Begriff «Haus» und dessen nominale und verbale Wendungen, um familiäre Aspekte anzuzeigen. Dieser unterschiedliche Gebrauch ist, wie Dieter Schwab vermutet, den jeweiligen sprachlichen Entwicklungen geschuldet. Im Zuge der Neubelebung der antiken Ökonomik durch Philosophie und Theologie im Spätmittelalter setzte sich in der deutschsprachigen Literatur die Übersetzung des aristotelischen *oikos* mit «Haus» als vieldeutiger Begriff durch. Hausbücher, religiöse Literatur und Predigten übernahmen diesen Ausdruck und verliehen ihm eine moralisch-idealisierte Konnotation, die sich von der Hausväterliteratur bis zu den restaurativen Strömungen des 19. Jahrhunderts zog.⁷⁶

In der lateinischen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts wurde für *oikos* in der Regel das Wort «familia» eingesetzt. Französisch schreibende Autoren übernahmen den Familienbegriff. Bei Jean Bodin erscheint die «famille» als Modell und Ursprung des Staates, womit die Haushaltung unter der Allmacht des Hausvaters gemeint war.

Die Begriffe «Haus» und «Familie» waren also Produkte europäischer Gelehrtensprache und avancierten im deutschsprachigen Raum des 18. Jahrhunderts zu oftmals synonym verwendeten Vokabeln. Wie diese Ausdrücke in der alltäglichen Umgangssprache verwendet wurden, ist heute kaum noch nachvollziehbar. «Seit Ende des 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts erhält», so Schwab, «von den konkurrierenden Termini «Familie» das Übergewicht über «Haus».»⁷⁷

74 Huber, System, 1893, S. 242.

75 Ebd., S. 256f.

76 Schwab, Familie, 1975, S. 258–266.

77 Ebd., S. 270.

4.4.2 Familien und Haushalte im Spiegel demografischer Faktoren

Zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert vollzogen sich in der Schweiz einige wichtige bevölkerungsstrukturelle Veränderungen. Dazu gehört die Verdoppelung der Bevölkerungszahl zwischen 1700 und 1850 von 1,2 auf fast 2,4 Millionen Einwohner. 1900 schliesslich zählte die Eidgenossenschaft etwa 3,3 Millionen Menschen. Auf regionaler Ebene variieren die Zahlen jedoch. Während in den Kantonen Zürich oder Bern ein kontinuierliches Wachstum über zweihundert Jahre zu verzeichnen ist, stagnierte in anderen Teilen des Landes die Entwicklung – wie im Thurgau – über mehrere Jahrzehnte oder – wie im Tessin – sogar ein ganzes Jahrhundert. Die sich gegenseitig positiv beeinflussenden wirtschaftlichen und sozialen Faktoren am Beginn des 18. Jahrhunderts begünstigten jedoch ein rasches Anwachsen in vielen Regionen. Neben institutionellen Faktoren wie die der Binnenwanderung dienliche Niederlassungsfreiheit waren auch Auswirkungen von Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozessen sowie der Ausbau des Dienstleistungssektors im Zuge des Wirtschaftswachstums massgebend.⁷⁸ Hinzu kamen demografische Faktoren, wie im Folgenden zu sehen sein wird.

Zunächst einmal ist ein Rückgang der Mortalität festzustellen. Hungersnöte und Epidemien nahmen kontinuierlich ab. Die Pest, welche im 17. Jahrhundert noch weitverbreitet und für den Tod Tausender Menschen verantwortlich gewesen war, galt in der Schweiz um 1700 als nahezu ausgerottet.⁷⁹ Dazu kamen verbesserte Hygienemassnahmen und Ernährungsweisen. Allerdings sollte dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein Grossteil der Bevölkerung noch lange Zeit für Krankheiten wie Ruhr oder Pocken anfällig blieb sowie von periodischen Hungerperioden wie der von 1770/71 betroffen war. Die hohe Sterblichkeit im Ancien Régime betraf vor allem Säuglinge und Kinder. Immer mehr Menschen erreichten das reproduktionsfähige Alter, sodass im 18. Jahrhundert die Bevölkerungsplosion sich beschleunigte.⁸⁰

Mit abnehmender Sterblichkeit ging, zeitlich etwas verzögert, auch die Fertilitätsrate zurück. Dieser Zusammenhang, in der Forschung als «demografischer Übergang» bezeichnet, nahm seinen Anfang im postrevolutionären Frankreich, bevor ab Mitte des 19. Jahrhunderts weitere westeuropäische Staaten folgten. In der Schweiz wurde der Geburtenrückgang spätestens seit den 1880er-Jahren

78 Head-König, *Bevölkerung*, 8. 9. 2011.

79 Im Kanton Zürich etwa sind für das 17. Jahrhundert vier Pestepidemien belegt: 1611, 1628/29, 1635/36 sowie 1668. Braun, *Protoindustrialization*, 1978, S. 323. Für Daten zur Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz während der Pestepidemien siehe Mattmüller et al., *Bevölkerungsgeschichte*, 1987, S. 245–260.

80 Head-König, *Bevölkerung*, 8. 9. 2011.

deutlich. Trotz einiger regionaler Ausschläge sank die Fertilitätsrate gesamtschweizerisch betrachtet zwischen 1876 und 1880 von 252 auf 219 (1901–1905); zwischen 1911 und 1915 kamen auf 1000 verheiratete Frauen zwischen 15 und 49 Jahren sogar nur noch 172 Lebendgeburten.⁸¹

Heimarbeit und andere protoindustrielle Erwerbsmöglichkeiten führten zu einem Rückgang der Mobilität; deutlich mehr fortpflanzungsfähige Männer und Frauen liessen sich dauerhaft nieder und gründeten neue Familien. Auch in alpinen Regionen wuchs die Bevölkerung während des 19. Jahrhunderts an, in einigen Gemeinden verdoppelte sie sich sogar innerhalb weniger Jahrzehnte.⁸² Andernorts stagnierte die Bevölkerungszahl seit dem 18. Jahrhundert oder ging sukzessive zurück. Einen entscheidenden Anteil daran hatte, vor allem im inneralpinen Raum, die Auswanderung als Folge prekärer ökonomischer Bedingungen, die zum Teil weit bis ins 19. Jahrhundert reichten.⁸³

In der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts hingen Familiengrösse und -strukturen von vielen Faktoren ab. Dazu kamen regionale Unterschiede, vor allem zwischen urbanen und ruralen Gebieten. Das Heiratsalter hatte erheblichen Einfluss auf die Fertilität, während die Mortalität die Dauer der ehelichen Gemeinschaft bestimmte. Wiederverheiratung nach dem Tod des Partners war durchaus üblich. Eine weitere Rolle spielten konfessionelle und soziale Zugehörigkeiten sowie wirtschaftliche Faktoren.

In katholischen Landgebieten etwa war die durchschnittliche Kinderzahl in der Regel höher als in reformierten Regionen. Im katholischen Näfels (Kanton Glarus) gebaren die Frauen jeder fünften zwischen 1731 und 1769 gegründeten Familie mehr als zehn Kinder. In der reformierten Gemeinde Mollis (ebenfalls Kanton Glarus) traf dies zur gleichen Zeit auf nur 13 Prozent der Familien zu. Unterhalb der Zehnermarke waren die Unterschiede weniger gross. Während im katholischen Näfels Mitte des 18. Jahrhunderts durchschnittlich 7,9 Kinder zur Welt kamen, waren es in den umliegenden reformierten Gebieten 6,3 bis 6,6.⁸⁴ In den reformierten Städten Genf und Zürich deuten die Zahlen bereits im 17. Jahrhundert auf eine Geburtenkontrolle mittels empfängnisverhütender Methoden hin; in den reformierten Landgemeinden ist eine ähnliche Entwicklung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu beobachten.⁸⁵ Ob und wie lange ein Kind in der elterlichen Obhut verblieb, war nicht zuletzt eine wirtschaftliche Frage. Kinder

81 Perrenoud, *Fruchtbarkeit*, 14. 11. 2006.

82 So geschehen etwa in und um die Walliser Region Visp, wo sich die Bevölkerung zwischen 1816 und 1900 nahezu verdoppelte. Netting, *Balancing*, 1981, S. 97f.

83 Vgl. Mattmüller et al., *Bevölkerungsgeschichte*, 1987, S. 308–347, sowie Mathieu, *Eine Agrargeschichte*, 1992, S. 105–107.

84 Head-König/Perrenoud, *Familie*, 29. 9. 2015, sowie Perrenoud, *Fruchtbarkeit*, 14. 11. 2006.

85 Gaillard, *Geburtenregelung*, 10. 9. 2009.

aus prekären Verhältnissen verliessen vielmals in sehr jungen Jahren das Elternhaus, um anderswo als Knecht oder Dienstmagd zu arbeiten. In Regionen mit protoindustrieller Heimarbeit konnten Kinder bereits früh als heimische Arbeitskraft eingesetzt werden und verblieben somit länger im elterlichen Haus.

Im 19. Jahrhundert nahm die durchschnittliche Anzahl Kinder fast überall ab – schätzungsweise waren es bis 1870 vier bis fünf Geburten pro Ehe. Kinderreiche Grossfamilien, die in Mehrgenerationenhaushalten unter einem Dach lebten, bildeten die Ausnahme und waren regional sehr ungleich verteilt: Im Tessin und Wallis war diese Form des Zusammenlebens verbreiteter, im Zürichbiet hingegen nur in etwa 4–9 Prozent der Haushalte anzutreffen.⁸⁶ Viel häufiger waren Familienzellen, um die sich eine kleine Gruppe von Verwandten formierte, um so die interne Weitergabe des Vermögens sowie die soziale Reproduktion ohne Einbezug Fremder zu gewährleisten. In der Genfer Gemeinde Jussy etwa umfasste die Familie zum Zeitpunkt der Eheschliessung eines Erwachsenen 5,6 Personen, wozu Eltern, Grosseltern, Geschwister und Ehepartner gehörten. In zwei Dritteln der Fälle umfasste das weitere Familiennetz, bestehend aus Onkeln, Tanten, Neffen, Nichten, Cousins, Cousinen und deren Ehepartnern, drei bis 25 Mitglieder.⁸⁷

So viel zur Grössenordnung und Zusammensetzung von Familien. Wie viele Menschen aber lebten in ländlichen Haushalten des 18. und 19. Jahrhunderts in der Schweiz? Die Schwierigkeiten, welche mit der Beantwortung dieser Frage verbunden sind, hängen nicht nur mit der teilweise problematischen Quellenlage zusammen, sondern entzünden sich schon, wie bereits angedeutet, an der Definition und Bedeutung der unterschiedlichen Begriffe.

Grundsätzlich unterscheidet die historische Demografie zwischen der Zählung von Feuerstätten und der Erhebung von Haushalten. Die erste war eine kirchliche Zählung, deren früheste Belege ins 15. Jahrhundert zurückreichen. Bezüglich der Terminologie gibt es regionale Unterschiede: Zu den Feuerstätten konnten Haushalte und Feuerstellen genauso wie Familien oder ganze Häuser gezählt werden. In den Tessiner Seelenbeschreibungen («Status Animarum») etwa wurden die Begriffe «famiglia» und «fuoco» ohne erkennbare Systematik oftmals synonym verwendet.⁸⁸ Die Zählung von Haushalten erfolgte zumeist aus fiskalischen Gründen. Eine Haushaltung galt als wirtschaftliche Konsumeinheit, die in diesem Sinne besteuert wurde. Verblieb beispielsweise eine Frau nach dem Tod ihres Mannes im Haus, so bestand der Haushalt mit allen Rechten und obrigkeitlichen Pflichten fort. Deshalb erhob man nicht einzelne Familienmitglieder, sondern «Haushalte», wobei auch hier terminologische Unschärfen bestehen.⁸⁹

86 Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.

87 Head-König/Perrenoud, Familie, 29. 9. 2015.

88 Mattmüller, Bevölkerungsgeschichte, Bd. 1, 1987, S. 80–83.

89 Ebd., S. 83 f.

Vor 1860, dem Zeitpunkt der ersten gesamtschweizerischen Volkszählung, liegen nur sehr lückenhafte Daten zu den Haushaltsstrukturen und -größen vor. Der überwiegende Teil bestand aus einem Paar mit oder ohne Kinder. Daneben existierten komplexere Formen mit Verwandten zweiten und dritten Grades sowie Mehrgenerationenhaushalte, die jedoch deutlich weniger verbreitet waren als gemeinhin angenommen. Dass die Haushalte in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts kleiner als häufig angenommen waren, zeigen die Zahlen: Die geschätzte Haushaltsgröße dieser Zeit schwankte zwischen 4,5 und 5,5 Personen. In Regionen mit mittel- und grossbäuerlichen Höfen war der Anteil familiärer und externer Arbeitskräfte besonders hoch, weshalb die dortigen Haushalte umfangreicher waren als im kleinbäuerlichen Milieu. So lebten während der 1760er-Jahre in den Bauernbetrieben Langnaus (Kanton Bern) im Schnitt 5,2 Personen, während es im Diemtigtal nur 3,6 Haushaltsmitglieder waren. Im Nordtessin des beginnenden 19. Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt 4,2, während im südlichen Teil des Kantons, wo mittlere und grosse Landwirtschaftsbetriebe stark verbreitet waren, 6,3 Menschen unter einem Dach lebten. Protoindustrielle Haushalte umfassten in der Regel weniger Personen als landwirtschaftliche, wie das Beispiel Hausen am Albis im Kanton Zürich zeigt: Im Jahr 1762 lebten hier in textilverarbeitenden Heimarbeiterhaushalten durchschnittlich 4,4 Menschen, während es bei den Bauern etwa 5,5 waren. Haushalte, die sowohl Landwirtschaft als auch Heimarbeit betrieben, standen mit 6,5 Personen an der Spitze. Auch unterschieden sich städtische von ländlichen Haushalten. Ende des 18. Jahrhunderts lag der Durchschnitt in der Stadt Genf bei 3,9, in den Vororten bei 4,6 und auf dem Umland bei 5,6 Personen. Ähnliche Differenzen zeigen sich entlang sozioökonomischer Verhältnisse. In den Patrizierhaushalten der Genfer Oberstadt gab es um 1720 doppelt so viele «Grosshaushalte» mit mehr als acht Personen als in der handwerklich-gewerblichen Unterstadt. Die Durchschnittsgröße in beiden Teilen betrug 4,9 Haushaltsmitglieder in der Oberstadt beziehungsweise 3,7 in der Unterstadt. Im Zürcher Rümliang zählte man Anfang des 18. Jahrhunderts bei den wohlhabenden Bauern durchschnittlich 7,7 Personen zu einem Haushalt – bei den landlosen Taunern waren es gerade einmal 4.⁹⁰

Die Tabellen 2 und 3 im Anhang (S. 194–197) fassen die verfügbaren Angaben zu den Bevölkerungs- und Haushaltsgrößen in der Schweiz zwischen 1700 und 1900 zusammen.

Als weiterer wichtiger Einflussfaktor für die Struktur und Größe von Familien beziehungsweise Haushalten gelten die Erbschaftsregeln. Über die in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts herrschenden bäuerlichen Erbrechts-

90 Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.

formen und ihre regionale Verteilung gibt uns Arnold Niederer im «Atlas der Schweizerischen Volkskunde» Auskunft.⁹¹

Grundsätzlich wird zwischen zwei Vererbungsformen unterschieden: der Realteilung und der geschlossenen Vererbung. Bei Ersterer teilten die Erben das Land, Inventar sowie die Wohn- und Wirtschaftsgebäude untereinander auf, wobei es bei jedem Erbgang zu einer Neuverteilung des Erbes kam. Dies führte in vielen Fällen zu einer Zerstückelung einzelner Parzellen, ganzer Häuser oder sogar einzelner Räume. Davon betroffen war nicht nur die Küche, auf deren Öfen manchmal mehrere Familien kochten, sondern auch Ökonomiebereiche wie Stall oder Heuboden. In Sonogno (Tessin) beispielsweise kam es durchaus vor, dass Ställe in Achtel aufgeteilt wurden⁹² Die Realteilung fand sich insbesondere in Gebieten mit Klein-, Zwerg- und Streubesitz wie Schaffhausen im Norden sowie Wallis, Graubünden und Tessin im Süden. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war die Realteilung (und zwar als Aufteilung einzelner Grundstücke oder Liegenschaften) in weiten Teilen der Schweiz verbreitet. Dazu zählten etwa die Regionen Genf, Waadt, Neuenburg, Thurgau, das aargauische Freiamt, der nördliche Teil des Kantons Zürich sowie einzelne Orte in Uri, Schwyz, Glarus, St. Gallen oder Appenzell Ausserrhoden.

Bei der zweiten Erbform, der geschlossenen Vererbung, übernahm einer der Erbberechtigten das elterliche Gut und verpflichtete sich zu einer Abfindung in Geld- oder Naturalleistungen an seine Miterben. Auf diese Weise verblieb das ungeteilte Erbgut über Generationen in der gleichen Familie. Diese Form war vor allem für mittel- und grossbäuerliche Betriebe, oft in Form von Einzelhöfen, typisch.⁹³

Neben diesen Hauptformen bestanden zahlreiche Misch- und Übergangsformen. Wer aber war überhaupt erbberechtigt, beziehungsweise aufgrund welcher Kriterien erhielt ein Nachkomme den Erbzuschlag? Diesbezüglich unterscheidet man zwischen dem Ältesten- und dem Jüngstenrecht (Majorat und Minorat). Eine weitere Kategorie ist die des Geschlechts. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte in vielen Gegenden der «Mannsvorteil», wobei die Söhne dann zumindest für die Aussteuer der Töchter verpflichtet wurden.⁹⁴ Aus der West- und Südschweiz sowie Graubünden stammen die häufigsten Belege für eine gleichberechtigte Aufteilung von Erbgütern zwischen Töchtern und Söhnen.

Ein weiteres Verfahren bestand darin, die Verteilung des Erbes mittels Los dem Zufall zu überlassen (so etwa in einigen Gegenden des Wallis). Gelegentlich

91 Niederer, *Bäuerliches Erbrecht*, 1988. Im Kommentar zur Karte werden die «früheren Teilungssitten» dargestellt, das heisst solche, die vor der Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuches am 1. Januar 1912 gebräuchlich waren. Ebd., S. 571.

92 Niederer, *Bäuerliches Erbrecht*, 1988, S. 592.

93 Ebd., S. 572 f.

94 Ebd., S. 592.

wurde das Erbgut, wie im Berner Jura, auch versteigert.⁹⁵ Abgesehen davon konnte der Erblasser testamentarisch bestimmen, welcher Nachkomme seiner Meinung nach am besten geeignet war, das Erbe zu verwalten.

4.4.3 Die Schweiz zu Hause: Regionale Einblicke

Wie müssen wir uns Grösse, Zusammensetzung und Leben in den Schweizer Familien und Haushalten im 18. und 19. Jahrhundert konkret vorstellen? Die nachfolgenden Ausführungen geben einen Einblick in einige wichtige empirische Regionalstudien der vergangenen Jahrzehnte, wobei der Schwerpunkt auf Familien- und Haushaltsgrössen und -strukturen, Vererbungsformen, Geschlechterrollen und dem Haus selbst liegt. Für die Schweiz gibt es nur wenige solche umfassenden Untersuchungen; die gehaltvollsten Studien liegen für den alpinen Raum und protoindustrielle Regionen vor. Um einer möglichst weitreichenden regionalen Verteilung gerecht zu werden, wurden bei entsprechender Eignung weitere Studien hinzugezogen.

Alpinregionen

Mit seiner Studie über Törbel im Oberwallis legte Robert Netting Anfang der 1980er-Jahre eine Arbeit vor, die nichts weniger wollte, als Wandel und Kontinuitäten einer alpinen Schweizer Gemeinde der letzten 300 Jahre aufzuzeigen. Dafür bediente sich der Anthropologe sowohl qualitativer als auch quantitativer Erhebungs- und Auswertungsmethoden, wozu Interviews und teilnehmende Beobachtungen genauso gehörten wie die serielle Evaluation von Kirchen- und Gemeinderegistern.

Netting stellte für die Walliser Gemeinde Törbel eine vergleichsweise grosse Kontinuität der Patrilinearität über drei Jahrhunderte fest.⁹⁶ Haushalte waren vorwiegend kernfamiliär und neolokal oder in erweiterter Formation organisiert und der Familienbesitz wurde eher unter miteinander verwandten Gruppen weitergegeben, als einer einzigen Kernfamilie überlassen.⁹⁷ Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Beschäftigungsmöglichkeiten ausserhalb des eigenen Betriebes oder der Gemeinde knapp, und so galt es, Haus und Hof so lange wie möglich in der Familie zu behalten.⁹⁸

In Törbel waren generationsübergreifende Haushalte eher die Ausnahme. Frisch vermählte strebten die Gründung eines eigenen an, welcher entweder mittels

95 Ebd., S. 586.

96 Netting, *Balancing*, 1981, S. 71.

97 Ebd., S. 74.

98 Ebd., S. 76.

Erbe oder Lohnarbeit konstituiert wurde. Im Törbel des 18. und 19. Jahrhunderts war weitgehend die Praxis der geteilten Erbfolge üblich. Das heisst, die Hinterlassenschaft wurde unter allen Nachkommen mehr oder weniger gleichberechtigt aufgeteilt. Dafür wurden die Bezeichnungen der zu vererbenden Güter auf Zettel geschrieben, diese in einen Hut gegeben und anschliessend von den Kindern in einer Art Losverfahren gezogen, wobei das jüngste beginnen durfte. Dieses Verfahren machte keinen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen oder verheirateten und unverheirateten Nachkommen. Oft «vererbte» das Familienoberhaupt seinen Besitz auch «in Raten» und übergab ihn im Ruhestand nach und nach den Kindern.⁹⁹

In Törbel lebten zwischen 1829 und 1880 zirka fünf Menschen unter einem Dach. Damit entsprach die Gemeinde dem kantonalen Durchschnitt von 4,6 Personen pro Haushalt. Haushalte mit deutlich mehr Mitgliedern waren äusserst selten.¹⁰⁰ Seit den 1870er-Jahren war jedoch ein leichter Anstieg zu verzeichnen, was Netting auf den längeren Verbleib der Kinder im Elternhaus zurückführt. Gleichzeitig wuchs die Zahl neuer Haushalte und solcher, in denen nur eine Person lebte. Zwischen 1865 und 1876 emigrierten mindestens 63 Törbeler nach Südamerika und hinterliessen neu zu besetzenden Wohnraum.¹⁰¹

Nicht immer ist aus den Quellen eindeutig herauszulesen, aufgrund welcher Kategorien Haushaltsgrössen bestimmt wurden; die Schweizer Zensus des 18. und 19. Jahrhunderts kannten diesbezüglich kein standardisiertes Erhebungsverfahren. Mal wurden nur miteinander verwandte Personen, mal auch Kostgänger oder Tagelöhner mitgezählt. Die Grenzen zwischen Verwandten und Gesinde sind dabei fließend. In Gemeinden wie Törbel konnten sich die wenigsten Dienstpersonal leisten, und so wurden vielfach verwandte Personen, die nicht zur Kernfamilie gehörten, in die häusliche Arbeit eingebunden.

An einigen Stellen seiner Untersuchung nimmt Netting auch Bezug zum Haus in seiner physischen Erscheinung. Für Törbel existieren nur wenige schriftliche Quellen aus vormodernen Zeiten. Der archaische Eindruck, den die Gemeinde aufgrund ihrer Erscheinung macht, zeige aber das Überdauern alter Strukturen und Stile, was sich nicht zuletzt an der Architektur ablesen lasse: «There is also a sense of continuity with the past in the folk memory and oral tradition of Törbel. People refer to the oldest log structures as *Heidenhäuser* (heathen houses) and point out the archaic elements of split timbers rather than sawn timbers and bowed roof beams supporting ceiling planking. The pre-Christian attribution may well be inaccurate [...], but the continued existence from perhaps the

99 Ebd., S. 173.

100 Ebd., S. 204f.

101 Ebd., S. 206–208.

fifteenth century of wooden houses similar in most respects to those built by fathers of the current inhabitants rightly conveys an aura of the ancient.»¹⁰²

Die Törber Häuser waren aus Rundholz gefertigt, mehrstöckig, mit Schiefer gedeckt und standen sehr dicht nebeneinander. Zwischen den einzelnen Bauten verliefen, wenn überhaupt, nur ganz schmale Wege. Mit der Zunahme der Haushaltsgrösse Ende des 19. Jahrhunderts wurde diese Konstruktionsweise zu einem echten Problem, da die enge Bebauung nur begrenzte Anbauten und Raumvergrößerungen zuließ. Das durchschnittliche Törber Haus in dieser Zeit umfasste eine Stube, eine dunkle Küche mit offener Feuerstelle und allenfalls noch eine enge, unbeheizte Schlafkammer, in der vor allem ältere Kinder ihre Nachtruhe fanden. Die in der Stube befindliche Bettstelle wurde von Eltern und kleinen Kindern gemeinsam genutzt; zusätzliche Schlafmöglichkeit bot möglicherweise eine transportable Liege. Wohnte ein weiteres verheiratetes Paar zur gleichen Zeit im Haus, war an privaten Rückzug nicht mehr zu denken.¹⁰³

In seiner Studie zum Unterengadin (Kanton Graubünden) befasste sich Jon Mathieu mit den frühneuzeitlichen Arbeits- und Lebensweisen in einer weiteren Gebirgsregion.¹⁰⁴ Auch hier gab es im 18. und 19. Jahrhundert wenig Haushalte mit mehr als sechs oder sieben Mitgliedern. In der Gemeinde Tarasp etwa lebten im besagten Zeitraum mehrheitlich drei bis sechs Personen unter einem Dach. In der Regel wohnten eng miteinander verwandte Personen in Form von Kernfamilien, also Eltern mit ihren Kindern, allenfalls noch ledige Geschwister, zusammen. Haushalte mit mehr als zwei Generationen bildeten eher die Ausnahme. Auch fanden sich hin und wieder Häuser mit Alleinstehenden.¹⁰⁵ Dass erweiterte Haushaltsformationen mit mehreren Generationen nebeneinander selten waren, zeigt sich auch im Bestand inneralpiner Wohnbauten, in denen «Altenteiler», also räumliche Reduits für das Bauernpaar im Ruhestand, im Vergleich zu anderen Regionen rar waren.¹⁰⁶

Ein solcher Haushalt durchlief Zyklen, in denen sich die Bewohnerschaft immer neu zusammensetzte und wofür beispielsweise das Alter des Haushaltsvorstandes eine wichtige Rolle spielte.¹⁰⁷ Als Besonderheit des Unterengadiner Haushalts erwähnt Mathieu dessen «Unvollständigkeit». Nicht alle der durchschnittlich drei bis sechs im Haus lebenden Personen waren im gleichen Umfang arbeitsfähig. Im Sinne einer kooperativen Arbeitsweise mussten die Höfe des-

102 Ebd., S. 9.

103 Ebd., S. 216f.

104 Mathieu, Bauern und Bären, 1987.

105 Ebd., S. 136–138.

106 Mathieu, Eine Agrargeschichte, 1992, S. 276f.

107 Für die Korrelation zwischen Alter und Haushaltsgrösse/-form vgl. Mathieu, Bauern und Bären, 1987, S. 139f.

wegen personell aufgestockt werden. Solche «Ergänzungen» erfolgten in der Regel nicht durch Personen von aussen, sondern kamen aus einem engmaschigen Kreis von Verwandten (häufig aus dem gleichen Haushalt) und Nachbarn.¹⁰⁸ Die inneralpinen Regionen der Schweiz waren jedoch vor allem durch kleinbäuerliche Haushalte gekennzeichnet, die nur wenig Knechte und Mägde beschäftigen konnten oder mussten.¹⁰⁹

Auch im Unterengadin war die weitgehend gleichberechtigte Realteilung unter den Nachkommen gängige Vererbungspraxis. Das Haus jedoch wurde in der Regel den Söhnen beziehungsweise deren Erben hinterlassen, während die Töchter eine entsprechende Entschädigung erhalten sollten, die oftmals zu deren Ungunsten ausfiel. Lebten die Eltern zum Zeitpunkt der Besitzweitergabe an ihre Kinder noch, so sorgten sie mittels obrigkeitlicher oder privater Verträge für ihren Unterhalt, der mindestens aus der Versorgung mit Nahrung und Kleidung bestand. Zudem kam in den meisten Fällen die Garantie auf lebenslanges Wohnrecht im Haus dazu. Allerdings geben die normativen Quellen darüber nur begrenzt Auskunft. Andere, wie Güterlisten, Hypothekarbücher oder Teilungsverträge, liefern zum Teil punktuelle Aufschlüsse, zum Teil nur lückenhafte Informationen.¹¹⁰

Die Vererbungspraxis der Realteilung ermöglichte auch, dass Frauen wichtige Güter, wenn nicht sogar ein ganzes Haus mit in die Ehe einbringen konnten. In solchen Fällen ist es durchaus denkbar, dass sich die häuslichen Autoritäten von Mann und Frau verschoben. Dies sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Männer in der Regel, zumindest im materiellen Sinne, den Frauen übergeordnet waren. Ihnen standen juristisch gesehen zwei Drittel des ehelichen Besitzes zu. Ausserdem hatten sie die Verfügungsgewalt über das familiäre Vermögen – ein Umstand, der den zeitgenössischen Gerichten viel Arbeit aufgab. Besonders prekär stand es um Witwen, vor allem solchen aus einer Zweitheirat, die nach dem Tod ihres Mannes aufgrund mangelnden Rechtsanspruchs auf Haus und Hof um ihr künftiges Auskommen fürchten mussten.¹¹¹

Was das Arbeitspensum angeht, so mussten die Unterengadinerinnen sicher mehr auf sich nehmen als ihre männlichen Gegenüber. In deren Aufgabenbereich fiel zwar klassischerweise die Bewirtschaftung von Hof und Land. Standen aber einmal nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung, war die Frau zum Einspringen angehalten, was neben ihren häuslichen Tätigkeiten eine zusätzliche Belastung bedeutete. Besonders mit der zunehmenden Emigration männlicher Gemeindemitglieder gegen Ende des 18. Jahrhunderts wuchs die Arbeit der

108 Ebd., S. 177.

109 Mathieu, *Eine Agrargeschichte*, 1992, S. 279.

110 Mathieu, *Bauern und Bären*, 1987, S. 143 f.

111 Ebd., S. 168–170.

daheimgebliebenen Frauen stark an.¹¹² Auch gab es in manchen inneralpinen Regionen Formen «individueller Alpbetriebes», also Einzelsennereien, die gewissermassen als ausgelagerter Teil des Haushaltes galten und somit in den weiblichen Tätigkeitsbereich fielen. Hingegen waren genossenschaftlich organisierte Sennereien fast ausschliesslich männliche Domänen.¹¹³ Im Haus selbst gibt es Hinweise auf geschlechterspezifische Sphären. So fiel vermutlich die Vorratskammer als räumliches Bindeglied zwischen Tenne und Küche – wie sie beispielsweise häufig in Bündner Vielzweckbauten anzutreffen war – in den Bereich weiblicher Verfügungsgewalt. In anderen Regionen wie dem Wallis waren freistehende Speicher üblich, über die in der Regel Männer walteten.¹¹⁴

Wie sahen nun die Häuser aus, in denen sich all dies abspielte? Jon Mathieu liefert in seinen Untersuchungen zum Unterengadin mehrere Hinweise darauf. So erhalten wir dank eines gewissen Magisters Rösch eine Vorstellung vom Innenleben eines Unterengadiner Hauses am Anfang des 19. Jahrhunderts: «Die Stuben sind klein und nieder, sonst mit schönen Arven (Zierruss) Brettern getäfelt, mit 2 bis 3 Fensterstökken, jeder zu 2 und 4 Glastafeln. Längs den Wänden sind Bänke angenagelt. Die Thürseite bedecken Schränke von Nussbaum, mit Schnitzwerk verziert, und hinter der Thüre steht immer der Ofen, ein gemauertes, langes Viereck, oben platt, so dass man sich behaglich darauf austrecken kann. Über dem Ofen ist eine Fallthüre, durch welche man mittelst einer Treppe, in die Schlafkammer hinauf kann, die immer unmittelbar über der Stube steht. Ein Tisch von Nussbaum, ein paar Stühle und ein Spiegel, eine Wand-Uhr, ein Gestell mit dem Folianten der Bibel und einigen Andachtsbüchern, auch Krüge und zinnerne Wein- und Kaffeekannen an der Wand hangend, sind die gewöhnlichen Geräthschaften und Verzierungen der hiesigen Stuben.»¹¹⁵

In den Dörfern des Unterengadins verfügten auch einfache Bauernhäuser vermutlich schon seit dem 16. Jahrhundert mehrheitlich über kleine, aber getrennte Wohn- und Schlafräume, wobei sich Letztere in den meisten Fällen auf einen einzigen beschränkten. Die wenigsten Hausbesitzer konnten sich einen Ausbau des eigentlich grosszügigen Obergeschosses leisten, sodass sich das häusliche Beisammensein auf wenigen Quadratmetern abspielte.¹¹⁶

Protoindustrielle Heimarbeiterhaushalte

In den Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit fällt eine makroökonomische Entwicklung, die zur Erklärung demografischen Wandels in der Schweiz

112 Mathieu, Bauern und Bären, 1987, S. 171.

113 Mathieu, Eine Agrargeschichte, 1992, S. 283 f.

114 Ebd. und Weiss, Häuser, 1959, S. 138 f.

115 Zitiert nach Mathieu, Eine Region, 1983, S. 7.

116 Ebd., S. 8.

wichtig ist. Von Genf über Basel, Luzern, Zürich, Glarus bis nach Appenzell Ausserrhoden, ins Toggenburg und Rheintal avancierte das sogenannte Verlags-system seit dem 16. Jahrhundert zur wichtigsten protoindustriellen Produktionsform. Ihre beiden bedeutendsten Branchen, die Uhren- und Textilindustrie, brachten Heimarbeit als neuen Arbeitstypus hervor. Dies hatte weitreichende Auswirkungen auf Haushalt und Familie, welche einen sukzessiven Funktionswandel durchmachten.

Warum verändert sich ein Haus und welchen Einfluss übte das wirtschaftlich-soziale Umfeld auf häusliche Wandlerscheinungen aus? Bis heute bildet die Untersuchung über die Wechselbeziehungen zwischen verlagsindustrieller Heimarbeit und «Volksleben» des Richard-Weiss-Schülers Rudolf Braun eine wichtige Grundlage zur Beantwortung dieser Fragen.¹¹⁷ Ausgehend von einer Reihe familien- und bevölkerungsstruktureller Faktoren, die sich mit dem Aufkommen der Verlagsindustrie im Zürcher Oberland seit dem 17. Jahrhundert massgeblich wandelten, stellt Braun Zusammenhänge zu veränderten Haus- und Wohnformen während dieser Zeit her.

Am Anfang des Prozesses stand seiner Untersuchung zufolge ein verändertes Heiratsverhalten, welches aus der zunehmenden Bereitschaft resultierte, das Erbe nicht nur einem Nachfahren zu hinterlassen, sondern möglichst viele Familienmitglieder daran zu beteiligen. Bisher konnten in Familien mit vielen Nachkommen nur ein oder zwei der erwachsenen Kinder in den Ehestand treten und im elterlichen Haus verbleiben, während die anderen verlassen mussten oder ledig blieben. Neue industrielle Erwerbsmöglichkeiten – ob im Heimbetrieb oder ausserhalb – boten eine zusätzliche Einnahmequelle. Dadurch stieg die Aussicht auf die Gründung einer eigenen Familie ohne finanzielles Sicherheitsrisiko für den Haushalt der Eltern. Dies bedeutete keineswegs, dass die frisch Vermählten sofort einen eigenen Hausstand zu gründen imstande waren; die neuen Verdienstmöglichkeiten blieben vielmals prekär und stark konjunkturabhängig, weswegen viele junge Leute besonders in den ersten Jahren ihres Ehelebens auf die Unterstützung ihrer Familien angewiesen waren. Für die Situation im Haus bedeutete dies eine Vergrösserung der Stammhaushalte durch An- und Umbauten mit zum Teil vielzähligen Raumbinnendifferenzierungen. Daraus entstanden so spezifische Haustypen wie der Flarz, ein gewachsenes Reichenhaus, welches sich seit dem 18. Jahrhundert vor allem im Zürcher Oberland verbreitete und gewissermassen die Materialisierung der besonderen Verwandtschaftsbeziehungen von Heimarbeiterfamilien verkörperte. Durch veränderte Heirats- und Erbschaftsstrukturen wuchs der heimindustrielle Familienverband an; gleichzeitig zerfiel die Kernfamilie in viele kleine Einheiten, deren Bedürfnis

117 Braun, *Industrialisierung*, 1960.

nach räumlicher Privatsphäre wuchs. Mit «Flarzketten» konnte diesem Wunsch entsprochen werden, ohne die Bindung an die Familie durch Wegzug vollständig zu lösen. Bis in das späte 18. Jahrhundert standen die Bewohner solcher Flarzhäuser, das zeigt der Blick in die Grundbücher, in engen verwandtschaftlichen Verhältnissen zueinander: «An das Haus der Eltern gliedern sich Häuser der Kinder und Kindeskinde. Oft werden alte Häuser abgebrochen und an ihrer Stelle Doppelhäuser errichtet, an die sich dann neue Einzel- und Doppelhäuser anschliessen.»¹¹⁸

Unter dem Einfluss der Heimindustrie förderten die demografischen Veränderungen also zwei grundsätzliche Entwicklungen. Zum einen führte die steigende Heiratsfrequenz mit daraus resultierendem Bevölkerungswachstum zur Verknappung von Wohnraum. In Dörfern mit starken baurechtlichen Vorschriften kam es zu einer Überbelegung der Häuser, ungewöhnlichen «Wohngemeinschaften» sowie zu spezifischen Raumaufteilungen.¹¹⁹ Ob sie nun wollten oder nicht – Verwandte waren aufeinander angewiesen und blieben, was den Wohn- und Wirtschaftsraum betraf, als «Grosssippe» miteinander verbunden (Rudolf Braun verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der «Familienkohäsion»). Zum anderen ebnete der heimindustrielle Verdienst einen ersten wichtigen Schritt Richtung familiärer Unabhängigkeit: Wo eine räumliche Segregation möglich war, zerfiel die Familie in einzelne wirtschaftliche Einheiten. Dieser Umstand sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die meisten Arbeiter weiterhin in finanziell prekärer Lage befanden. Ob, wie Rudolf Braun konstatiert, der «vermehrte Gestaltungswillen im häuslichen Sein» tatsächlich immer wichtiger wurde, lässt sich nur schwer belegen.¹²⁰ Die Herausbildung einer passionierten Wohnkultur, in der – auch jenseits religiöser Gegenstände – geschmückt und verziert wurde, nahm vermutlich erst Ende des 19. Jahrhunderts mit der Einrichtung von Mietobjekten für die Oberländer Fabrikarbeiterschicht ihre Anfänge.¹²¹

Protoindustrielle Beschäftigungsmöglichkeiten hatten auch Einfluss auf das Vorkommen familienfremder Personen im Haus. So nahm in einigen Gebieten

118 Ebd., S. 162. Zum Haustyp des Flarzes vgl. auch Weiss, Häuser, 1959, S. 208–213.

119 Dies trifft insbesondere dort zu, wo Gerechtigkeiten nicht an das Haus, sondern an die Feuerstelle gebunden waren. Obwohl diese mittelalterliche Rechtsform im 17. und 18. Jahrhundert bereits vielerorts überwunden war, griff man unter dem Einfluss vorindustrieller Bevölkerungszunahme und Wohnraumknappheit wieder darauf zurück. Zwar war der Bau eines Hauses gestattet; die Errichtung eines Herdes, Ofens oder Kamins hingegen wurde untersagt, was spezielle Haustypen und kreative Raumaufteilungen mit sich brachte. So konstruierte man beispielsweise Teilhäuser um eine gemeinsame Feuerstelle herum oder teilte sich den Küchenraum. Braun, Industrialisierung, 1960, S. 168.

120 Ebd., S. 176.

121 Braun, Sozialer und kultureller Wandel, 1965, S. 243 f.

des Kantons Zürich etwa die Anzahl des Gesindes im 17. und 18. Jahrhundert tendenziell ab, was mit der fortschreitenden Güterteilung durch gleichberechtigte Erben sowie der Minimierung des bäuerlichen Betriebes zu erklären ist.¹²²

Auch die geschlechterspezifische Arbeits- und Rollenverteilung erfuhr durch die makroökonomischen Entwicklungen einen bedeutenden Wandel. Spinnen und Weben fielen traditionellerweise in den weiblichen Tätigkeitsbereich. In Hausen etwa, einer Gemeinde im Bezirk Affoltern im Kanton Zürich, führte dies zu einer verstärkten Einbindung bereits junger Mädchen in den häuslichen Arbeitsalltag.¹²³ Bildeten diese Aufgaben die einzige Einnahmequelle eines Haushaltes, waren die männlichen Bewohner sehr früh zum Verlassen desselben angehalten. Andererseits ermöglichten die neuen Arbeitsweisen vor allem jungen Frauen, Einkommen auch ausserhalb des elterlichen Hauses zu generieren. Dadurch stiegen die Chancen, einen eigenen, elternunabhängigen Haushalt zu gründen. Dies hing allerdings massgeblich von den Möglichkeiten des Landerwerbs ab. War dieser erschwert, blieb die Familie trotz ausserhäuslicher Erwerbsmöglichkeiten sehr lange als verwandtschaftliche Produktionseinheit bestehen.¹²⁴

Auch Albert Tanner befasst sich in seiner Studie zur Industrialisierung Appenzell Ausserrhodens mit geschlechtsspezifischen Rollenverteilungen.¹²⁵ So wurde das weibliche Geschick im Umgang mit textilverarbeitenden Verfahren bei der Partnerinwahl zunehmend wichtiger. Bei den Männern spielten Arbeitskraft und -fertigkeiten in protoindustriellen Haushalten eine grössere Rolle als bislang ererbter Besitz. Dennoch fiel, sofern nicht Dienstboten entlasteten, ein Grossteil der häuslichen Pflichten wie die Zubereitung des Essens und die Erziehung der Kinder weiterhin in den Tätigkeitsbereich der Frauen, die dadurch einer erheblichen Mehrbelastung ausgesetzt waren: «Ein ewiges Hin und Her, ein ständiger Wechsel zwischen industrieller Tätigkeit, «Brotgeschäften», und häuslichen Arbeiten prägten den Tagesablauf der Frauen im protoindustriellen Haushalt. Hetze und Eile waren ein zentrales Merkmal ihrer Arbeit. Im besonderen Masse galt dies für die webenden, nährenden oder stickenden Ehefrauen, denn die Hausgeschäfte mussten sie ja nebenher auch noch irgendwie erledigen.»¹²⁶

Besonders prekär waren die Lebensbedingungen für Witwen, wie Albert Tanner anhand der Ausserrhoder Gemeinden Herisau und Wolfhalden zeigt. Dort

122 Pfister, *Die Zürcher Fabriques*, 1992, S. 304.

123 Hier zeigen sich bereits regionale Unterschiede. Während Pfister das Spinnen und die Weberei in seinem Untersuchungsgebiet, dem Kanton Zürich, als originär weiblichen Tätigkeitsbereich beschreibt, konstatiert Albert Tanner in seiner Studie zu Appenzell Ausserrhoden, dass häuslich-industrielle Tätigkeiten weniger an Geschlecht als vielmehr an individuelle Fähigkeiten der Haushaltsmitglieder geknüpft waren. Tanner, *Arbeit*, 1986, S. 478.

124 Vgl. Pfister, *Work Roles*, 1989, S. 104f.

125 Tanner, *Spulen*, 1982, S. 254–263.

126 Ebd., S. 260.

lebten Mitte des 19. Jahrhunderts mehr als drei Viertel der Witwen als Kostgängerinnen oder Untermieterinnen in Haushalten verwandter oder nicht verwandter Familien – bei den Männern waren es nur etwa 20 Prozent.¹²⁷ Ob und in welcher Form verwitwete Frauen einen eigenen Haushalt bestreiten konnten, hing wesentlich vom sozialen Milieu und den damit verbundenen Erwerbsmöglichkeiten ab; generell aber waren die Chancen für Frauen – und zwar nicht nur aus ökonomischen, sondern auch aus rechtlichen und gesellschaftlichen Gründen – weitaus kleiner als für Männer. Weibliche Altersarmut war ein häufig vorkommendes Problem.

Das protoindustrielle Haus differenzierte sich nicht nur baulich aus, wie am Flarz gezeigt, sondern auch sozial. Seit dem 17. Jahrhundert teilten sich vielerorts unterschiedliche und häufig nicht miteinander verwandte Personen den häuslichen Arbeits- und Lebensbereich, der zunehmend enger wurde. In Appenzell Ausserrhoden wurden, wenn möglich, die ursprünglichen Hausformen ausgebaut und hinsichtlich ihrer Raumaufteilung verfeinert. Unter der Stube wurde ein Webkeller ausgehoben, in vielen Küchen wich die offene Feuerstelle einem Kamin mit Rauchabzug. Wer konnte, baute sich ein eigenes Haus, wie es unter den Heimarbeitern Appenzell Ausserrhodens durchaus – und nur zum Preis hoher Verschuldung – vorkam. Die losen Bauvorschriften ermöglichten das Errichten dieser kleinen «Weberhöckli», die sich allein stehend oder gereiht in vielen Orten Ausserrhodens befanden. Ihre Bauweise war den Bedürfnissen der Weber angepasst: kleinräumig, aber funktional. Über dem im Keller befindlichen Webkeller lagen Küche, Stube und Nebenstube, das obere Stockwerk bildeten Gang, Schlafkammer(n) und Estrich.¹²⁸

Mitte des 19. Jahrhunderts verbreiteten sich in Appenzell Ausserrhoden aber auch zunehmend Kleinfamilien und -haushalte. Die durchschnittliche Mitgliederzahl von «Hausgemeinschaften» betrug in dieser Zeit fünf Personen.¹²⁹ Grosshaushalte mit mehr als zehn Mitgliedern bildeten die Ausnahme. In der Regel waren es Gesinde oder Kostgänger, die zu einer solchen Haushaltsgrösse beitrugen. Diesbezüglich unterschieden sich die sozialen Gruppen erheblich: Den relativ kleinen protoindustriellen Haushalten standen diejenigen der Fabrikanten, Kaufleute und Gewerbetreibenden entgegen, wo mehr Dienstpersonal vorhanden war und die Kinder länger im elterlichen Haus verblieben, als dies in den Heimarbeiterhaushalten üblich war.¹³⁰

127 Ebd., S. 228.

128 Ebd., S. 210f., 265–269.

129 Als «Hausgemeinschaft» bezeichnet Albert Tanner «alle in einem Haus oder Hausteil zusammenwohnenden Personen oder Personenverbände». Tanner, Arbeit, 1986, S. 456.

130 Ebd., S. 458–462.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung Appenzell Ausserrhodens seit 1700 stieg auch das Bedürfnis nach mehr Wohnraum, was mit dem Ausbau bestehender und dem Errichten neuer Häuser beantwortet wurde. In Giebelhäusern beispielsweise, wo das obere Stockwerk bislang häufig ungenutzt blieb oder eine reine Lagerfunktion hatte, wurde das Obergeschoss nun immer öfter wohn- tauglich ausgebaut.¹³¹ Auch neue, an die Arbeitsbedingungen ländlicher Verlags- industrie angepasste Haustypen wie das bereits erwähnte Weberhaus entstanden. Zwar verbesserten sich dadurch die allgemeinen Wohnbedingungen, gleichzeitig offenbarte sich darin eine kontinuierlich wachsende Kluft zwischen Arm und Reich.¹³²

Berner Mittelland

Benedikt Bietenhard rekonstruiert in seiner Untersuchung zu Langnau im Emmental das Leben in einer vorindustriellen ländlichen Gemeinde, die seit dem 18. Jahrhundert weitreichende Veränderungen durchlief.¹³³ In hundert Jahren, zwischen 1800 und 1900, hatte sich die Einwohnerzahl Langnaus verdoppelt, was sich unmittelbar auf die Grösse von Haushalten und das Zusammenleben im Haus selbst auswirkte. Besonders bemerkenswert ist dabei die Dynamik von Haushalten, schon innerhalb eines Jahrzehnts: In denselben Häusern waren 1751 zwei, 1763 vier Haushaltungen. Doch diese Entwicklung war nicht linear, die Anzahl wuchs nicht einfach – ein viergeteiltes Haus konnte nur wenige Jahre später wieder lediglich ein oder zwei Haushalte (1757) umfassen.¹³⁴ Nach den 1790er-Jahren nahm die durchschnittliche Anzahl Haushaltsmitglieder jedoch tendenziell zu: 1751 lebten durchschnittlich 6,34 Personen in einem Haus, während es 1798 bereits 7,22 waren. Zwischen 1700 und 1860 stieg die Haushalts- grösse in Langnau kontinuierlich und war, verglichen mit anderen Regionen, relativ gross.¹³⁵ Gleichzeitig blieben die Wohnräume weitgehend unverändert; Um- oder Anbauten waren zu dieser Zeit eher selten. Ende des 18. Jahrhunderts drängten sich in Langnau deutlich mehr Menschen auf der gleichen Wohnflä- che als noch vierzig Jahre zuvor. Vor allem ärmere Haushalte mit ausser- und unterbäuerlichen Erwerbsformen waren von diesem Anwachsen der Wohn- dichte betroffen. In Häusern mit mehreren Haushalten war die Bewohnerzahl annähernd doppelt so hoch wie in jenen mit nur einem Haushalt. Dabei handelte es sich bei den meisten dieser Mehrparteienhaushalte um ökonomische Zweck-

131 Ebd., S. 265–267.

132 Zu den Wohnsituationen verschiedener sozialer Milieus in Appenzell Ausserrhoden des 18. und 19. Jahrhunderts vgl. ebd., S. 274–281.

133 Bietenhard, Langnau, 1988.

134 Ebd., S. 175.

135 Ebd., S. 178, 184.

gemeinschaften. Nur knapp ein Drittel wies verwandtschaftliche Beziehungen auf.¹³⁶ Innerhalb der einzelnen Haushalte bildete auch in Langnau die Kernfamilie, also ein verheiratetes Paar mit Nachkommen, die vorherrschende Familienformation. In jedem dritten Haushalt wohnte zudem noch mindestens eine verwandte Person, die nicht dieser Eltern-Kind-Gruppe angehörte.¹³⁷ Dienstboten, welche von auswärts kamen und als bezahlte Arbeitskräfte in den Haushalt aufgenommen wurden, waren in Langnau im 18. Jahrhundert eine Seltenheit; in gerade einmal 7 Prozent der Haushalte waren zwischen 1751 und 1763 Knechte und Mägde angestellt.¹³⁸ Verbreiteter dagegen waren sogenannte Inwohner. Dabei handelte es sich um Personen verwandter oder nicht verwandter Herkunft, die neben den Kindern, Dienstboten und anderen, nicht in den Haushalt integrierten Helfern wie Tagelöhnern eine vierte häusliche Arbeitskraft bildeten. Dazu gehörten «verdingte» Personen sowie «Tisch- und «Kostgänger».¹³⁹ In Langnau galt die ungeteilte Übergabe des bäuerlichen Besitzes an den jüngsten Sohn als gängige Vererbungspraxis. Anders sah es bei den Kleinbauern, Handwerkern oder Gewerbetreibenden aus, wo es nur wenig bis kein Land weiterzugeben gab. Ende des 18. Jahrhunderts nahm der Anteil nicht- oder kleinbäuerlicher Schichten in Langnau zu, was direkte Auswirkungen auf die Zusammensetzung des Haushaltes hatte. Mehrgenerationenhaushalte kamen, wenn überhaupt, eher bei den wohlhabenden Grossbauern vor, während die unteren Schichten so gut wie nie bi- oder trigenerative Strukturen aufwiesen.¹⁴⁰ Auch wenn sich der Langnauer Haushalt des 18. Jahrhunderts aufgrund seiner Vererbungspraxis als «Herrschaft der alten Männer» bezeichnen lässt, stand doch immerhin jeder zehnte Haushalt unter der Leitung einer alleinstehenden Frau.¹⁴¹ Meistens handelte es sich dabei um Witwen, die insbesondere in solchen Häusern anzutreffen waren, wo wenig bis gar keine Landwirtschaft betrieben wurde. Reine Frauenhaushalte waren mit zirka vier Personen deutlich kleiner als der Langnauer Durchschnitt, was eine prekäre wirtschaftliche Lage vermuten lässt. In grossbäuerlichen Häusern konnte die weibliche Regentschaft jedoch trotz erwachsener männlicher Nachkommen bis zum Tod der Hausherrin andauern.¹⁴²

136 Ebd., S. 183.

137 Ebd., S. 194.

138 Ebd., S. 227.

139 Ebd., S. 233–242.

140 Ebd., S. 198 f.

141 Ebd., S. 206.

142 Ebd., S. 210 f.

Westschweiz

In den von Alfred Perrenoud untersuchten Haushalten der Gemeinde Jussy bei Genf lebten im 18. Jahrhundert zwischen vier und sechs Kinder; sieben von zehn erreichten das Erwachsenenalter.¹⁴³ Auch hier muss der Vorstellung von der vormodernen Grossfamilie widersprochen werden: Ein engmaschiges Netz naher Verwandter gruppierte sich um die Kernfamilie, wodurch die Weitergabe von Grundbesitz in der Regel ohne Einbezug kollateraler Familienmitglieder sichergestellt wurde.¹⁴⁴

Beim Genfer Kanton wird deutlich, dass Ende des 18. Jahrhunderts bezüglich Haushaltsgrösse und -struktur gewichtige regionale Unterschiede bestanden, und zwar nicht nur zwischen Stadt und Land, sondern bereits zwischen Binnengemeinden («paroisses enclavées») und Vororten, wie Dominique Zumkeller in seiner Untersuchung feststellt.¹⁴⁵ Im Jahr 1797 lebten in den Vororten dreimal mehr nicht miteinander verwandte Personen unter einem Dach als in den stadtfürneren Binnengemeinden. Mehrgenerationenhaushalte waren hier zu dieser Zeit bereits selten, in den Vororten jedoch so gut wie inexistent. Weniger frappierend, aber immer noch aussagekräftig ist die Zahl von Einpersonenhaushalten: In den Vororten war diese prägnant höher als in den Binnengemeinden.¹⁴⁶

In ihrer Studie zu Fleurier, einer Gemeinde im Neuenburger Val de Travers, hat Beatrice Sorgesa Miéville einige interessante Erkenntnisse gewinnen können. Die Arbeit zeigt besonders gut, wie sozioökonomische Faktoren und demografische Entwicklungen korrelieren.¹⁴⁷ Seit Mitte des 18. Jahrhunderts erfuhr Fleurier einen tief greifenden ökonomischen Wandel. Das ehemalige Bauerndorf mauserte sich innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem bedeutenden Zentrum der Textil- und Uhrenindustrie, was einen erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung mit sich brachte. Ins Zentrum ihrer Untersuchung stellt Miéville deshalb drei Zeiträume, die sie miteinander vergleicht: die vorindustrielle Periode um 1750, die Zeit der ersten Restrukturierungsphase der Uhrenindustrie um 1837 sowie die Zeit nach der industriellen Blüte an der Schwelle zum 20. Jahrhundert.

Um 1750 betrug die durchschnittliche Haushaltsgrösse in Fleurier 3,7 Personen. Überdurchschnittlich hoch ist der Anteil der Ein- und Zweipersonenhaushalte; danach folgen die Drei-, Vier- und Fünfpersonenhaushalte; solche mit mehr als sechs Menschen unter einem Dach sind äusserst rar.¹⁴⁸ Fast neunzig Jahre später,

143 Perrenoud, *The Coexistence*, 1998, S. 4 f.

144 Ebd., S. 14.

145 Zumkeller, *Le paysan*, 1992, S. 45 f.

146 Ebd., S. 45 f., 49.

147 Miéville, *Société traditionnelle*, 1992. Die Autorin orientiert sich in ihrer Studie an den theoretischen und empirischen Erkenntnissen der Cambridge-Gruppe um Peter Laslett.

148 Ebd., S. 302 f.

1837, lebten im Schnitt 4,3 Personen in einem gemeinsamen Haushalt, wobei der Anteil der Ein- und Zweipersonenhaushalte im Vergleich zu 1750 geringer ausfällt.¹⁴⁹ Der erhöhte Mittelwert resultiert aus einer wachsenden Zahl von Mehrgenerationenhaushalten während der industriellen Hochphase. Um 1900 nahm diese Position gemessen an der Gesamtzahl wieder einen grösseren Platz ein; die mittlere Personenzahl pro Haushalt betrug zwischen 3,8 und 4,0 Personen.¹⁵⁰

Eine mögliche, aber eher selten vorkommende und zeitlich begrenzte Form der Kohabitation bildete das Zusammenleben von Eltern und *einem* verheirateten Nachkommen. Mit der aufkommenden Industrialisierung stieg die Personenzahl im Haus. Vor allem nahm die Zahl externer Arbeitskräfte zu, die bei der Bewältigung der steigenden Heimarbeit aushelfen sollten. Zusätzliche Einnahmen, vor allem aus Heimarbeit, sowie allgemeine verbesserte Lebensbedingungen führten zu erweiterten Haushalten, auch weil die nötigen Mittel für räumliche Änderungen und Vergrößerungen zur Verfügung standen. Zudem entstanden immer mehr neue Häuser. So zählte man 1813 101 Objekte, 1844 schon 178, 1890 255 und 1900 326.¹⁵¹

Ein Grossteil der Untersuchungen zu Haus und Familie in der Schweiz entstand zwischen den 1960er- und den 1990er-Jahren. Vor allem frühere Arbeiten folgten dem internationalen Trend, sich unter den Einflüssen der Annales-Schule stärker mit quantifizierbarem Material in langfristiger Perspektive auseinanderzusetzen. Mikrohistorische Regionalstudien bilden dabei den Kern der Untersuchungen. Sie bieten einen zum Teil detailreichen Einblick in die demografischen Entwicklungen von Gemeinden oder, noch kleinteiliger, einzelnen Familien.¹⁵² So ergiebig die Analyse quantitativer Quellen sein kann, so schnell stösst dieser Ansatz bezüglich einer weiterführenden Auseinandersetzung mit dem Thema an seine Grenzen. Die oben vorgestellten Studien zeigen jedoch, dass das Einbetten quantitativer Daten in ihre sozioökonomischen Kontexte interessante Perspektiven auf Haus, Familie und Haushalt in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts generieren kann.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass auch für den Raum Schweiz dem Bild der bäuerlichen Grossfamilie widersprochen werden muss. Die romantische

149 Ebd., S. 313.

150 Diese Spanne resultiert aus Miévilles Überlegung, dass für das ausgehende 19. Jahrhundert der Haushaltsbegriff modifiziert werden müsse. Die zunehmende Segmentierung von Wohnraum in einzelne Wohnungen führt unweigerlich zur Frage der Zugehörigkeiten. Teilten sich zwei (Kern-)Familien ein Haus, ergibt das ein anderes demografisches Bild, als wenn zwei Familien eine Wohnung in einem Haus teilten, und so weiter. In diesem Zusammenhang führt sie den Begriff der «Hausgemeinschaft» («maisonnée») ein, der in Abgrenzung zu einem singulären «Haushalt» steht. Ebd., S. 317f.

151 Ebd., S. 20.

152 Vgl. dazu auch Guzzi-Heeb, Von der Familien- zur Verwandtschaftsgeschichte, 2005.

Vorstellung vom Leben mehrerer Generationen unter einem Dach entsprach nur selten der historischen Realität, die unter anderem ökonomische oder konfessionelle Bedingungen abbildete. Im zürcherischen Rümliang etwa umfasste ein wohlhabendes Bauernhaus um 1700 durchschnittlich 7,7 Personen, die Haushalte landloser Tauner (Kleinbauern) im Schnitt nur etwa vier. Im reformierten Appenzell Ausserrhoden zählte ein durchschnittlicher Haushalt gegen Mitte des 19. Jahrhunderts 3,5 Personen, während sich zur selben Zeit im katholischen Uri 5,1 Bewohner den gleichen Wohn- und Wirtschaftsraum teilten. Die Ursachen für diese unterschiedlichen Haushaltsgrößen sind im Einzelnen nicht zweifelsfrei herauszufinden. Zudem kommen, wie weiter oben aufgezeigt, die Problemfaktoren Quellenlage und Terminologie hinzu. Quantitative Abweichungen sind auch im Zusammenhang mit qualitativen Daten zu interpretieren. So war das reformierte, protoindustrielle Ausserhoden bereits während des 19. Jahrhunderts sehr erfolgreich im Kampf gegen Kinder- und Säuglingssterblichkeit, während dies im katholischen und landwirtschaftlich geprägten Appenzell Innerrhoden noch bis ins 20. Jahrhundert ein Thema war.

Insgesamt ergibt sich das Bild eines heterogenen, nicht linearen Prozesses an verschiedenen Polen: Stadt und Land, Bürger und Bauern, arm und reich, katholisch und reformiert, männlich und weiblich. Wie gross oder klein Familien und Haushalte waren und welcher Struktur sie folgten, hing auch von Einflussgrößen wie Erbformen, Heiratsstrategien, Mentalitäten oder Migration ab. Dieser Prozess gestaltete sich durchaus dynamisch. Wie am Beispiel der Gemeinde Langnau gezeigt, konnten sich Haushaltstypen und -größen innerhalb weniger Jahrzehnte erheblich verändern – im Haus selbst hingegen vollzogen sich materielle Transformationen weitaus langsamer und schwerfälliger als die sozialen Entwicklungen, wobei die Wirtschaftsform des Haushalts wesentlichen Einfluss darauf hatte. In Regionen mit wenig Heimarbeit, etwa in der Walliser Gemeinde Törbel, bestand hinsichtlich des Aus- und Umbaus von Häusern deutlich weniger Bedarf als in protoindustrialisierten Gegenden. Hier erscheint das Haus als unmittelbares Produkt seiner sozioökonomischen Umwelt, ob in Form von Um- und Anbauten oder ganz spezifischen, auf die Bedürfnisse der Bewohner angepassten Haustypen wie dem Flarz oder dem «Weberhöckli».

5 Hausgeschichten

5.1 Vorbemerkungen

Anhand der in Kapitel 3.4.1 vorgestellten Fallbeispiele habe ich Einblicke in die materiellen Beschaffenheiten von Häusern der ländlichen Schweiz in diachroner Perspektive erhalten. Auf der Grundlage ausgewählter Hausmonografien konnte ich einige Aussagen zu Raumarrangements, Nutzungsweisen und Interieur in vergleichender Perspektive machen. Um eine genauere Vorstellung von häuslichem Leben im 18. und 19. Jahrhundert zu bekommen, benötigt es jedoch mehr Kontextwissen – und die unmittelbare Auseinandersetzung mit konkreten Objekten. Daher bildeten die Grundlage der folgenden fünf Hausgeschichten Häuser *in* und *ex situ*. Vier von ihnen wurden nach dem Abbau am ursprünglichen Standort ins Freilichtmuseum Ballenberg transloziert und dort möglichst originalgetreu wiederaufgebaut. Sie sind je in eine der Hauslandschaften integriert, die dem Ausstellungskonzept des Museums zugrunde liegen. Ein fünftes, bis heute bewohntes Objekt befindet sich in Privatbesitz und steht noch immer am ursprünglichen Standort in Filisur (Graubünden). Zu den Museumsobjekten gibt es im Archiv des Ballenbergs unveröffentlichte Hausmonografien, die seit den 1980er-Jahren von Historikerinnen und Historikern im Auftrag des Freilichtmuseums erarbeitet wurden. Sie unterscheiden sich von den Monografien der Bauernhausbände hinsichtlich Umfang, Erkenntnisinteresse und Queldichte. Dieser bisher brach gelegene, in der Forschung ungenutzte Fundus bildete die Grundlage meiner Hausgeschichten und fungierte in diesem Sinne als schriftliche Quelle. Mit einbezogen habe ich – wo angezeigt – weitere schriftliche Quellen, wie Inventar- und Vererbungsprotokolle, Briefe sowie literarische Texte. Massgebliche Kriterien für die Auswahl der Ballenberg-Objekte waren die Verfügbarkeit einer Hausmonografie und eine möglichst breite regionale Verteilung. So sind die «Hausvertreter» aus der Nordwest-, Ost- und Westschweiz, aus dem Berner Oberland sowie in Graubünden. Ein weiterer Anspruch war es, auch ein Haus zu beforschen, welches nicht Teil des Freilichtmuseums ist und noch immer bewohnt wird. Dies erschien notwendig, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum konstruktiven Charakter von Museumsobjekten auszumachen sowie die Möglichkeiten und Grenzen der historischen Erforschung von Materialität im Allgemeinen und Häusern im Besonderen zu erfahren.

Wie ich in Kapitel 2.2 dargelegt habe, gibt es in der Geschichtswissenschaft bisher nur wenige Vorschläge zum methodischen Umgang mit materieller Kul-

tur. Hier boten mir die Sachkulturforschung als ein Forschungsfeld der älteren Volkskunde sowie ethnografische Ansätze aus der neueren Kultur- und Sozialanthropologie Hilfestellung.¹ Eine wichtige Grundlage methodischer Vorüberlegung legte zudem der bereits mehrfach erwähnte Hausforscher Konrad Bedal in den späten 1970er-Jahren mit seiner komplexen strukturellen Betrachtung des Hauses. In seinem Ansatz erscheinen materielle, funktionale und soziale Faktoren von Häusern als gleichwertige Kategorien. Mit der Erfassung der «Bau- und Raumstruktur» meint Bedal die Untersuchung der jeweiligen Baustoffe und -weisen, der Konstruktionstechniken sowie der Konfiguration von Räumen. «Funktionsstruktur» hingegen erfasst die Funktion und Nutzung des Hauses und seiner einzelnen Teile, während mit der «Sozialstruktur» die innerhäusliche soziale Gliederung gemeint ist.² Funktionale und soziale Aspekte können zumeist kaum aus dem Haus als materieller Quelle eruiert werden; dafür bedarf es weiterer Informationen über die jeweiligen Hausakteure und deren Alltagspraktiken.

Hilfreich ist auch das Zusammendenken von Mikrogeschichte und ethnologischer Feldforschung. Beide Ansätze verbindet das Ziel, möglichst dichte Informationen über ein begrenztes und überschaubares Untersuchungsfeld zu generieren. Dabei gilt sowohl für historische als auch gegenwärtige Problemstellungen, dass kulturelle und soziale «Nahaufnahmen» nur über die Untersuchung exemplarischer Fälle und konkreter Akteure und deren Praktiken gelingen können. Dieser Fokus funktioniert gewissermassen als Ausschnitt eines grösseren Feldes, welches in der Detailbetrachtung kurzzeitig zurücktritt, jedoch immer mitgedacht werden muss.³

Den ersten und grundlegenden Schritt im Forschungsprozess stellte die Erforschung des Hauses vor Ort mithilfe eines Begehungsprotokolls dar, wobei ich mich hier stark an Hermann Heidrichs Vorschlägen zum Umgang mit Sachquellen orientierte.⁴ Eine von Kriterien geleitete Vorgehensweise half dabei, das empirische «Material» während des Forschungsprozesses zu strukturieren. Heidrich unterscheidet zunächst zwischen «Kriterien des Raumes und der Zeit» und «Kriterien der Ordnung». In erster Perspektive (A) standen Fragen zu Material und Form, Produkt und Produktionsprozess sowie die zeitlichen

1 Einen möglichen methodischen Zugang zu Sachkultur lieferte in den 1980er-Jahren etwa der schwedische Volkskundler Nils-Arvid Bringéus, indem er vier wesentliche Perspektiven im Umgang mit Objekten beschrieb: die kontextuelle, die instrumentelle, die symbolkommunikative und die wertende. Bringéus, *Perspektiven*, 1986, S. 166–168.

2 Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 11–14.

3 Kaschuba, *Einführung*, 2006, S. 213f. In den letzten Jahren sind einige Studien entstanden, die im Umgang mit materieller Kultur an der methodischen Schnittstelle von Geschichte und Ethnologie stehen, unter anderem Dobler, *Bedürfnisse*, 2004.

4 Heidrich, *Von der Ästhetik*, 2007, S. 42–44.

Dimensionen im Mittelpunkt des Interesses. Hier habe ich Ergänzungen um zwei Punkte vorgenommen, und zwar um den Aspekt der räumlichen Dimension, welcher Fragen der Raumkonfiguration sowie der Anordnung einzelner Elemente wie beispielsweise Türen oder Fenster betrifft, und die Frage nach Ausstattung und Rekonstruktion des Hauses im Museum beziehungsweise in gegenwärtiger Konstellation. Die Ordnungsperspektive (B) sollte dabei helfen, das Objekt mithilfe von schriftlichem Hintergrundwissen in Ordnungssystemen wie sozialem Milieu oder Geschlecht zu verorten und deren allfällige materielle Entsprechungen zu sichten. Dazu zählen auch Stimmung und Haptik von Räumen: Wie hell oder dunkel, eng oder weitläufig sind die Räume? In einem letzten Schritt ging es darum, allfällige Alltags- und Prestigefunktionen beziehungsweise Repräsentations- und Distinktionsmechanismen der materiellen Kultur eines Hauses wahrzunehmen.⁵

Mithilfe des Begehungsprotokolls (vgl. Anhang, S. 165) habe ich alle Häuser mehrere Male besichtigt und unter Einbezug schriftlicher Quellen «Hausgeschichten» mit unterschiedlichen Schwerpunkten rekonstruiert. Dabei ging es erstens um das Lesen eines Hauses als historische materielle Quelle und zweitens um die Nutzung und Valorisierung der Ballenberg-Monografien als reichhaltige, aber bis dato ungenutzte Forschungsleistung.

Die nachfolgenden Hausgeschichten befinden sich also an einer Schnittstelle von Realität und Fiktion. Sie sind real, weil die beschriebenen Objekte physisch existent sind und damit Geschichte bezeugen. Für ausgewählte Aspekte existieren schriftliche Quellen, die veritable Auskünfte über Bewohner oder bauhistorische Vorgänge liefern. Sie sind andererseits fiktiv, weil die schriftlichen Hinterlassenschaften lückenhaft sind und Materialität eben nur einen begrenzten Aussagewert besitzt. Zudem resultiert die Rekonstruktion und Inszenierung eines Hauses im Museum unweigerlich in einer subjektiven Forschungserfahrung. Auf diese Weise sind Hausgeschichten als «Erzählungen des historisch Möglichen» entstanden.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit folgen alle Hausgeschichten einer bestimmten Rhythmik. Zunächst erfolgt eine Beschreibung des jeweiligen Hauses, so wie es im Museum nach der Versetzung wiederaufgebaut und dort präsentiert und inszeniert ist. Anschliessend folgt die Hausgeschichte, welche sich wesentlich auf die unveröffentlichte Monografie, zusätzliche Quellen und das Haus selbst bezieht.

5 Anderswo wird diese Perspektive als «soziale Dimension» beschrieben, in welcher die soziokulturellen Handlungen im Haus unter Einbezug seiner materiellen Beschaffenheiten Berücksichtigung finden. Baumhauer, Hausforschung, 2001, S. 101.

5.2 Das «Hügin-Haus» in Therwil, Baselland

Das Haus im Museum

Im Freilichtmuseum Ballenberg, zwischen den Hauslandschaften «Jura» und «Zentrales Mittelland» gelegen, steht auf einer Anhöhe das «Hügin-Haus». Es stammt aus dem Baselbieter Dorf Therwil und wurde nach seinem Abbau 1985 auf den Ballenberg transloziert. Hier erscheint es als frei stehendes Gebäude – ursprünglich war es jedoch in eine Reihe von Häusern integriert. Der Vielweckbau vereint die von aussen deutlich sichtbar voneinander abzugrenzenden Wohn- und Wirtschaftsbereiche unter einem Dach. Der Wohnteil besteht aus massivem Stein mit Ziegeldach, der Ökonomieteil ist mehrheitlich in Fachwerkweise errichtet worden. Drei Zugänge führen ins Hausinnere: Über eine Freitreppe gelangt man zum Haupteingang, der in den Wohnbereich führt, ein zweiteiliges Rundbogentor führt in die Scheune und ein weiteres in den Keller. Innen verbindet ein «Mannstürli» Wohn- und Wirtschaftsteil miteinander; der Keller ist zudem von der Küche her erreichbar.⁶ Am Sturz des Hauseingangs, am Scheunentorbogen und an einer Säule im Keller finden sich dendrochronologisch bestätigte Inschriften, die das Baujahr preisgeben: 1675.⁷

Der Gang des Wohnbereiches im Erdgeschoss führt in Stube und Küche sowie über Zwischentüren in Keller und Tenne.⁸ Hinter der Stube liegt eine Kammer. Eine Treppe führt vom Gang in das Obergeschoss, wo sich zwei Kammern, eine Stube und eine Küche befinden. Drei Stockwerke umfasst schliesslich der Dachraum. In der ersten Dachstocketage fällt der «Raum im Raum» auf, also eine separierte Kammer mit eigenem Zugang im offenen Dachgeschossraum.

In den Stuben befinden sich vier- (Erdgeschoss) beziehungsweise dreiteilige (Obergeschoss) Reihenfenster sowie in den Kammern jeweils Einzelfenster. In den Dachgeschossen gibt es lediglich kleine Öffnungen im Mauerwerk. Auffallend ist das Fehlen von Fenstern auf der westlichen Hausseite. Über den Tür- und Fensterstürzen sind teilweise Verzierungen angebracht.

Die Stube des Erdgeschosses ist laut Informationstafel vor dem Haus mit Originalgegenständen eingerichtet. Dazu gehören neben eingebauten Wandschränken, dem Kachelofen, Sitz- und Liegemöbeln auch Devotionalien in der Heiligenecke sowie Fotografien ehemaliger Bewohnerinnen aus dem 19. Jahrhundert. In der Küche wurde der ursprüngliche Eisenfeuerherd samt Rauchfang,

6 In der Schweizer Mundart bezeichnet «Mannstürli» die Verbindungstür zwischen dem Wohn- und Wirtschaftsbereich eines Hauses.

7 Orcel/Orcel, Analyse, 1985.

8 Schweizerisch «das Tenn»; bezeichnet den befestigten Fussboden einer Scheune, auf dem nach der Ernte das Getreide gedroschen wurde. In Vielweckhäusern bildet die Tenne häufig den verbindenden Gebäudeteil zwischen Wirtschafts- und Wohnbereich eines Hauses.



Abb. 1: «Hügin-Haus» im Freilichtmuseum Ballenberg (Foto: Ballenberg, Freilichtmuseum der Schweiz, 13. 10. 2007).

der Schüttstein sowie der Aussenbackofen wiederhergestellt. Die Rekonstruktion soll den Wohnverhältnissen des späten 19. Jahrhunderts entsprechen. Auf die Wiederherstellung von An- und Nebenbauten (Schweine- und Hühnerstall, Abort) wurde im Museum verzichtet.

Zum Zeitpunkt der Besichtigung (Oktober 2016, Mai 2017, September 2018) befand sich im oberen Stockwerk eine Ausstellung zum Thema Posamenterei sowie ein Webstuhl, der jedoch nicht zum Haus gehörte.

Hintergrund

In den 1960er-Jahren entbrannte um das «Hügin-Haus» ein in der Gemeinde Therwil juristisch und politisch intensiv geführter Streit. Grund dafür war die neue Ortskernplanung, die Therwil in erhaltenswerte Teile und Neubauzonen gliederte. Das Objekt sollte einem Hochhaus weichen, was zu heftigen Protesten in der Bevölkerung führte. In der Folge entstanden verschiedene Interessensgruppen, die entweder für den Erhalt des Gebäudes und die Umwandlung in ein Ortsmuseum oder für die Translozierung auf den Ballenberg einstanden. Für die

Letztere und schlussendlich durchgesetzte Option sprachen sich auch die Besitzerfamilien Müller-Hügin und Pfiffner-Hügin aus.⁹

Diese Debatte ist einer der Hauptgründe für die verschiedenen Bestandsaufnahmen und Dokumentationen, die zu dem Objekt vorliegen. Eine umfangreiche Rekonstruktion der Besitzer-, Bau- und Nutzungsgeschichte des Hauses verfasste 1990 Brigitta Strub im Auftrag des Freilichtmuseums Ballenberg.¹⁰

Dreihundert Jahre Hausgeschichte: Materielle und soziale Beständigkeit

Mitten im Baselbieter Dorf Therwil, das während des Dreissigjährigen Krieges mehrfach geplündert und gebrandschatzt wurde, entstand 1675 das «Hügin-Haus», benannt nach dem letzten Besitzer und Bewohner Karl Hügin. Andere mündlich überlieferte Bezeichnungen sind «Broodtbecke-Huus», eine Benennung, die ebenfalls auf einen Familiennamen zurückgeht, oder «Wachsspinnler-Huus», was sich auf die Herstellung von Wachsschnüren bezieht.¹¹

Das Haus war ursprünglich in ein Zeilendorf integriert. Es stand also nicht autonom, sondern grenzte auf beiden Giebelseiten an andere Gebäude an. Bis 1856 schloss sich am Westteil das Wirtshaus «Zum Hirschen» an, in dem zwischen Mitte und Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur Sitzungen des Dorfgerichtes abgehalten wurden, sondern bis 1840 auch Teile der Therwiler Volksschule untergebracht waren. Dies erklärt die fehlenden Fenster an der westlichen Hausseite. Im 19. Jahrhundert, vermutlich zwischen 1830 und 1888, wurden ausserdem zusätzliche Anbauten für Hühner und Schweine errichtet. Der geräumige Balkenkeller des Hauses wurde ursprünglich über ein extern zugängliches Tor, durch welches unter anderem die grossen Weinfässer transportiert wurden, betreten. Weil die Hausbewohner den Rebbau im 19. Jahrhundert aufgaben, wurde das Tor zugemauert und zu einem Kellerfenster verkleinert; von nun an waren die Kellerräume, in denen Früchte und Gemüse lagerten, nur noch über eine von der Küche ausgehende Treppe zugänglich. Über Tenntor und «Mannstürli» verschafften sich die Bewohner im Alltag Zugang zum Haus. Die Mauernische neben der Verbindungstür zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil diente den Eintretenden als Ablagefläche für Schlüssel oder Lichtquellen. Die repräsentative Vordertür der Schauseite war vor allem Besuchern oder dem sonntäglichen Ausgang vorbehalten.

Die heute sehr kleinteilig wirkende Raumanordnung ist das Ergebnis einiger Umbauprozesse. Bereits wenige Jahrzehnte nach Errichtung des Hauses wurde

9 Vgl. dazu Presstexte, zum Beispiel «Wenn das Hügin-Haus weg ist ...», in: Basler Zeitung, 29. 9. 1983, Archiv des Freilichtmuseums Ballenberg, Hausdokumentation Nr. 131.

10 Strub, Baselbieter Haus von Therwil, Basel 1990, unveröffentlichtes Typoskript, Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg, BalBib_A-0570.

11 Bitterli-Waldvogel, Thomas: Ein Baselbieter Haus aus Therwil, in: Ballenberg-Bote, 04/1989, o. S., Archiv des Freilichtmuseums Ballenberg, Hausdokumentation Nr. 131.

das bis dahin ungenutzte Ober- als eigenständiges Wohngeschoss ausgebaut. Das schafft eine besondere Atmosphäre von Enge: Im Gegensatz zur unteren Etage wirkt der obere Wohnbereich wegen des Einzugs zusätzlicher Wände sehr fragmentiert und gedrungen. Dass diese Raumkonstellation mindestens seit dem späten 18. Jahrhundert existiert, zeigt ein Blick in das Teilungsprotokoll, welches der damalige Besitzer Joseph Gutzwiller 1779 zum Zweck der Vererbung des Hauses an seine beiden Söhne verfassen liess. Demnach erhielt der erstgeborene Hans Georg «die untere halbe Behausung, bestehend in einer Stuben, Stuben Kammer, Kuchin, dem halben Keller [...], der vorderen unteren Bühne, der hinteren mittleren halben Bühne, dem halben Rechen Bühnelein [...], der vorderen halben Scheüer, halben Stallung, halben Brügin, beyden halben vorderen Schöpf und halben vorderen Kraut Garten». Der jüngere Leonhard bekam «die obere halbe Behausung, bestehend in einer Stuben, Stuben Kammer, einem Zimmerlein auf dem Hauss-Gang, einer Kuchin, dem halben Keller neben der Scheüer, der hinteren unteren Bühne, der vorderen mittleren halben Bühne, dem halben Rechen Bühnelein gegen der Scheüer, der hinteren halben Scheüer, halben Stallung und halben Brügin, beyden halben hinteren Schöpf samt dem halben hinteren Kraut Garten».¹²

Zu diesem Zeitpunkt ist das Therwiler Bauernhaus bereits mehr als hundert Jahre alt. Die schriftlichen Quellen schweigen über dessen Entstehungszeit, aber drei Inschriften geben das Jahr 1675 als Baudatierung preis. Im Gegensatz zu den für die Region ebenso typischen sekundären Vielzweckbauten, also Häusern, deren Wohn- und Wirtschaftsteile mit einiger zeitlicher Verschiebung errichtet wurden, dokumentieren die Inschriften die gleichzeitige Erbauung der Wohn- und Ökonomieiteile. Während ein Grossteil der Therwiler Häuser dieser Zeit aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt waren, bestand der Wohnteil dieses Objektes von Anfang an aus massivem Bruchsteinmauerwerk mit einem Ziegeldach. Später kamen der Wagenschopf und der hintere Scheunenanbau dazu;¹³ dendrochronologischen Analysen zufolge wurden sie zwar noch im 17. Jahrhundert, jedoch einige Zeit nach dem Bau des Wohnteils errichtet.¹⁴

In der Küche befand sich bis ins 20. Jahrhundert ein regionaltypischer Rauchfang, der den beim Kochen entstehenden Rauch durch einen kurzen Kamin in das Dachgeschoss führte. Trotzdem entwich noch immer so viel Rauch in den Küchenraum, dass dieser schnell russgeschwärzt war und eines regelmässigen

12 Zitiert nach Strub, Baselbieter Haus, 1990, S. 23.

13 Im Schweizerdeutschen bezeichnet «Schopf» einen Schuppen oder ein landwirtschaftliches Nebengebäude.

14 Strub, Baselbieter Haus, 1990, S. 32.

Neuanstrichs mittels Kalk bedurfte.¹⁵ Von innen wurde auch der Aussenbackofen, der sich an der nördlichen Küchenwand befand, beheizt. Seit Ende des 17. Jahrhunderts fanden sich vor allem in Getreide anbauenden Regionen vermehrt Aussenbacköfen, die sich direkt den Küchen anschlossen. Über einen Schüttstein wurde das vom Brunnen ins Haus getragene und in der Küche verwendete Wasser wieder nach draussen abgeführt. Der Küchenboden war mit Sandstein- und Tonplatten ausgelegt – ein seit dem 17. Jahrhundert in besseren Haushalten gebräuchlicher Bodenbelag, der eine hervorragende Wärmespeicherung besitzt.

Zu keiner Zeit verfügte das Objekt über sanitäre Einrichtungen; die Notdurft wurde im Aussenabort hinter der Küche erledigt.

Weniger eindeutig als die Bauzeit ist hingegen, wer Hauseigentümer war und wer die ersten Bewohner. 1713 jedenfalls sollte Georg, dem einzigen Sohn des Johann Gutzwiller, das Haus nach dem Tod seines Vaters, den er seit einigen Jahren «mit guter abwartung, alss auch während seiner krankheit, mit extraordinaren speysen verpflegt» und mit «tranckh und klaidung» versorgt hatte,¹⁶ zugesprochen werden. So ist es hinsichtlich der Entstehungszeit sehr wahrscheinlich, dass der Vollbauer und Kirchmeier Johann Gutzwiller Erbauer und erster Besitzer des Hauses war und seinen Lebensabend auch in diesem zubrachte. Die Familie beschäftigte eine Magd, die auch nach dem Tod Johanns von dessen Sohn weiterhin angestellt war.¹⁷ Verlebte Johann seine letzten Jahre nach dem Tod seiner zweiten Frau allein im Haus und erhielt regelmässig Besuch von Georg, der seinen Vater mit dem Nötigsten versorgte, oder teilte er sich bis zu seinem Tod mit seiner Familie das Haus, in dem er eine der Kammern bewohnte? Für die erste Annahme spricht der Kauf des Nachbarhauses durch Georg im Jahr 1701.¹⁸ Es schien eng zu werden, denn er und seine Frau erwarteten das vierte Kind, und so suchte der wohlhabende Georg nach Möglichkeiten räumlicher Vergrösserung. Die Versorgung des inzwischen 79-jährigen Johann konnte indes dank der direkten Nachbarschaft der Häuser weiterhin gewährleistet werden.

15 Die Praxis des «Weisseln» mit kalkhaltiger Farbe ist seit dem 18. Jahrhundert belegt. Gekalkte Wände hellen einen Raum nicht nur optisch auf, sondern wirken aufgrund des hohen pH-Wertes auch geruchsbindend und desinfizierend, weshalb es im Zusammenhang mit Überlegungen zur Kohabitation von Mensch und Tier im 19. Jahrhundert auch zunehmend in Ställen zum Einsatz kam. Bieri, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Holzbauten, 2013, S. 81 f.

16 Zitiert nach Strub, Baselbieter Haus, 1990, S. 20.

17 Das Erbprotokoll von 1713 ist das einzige Dokument, in welchem in der Geschichte des Hauses eine Dienstbotin erwähnt wird; ob diese mit der Familie unter einem Dach lebte, lässt sich allerdings nicht rekonstruieren. Strub, Baselbieter Haus, 1990, S. 20.

18 Ebd.

Hausteilungen: Zugehörigkeiten und räumliche Organisation

1740 wurde das Haus erstmals innerfamiliär, nämlich unter zwei Nachkommen Georgs kurz vor dessen Tod, aufgeteilt. Demnach sollte der ältere Sohn Georg den oberen Teil und der jüngere Joseph den unteren Teil bewohnen; beide verpflichteten sich, für das «Leibgeding», also die Versorgung des Vaters mit Lebensmitteln, aufzukommen. Die horizontale Aufteilung der Wohnbereiche bestätigt den Eindruck, dass die für 1779 beschriebene Raumkonstellation bereits vorher bestanden hatte. Ungeklärt bleibt die Frage, ob zu diesem Zeitpunkt die im Teilungsprotokoll von 1779 aufgeführte zweite Küche im Obergeschoss bereits existierte oder ob der zeitlebens unverheiratet gebliebene Georg seine Mahlzeiten in der unteren Küche zubereitete oder zubereiten liess und zusammen mit der Familie seines Bruders einnahm.

Seit 1732 war Joseph mit Verena verheiratet und Vater von vier Kindern. Wenn Georg Alleinanspruch auf den ihm zustehenden oberen Wohnteil erhob, dürfte es im unteren Stockwerk inzwischen eng geworden sein. Während das Ehepaar in der Stube schlief, nächtigten die vier Kinder in der Kammer, in die kaum mehr als zwei Betten passten. 1759 starb Georg und hinterliess seinen Hausanteil vollumfänglich Joseph. Nun befanden sich also zwischen vier und sechs Personen im Haushalt, die auf zwei Stockwerken lebten.¹⁹ Josephs Sohn Hans Georg heiratete 1762 Maria Catharina, die nur fünf Jahre später verstarb. Offensichtlich wohnte das Paar während der Zeit ihrer Ehe jedoch nicht im «Hügin-Haus».²⁰

1779 überschrieb Joseph schliesslich sein Eigentum den beiden Söhnen: Hans Georg den oberen und dem ledig gebliebenen Leonhard den unteren Teil.²¹ Der ältere Hans Georg und seine zweite Frau Anna Maria bezogen ab 1776 das obere Stockwerk, während der jüngere Bruder und die Eltern, denen Leonhard den «ohngehindert-lebenslänglichen Wohnsitz in der Stuben gestatten» musste, das Erdgeschoss bewohnten.²² Leonhard wohnte in der Kammer, während seine Eltern ihre Schlafstelle im wärmsten Raum des Hauses, der Stube, behielten. Aus dem Teilungsprotokoll des Jahres 1779 geht hervor, dass das Ehebett aus «einem deck bett, einem Kopf Küssin, einem Streüer Sack, einer grossen und einer kleinen kölschene Ziechen [kariertes Bettbezug], einem Leintuch samt zwey Stück

19 Die vier Kinder des Ehepaars Joseph und Verena waren Ursula, Hans Martin, Hans Georg und Leonhard. Informationen liegen nur zu den zwei Letzteren vor, weswegen keine definitive Aussage über die genaue Personenanzahl im Haus während dieser Zeit gemacht werden kann.

20 Dies geht aus dem Inventarprotokoll von 1767 hervor. Über die Gründe für den Wegzug des Ehepaars und den Ort ihres Aufenthalts schweigen die Quellen. Strub, *Baselbieter Haus*, 1990, S. 24.

21 Vgl. Orצל/Orצל, *Analyse*, 1985.

22 Ebd.

grüner Umhänge» bestand.²³ Obwohl an privilegiertem, weil wärmstem Ort des Hauses, befand sich die elterliche Schlafstelle doch in äusserst exponierter Lage, sodass die «grünen Umhänge» durchaus als Sichtschutz gedient haben können und damit das Bedürfnis nach einer gewissen Privatsphäre verdeutlichen. Brigitta Strub hingegen deutet die Umhänge aufgrund ihrer wohnkulturellen aristokratischen Herkunft als Indiz für das Prestigebewusstsein der Bewohner.²⁴

An dieser Stelle drängt sich erneut die Frage nach der Existenz einer oberen Küche auf. Aus Josephs Vererbungsprotokoll geht hervor, dass der obere Hausanteil «geringeren Werths» war.²⁵ Weil eine Küche fehlte, damit eine wichtige Wärmequelle? Der noch heute vorhandene Kachelofen in der unteren Stube stammt aus dem 19. Jahrhundert; ob ein Vorläufer existierte, ist ungewiss. Jedenfalls wurden Stube und untere Kammer zunächst von der Küche aus geheizt. Für das Heizen der oberen Räume kann diese Heizquelle nicht ausgereicht haben, sodass es dort sehr kalt gewesen sein muss. Zudem stand die erste Etage sozusagen im Zug, verlief doch eine weitere Treppe in den unisolierten Dachstock.

1784, zwei Jahre vor dem Tod des Vaters, schloss Leonhard einen Verpfändungsvertrag mit dem Posamenter Urs Gschwind ab.²⁶ Das erste Mal in der Geschichte des Hauses betritt damit ein externer Akteur, der zumindest nicht in direkter verwandtschaftlicher Beziehung zur Hausfamilie stand, die Bühne.²⁷ Joseph Gutzwiller hatte seinen Söhnen einige Jahre zuvor nicht nur das Haus, sondern auch eine beachtliche Summe Schulden hinterlassen. Offensichtlich sah sich Leonhard nicht imstande, für die Tilgung dieser Schulden aufzukommen, weshalb er «seine Ansprach Behaussung, Scheüer, Stallung, Kraut- und grass Garten», kurz seinen Hausanteil, im Todesfall Urs Gschwind zu überlassen verpflichtete.²⁸ Damit verwehrte Leonhard seinem Vater den letzten Wunsch, nämlich dass die Brüder «die gantze Behaussung in Tach und Fach gemeinsamlich miteinander zu erhalten verbunden seyn sollen».²⁹ Woher rührte dieses

23 Erbteilungsprotokoll, Therwil, 26. und 27. 4. 1779, StABL, BS 4102, Therwil 1774–1792, Inventar, Bd. 1032, Nr. 20.

24 Strub, *Baselbieter Haus*, 1990, S. 37.

25 Zitiert nach ebd., S. 24.

26 «Posamenterei» (franz. passementerie) bezeichnet das Weben von Seidenbändern; in der Region Basel ab dem 17. Jahrhundert auch in Heimarbeit. Die dafür notwendigen Webstühle (Posamentstühle) waren mit den Mindestmassen von 2,5 m Höhe, 4 m Länge und 3 m Breite verhältnismässig gross, weswegen für ihre Installation und Nutzung grosszügige Räume nötig waren. Furter, *Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt*, 1999, S. 245.

27 Allenfalls könnte es sich beim besagten Urs Gschwind um den Ehemann von Maria Barbara Gutzwiller, einer Cousine der Brüder Leonhard und Hans Georg, gehandelt haben. Strub, *Baselbieter Haus*, 1990, S. 23 f.

28 Zitiert nach ebd., 1990, S. 23.

29 Ebd.

Arrangement? Warum verpfändete sich Leonhard nicht bei seinem Bruder?³⁰ War dieser vielleicht auch in finanzielle Nöte geraten oder waren innerhäusliche Konflikte der Grund? – Falls jedenfalls der Posamenter Urs Gschwind jemals das Erdgeschoss bewohnte, hätte in der dortigen Stube ein Webstuhl zur Herstellung von Seidenbändern gestanden haben können. Die grosse, strassenseitig ausgerichtete Fensterfront hätte jedenfalls genug Licht für diese Art von Heimarbeit hergegeben.

Im Mai 1814, nur zwei Monate nach Leonhard, verstarb auch Hans Georg. Die Brüder hinterliessen im Gegensatz zu ihren Vettern keine Nachkommen. Einer dieser Cousins war Nicolaus Nepomuk (der ebenfalls 1814 verstarb), dessen Sohn Aloysius seit etwa 1800 im Besitz des Objekts war. Mit ihm erhielt das Haus den Beinamen «Wachsspinnler-Huus».

Häusliche Enge – häusliche Neuordnung

Erst im Alter von 51 Jahren verheiratete sich Aloysius' Sohn Alois; der ältere Bruder Johannes blieb zeitlebens ledig und wohnte ebenfalls im Haus. Deren jüngere Schwester Anna Maria war bereits seit einigen Jahren mit Stephan Gschwind verehelicht, und so haben bis zum Tod des Vaters 1851 mindestens sieben Personen im Haushalt Gutzwiller-Gschwind gelebt. Damit stieg der Bedarf an Lebensmitteln, weshalb es nicht verwundert, dass in diese Zeit der Anbau von Hühner- und Schweinestall zum Zweck der Selbstversorgung fiel. Brigitta Strub zufolge kann die Bauzeit dieser Ställe auf die Zeit zwischen 1830 und 1888 eingegrenzt werden. Aufgrund der oben beschriebenen steigenden Anzahl der Hausbewohner bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts scheint die Errichtung dieser Anbauten bis 1850 sehr wahrscheinlich.³¹

Spätestens seit der Geburt von Annas und Stephans acht Kindern, von denen nur drei das Säuglings- und Kindesalter überlebten, wurde es im Haus eng, was ein gewichtiger Grund für den Auszug aus dem Elternhaus 1870 von Alois, der inzwischen mit Elisabeth verheiratet war, darstellt. Einige Jahre zuvor hatte zwar mit dem Abriss des Wirtshauses «Zum Hirschen» und durch Ankauf der Landparzelle eine Vergrösserung des Grundstücks der Familie Gutzwiller-Schwind stattgefunden, der Wohnteil wurde jedoch nicht erweitert. Die neu gewonnene Fläche wurde als Gras- und Baumgarten genutzt.

30 «Verpfändung» ist «die vertragliche Übertragung des Gesamtvermögens oder von Vermögensteilen eines Pfründers an einen Pfrundgeber, welcher sich im Gegenzug verpflichtet, dem Pfründer lebenslang Unterhalt (Wohnung, Nahrung, Kleidung) sowie Pflege zu gewähren, und die Bestattungskosten zu tragen». Aus dem 18. und 19. Jahrhundert liegen für die Schweiz und Liechtenstein viele Verpfändungsverträge vor, insbesondere auch zwischen Familienangehörigen geschlossen. Frommelt, *Verpfändung*, 31. 12. 2011.

31 Strub, *Baselbieter Haus*, 1990, S. 32 f.

Weil Annas und Stephans einziger Sohn in den 1880er-Jahren in die USA emigrierte, kam nur die Tochter Maria Elisabetha als Erbin infrage. 1888 erwarben sie und ihr Ehemann Joseph Brodbeck für 6500 Franken das Haus der Eltern, die bis zu ihrem Tod im ersten Stock wohnen blieben. Im Kaufvertrag wurden minutiös alle Rechte und Pflichten beider Parteien festgehalten. Demnach verpflichteten sich Maria Elisabetha und ihr Mann Joseph, die obere Etage auf eigene Kosten zu renovieren. Durch den Einzug einer Wand in der oberen Küche entstand eine zusätzliche Kammer; die danebenliegende Stube wurde mit einer Sitzkunst ausgestattet und in die Türen der vorderen und hinteren Kammern wurden Glasfenster eingezogen. In der unteren Stube wurden zudem die Wandtäfer entfernt und in der «Stöckli-Stube», nun blau angestrichen, wieder eingebaut.³² Diese Massnahmen müssen doch einen beträchtlichen Zuwachs an Komfort und Wohnlichkeit im oberen Stockwerk bedeutet haben. Einen Eindruck vom Ambiente in der unteren Stube dieser Zeit vermittelt die Beschreibung des Interieurs, das sich aus einem Tisch, zwei Bänken, zwei Stühlen und einem Schemel, einem Ehebett, einer Wanduhr, mehreren Wandbildern, einem Kohleisen und Glasgeschirr zusammensetzte.³³ Diese Aufzählung verdeutlicht ein weiteres Mal die Multifunktionalität der Stube als Ess-, Schlaf-, Arbeits- und Wohnraum, die in dieser Kategorie ländlichen Wohnens vielerorts bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts reichte. Eltern und Kinder schliefen jedoch bereits in getrennten Räumen; so wird als Inventar der Kammer des Erdgeschosses neben einem Bett, einem Schrank und zwei Stühlen auch ein Kinderbett aufgezählt. Zum Küchenrat zählte das Protokoll von 1888 folgende Gegenstände: «1 Geschirrkänsterlein geh. Hause, 1 Trog, 1 Butterfässlein, 1 Tisch, 1 eiserne Wasserstande, 1 Mulde und Backgeschirr, 1 Bank, 2 Blecheimer, 3 Pfannen und 1 Eisenhafen sowie irdenes Geschirr, weiter Hängegeschirr, 3 Holzzüber und Holzeimer, 1 Kaffeemühle und 1 Lampe».³⁴ Trotz der oben beschriebenen Multifunktionalität der Stube deutet diese Aufzählung doch zumindest auf erste Ansätze wohnkultureller Ausdifferenzierung hin: Innerfamiliäre Mahlzeiten nahm man in der Küche ein, wo der Weg der Speisen vom Herd zum Tisch kurz war. Gäste hingegen wurden am Esstisch, der an der repräsentativen Fensterseite der Stube stand, bewirtet. Dort befand sich auch die Heiligenecke als materielle Manifestation des katholischen Glaubens im Haus. Auffallend ist ausserdem, dass die obere, elterliche Stube um 1888 deutlich reichhaltiger ausgestattet zu

32 Kaufvertrag, Therwil, 13. 1. 1888, StABL, BS 4102, Therwil 1888–1891, Bd. 1044, Nr. 62. Im Schweizerdeutschen ist «Stöckli» die Bezeichnung für das Altenteil, also ein Nebengebäude oder Teile des Hauptgebäudes, welche den Altbauern nach der Übergabe des Hofes an die Erben als Wohnstätte dient.

33 Inventarprotokoll, Therwil, 25. 7. 1888, StABL, BS 4102, Therwil 1888–1891, Bd. 1044, Nr. 67.

34 Ebd.

sein schien als die untere. So befanden sich darin neben einer Kirschbaumkommode und einer weiteren mit Aufsatz auch ein zweitüriger Schrank und eine «Parthie Bücher». Diese Ausstattung hatte wohl kaum vor dem Umzug der Eltern in die obere Etage bestanden, sondern wurde von diesen sehr wahrscheinlich vom Erd- in das Obergeschoss transloziert. Auch ihr Ehebett stand in der Stube, in der sich ebenfalls der Kachelofen befand.³⁵

Maria Elisabetha starb mit 40 Jahren im Kindsbett. Zog der Witwer Joseph Brodbeck bis zu seiner zweiten Ehe mit Emma Guthauser 1891 die beiden Kinder Karl und Rosa im Haus seiner verstorbenen Frau auf oder zog er zurück in sein Elternhaus, in dem noch ein lediger Bruder wohnte? 1906 jedenfalls verkaufte das Ehepaar Brodbeck-Guthauser das Grundstück samt Haus an den Landrat Richard Brodmann – damit wäre das Eigentum vermutlich erstmals in ausserfamiliären Besitz geraten, hätte Karl, Josephs Sohn aus erster Ehe, nicht noch rechtzeitig Gebrauch vom Zugrecht gemacht, womit er das Haus wieder in den Familienbesitz zurückführte.³⁶ Karl wanderte einige Zeit später nach Australien aus; seine Eltern und die Stiefschwester Fanny bewohnten das Haus weiter.

Nur wenige Jahrzehnte waren seit der letzten Beschreibung der Stubeneinrichtung im Untergeschoss vergangen. Während diese 1888 noch eher karg und funktional daherkam, macht das Interieur 1915 schon einen viel wohnlicheren Eindruck. Das Inventarprotokoll zählte dazu einen ovalen Tisch, eine Kommode, zwei Schränke, ein Canapé, einen Tisch, eine Nähmaschine, einen Rohrsessel, drei Stühle, eine Uhr, einen Spiegel und eine Stehlampe. Das Ehebett stand noch immer in der Stube; in der Zwischenzeit hatten ausserdem eine Chiffonniere, also ein Schubladenschränkchen zur Aufbewahrung weiblicher Kleidungsstücke, sowie ein Kinderwagen Einzug in den Wohnbereich des Hauses genommen.³⁷

Nach dem Tod Josephs verblieben Mutter Emma und Fanny für weitere fünf Jahre allein dort, bis die Tochter den Zimmermann Karl Hügin heiratete, aus deren Ehe die beiden Töchter Marie und Emma hervorgingen. Mit Karl nahmen auch Wasserleitungen und Elektrizität Einzug in das Haus. In den 1920er- und 30er-Jahren wurde das obere Stockwerk an wechselnde Bewohner, die nicht zum engeren Familienkreis gehörten, vermietet. Ebenfalls jung verstarb Fanny und

35 Inventarprotokoll, Therwil, 21. 3. 1889, StABL, BS 4102, Therwil 1888–1891, Bd. 1044, Nr. 67.

36 Das «Zugrecht» ist eine alte Rechtsform, die der Erhaltung des Familienbesitzes diente. Damit konnten veräusserte Stammgüter der Eltern durch volljährige Kinder innerhalb von sechs Wochen nach dem Verkauf zurückerworben werden. «Zug[recht]: 1. a) das Recht, an Stelle des Käufers gegen Erstattung des Kaufgeldes einzutreten [...]» Schweizerisches Idiotikon, Bd. 6, 1905, Sp. 307.

37 Inventarprotokoll, Therwil, 8. 5. 1915, StABL, BS 4102, Therwil 1912–1915, Bd. 1051 Nr. 32.

der verbliebene Karl heiratete drei Jahre später Louise Ackermann. Die jüngere Tochter Emma verliess nach ihrer Heirat 1945 das Haus; drei Jahre später heiratete ihre ältere Schwester Marie, die mit ihrem Ehemann das obere Stockwerk bezog, während die Eltern im Erdgeschoss verblieben.

Mit dem Tod Karl Hügins 1974 endet die Bewohnergeschichte des Hauses. Die Erbinnen Marie und Emma verkauften das Objekt im April 1977 dem Freilichtmuseum Ballenberg, wo es am 29. September 1989 wieder eingeweiht wurde.

In seiner über dreihundertjährigen Geschichte durchlief das «Hügin-Haus» verhältnismässig wenig räumliche Veränderungen. Zwar wurden immer wieder Anbauten hinzugefügt und abgebrochen; der Kernbau blieb jedoch im Wesentlichen bis zuletzt erhalten. Zu den wichtigsten Umbauarbeiten gehörte zweifelsohne der vermutlich im 18. Jahrhundert vorgenommene Ausbau der ersten Etage zum Wohngeschoss. Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts war es – nicht zuletzt aufgrund der Heizsituation – möglich, zwei Haushaltungen gleichzeitig unterzubringen.

Konstant waren im «Hügin-Haus» zudem die Besitzer- und Bewohnerverhältnisse. Bis zum Schluss verblieb das Haus in Familienbesitz und wurde meistens über die weibliche Linie vererbt. Erst in den 1920er- und 30er-Jahren wurde das Obergeschoss an wechselnde nichtfamiliäre Bewohner vermietet.

5.3 Das «Corpataux-Haus» in Tentlingen, Freiburg

Das Haus im Museum

Im Freilichtmuseum Ballenberg befinden sich in südwestlicher Lage neun Häuser aus der Region Westschweiz. Eines von ihnen ist das holzverkleidete und schindelgedeckte «Bauernhaus» (Bezeichnung laut Informationstafel im Museum) von Tentlingen im Freiburger Sensebezirk. Der Wohnteil des Vielweckbaus fällt sofort auf: Mit seiner barock gestalteten Schaufassade hebt er sich deutlich vom angebauten Wirtschaftsteil ab. Zugang gewähren eine Vordertür, die in den Hausflur führt, sowie eine rückseitige Tür, durch die man in die Küche tritt.

Der Flur scheidet den Wohn- vom Wirtschaftsteil; an seinem Ende gelangt man rechts über eine Verbindungstür in die Tenne, links in die Küche. Davor befindet sich die Stube, der grösste und hellste Raum im Haus. An der fünfteiligen Fensterfront stehen Tisch, Stühle und eine eingebaute Sitzbank. Auf der gegenüberliegenden Seite zur Küche steht ein Sandsteinofen mit Datierungsinschrift (1891) und Treppchen. Rechts neben dem Ofen fällt als Besonderheit eine Schiebeluke in der Wand auf; wird sie geöffnet, entsteht eine Durchreiche in die Küche. Verschiedene Devotionalien schmücken die Wände. An die Stube schliesst sich eine Schlafkammer an, deren östliche Hälfte voll und ganz von einem eingebauten



Abb. 2: «Corpataux-Haus» im Freilichtmuseum Ballenberg (Foto: Ballenberg, Freilichtmuseum der Schweiz, 5. 9. 2013).

Bett ausgefüllt wird. Dieses wird über die Ofentreppe durch eine ausgeschnittene Öffnung in der Stubenwand erreicht. In der Küche findet sich eine gemauerte Feuerstelle mit einem Sparherd und diversen Kochgegenständen. Darüber liegt der offene Bretterkamin. Die Küchenwände sind russgeschwärzt; insgesamt entsteht hier der Eindruck eines dunklen, gedrungnen Raumes. Von der Küche aus führt eine Treppe in das Obergeschoss, welches eine einzige, grosszügige Kammer aufweist. Offensichtlich wurde sie nachträglich eingebaut; über ihr liegt der Dachraum, sodass diese Kammer erneut (wie bereits im Haus von Therwil beobachtet) wie ein «Raum im Raum» erscheint.

Das Haus ist von verschiedenen Nebenbauten umgeben. Kornspeicher, Ofenhaus und Kohlenkeller gehörten jedoch ursprünglich nicht zum Haus, sondern wurden in der Museumsinstallation hinzugefügt.

Hintergrund

Das Haus von Tentlingen stand bis 1981 an seinem ursprünglichen Standort, bevor es einem Neubau für das örtliche Gemeindezentrum weichen musste. Im April 1983 wurde es im Freilichtmuseum Ballenberg wiederaufgebaut. Aller-

dings beschränkte man sich aufgrund des Bauzustandes auf den alten Teil des Hauses und verzichtete auf die rückwärtigen Anbauten.

Mit der Geschichte des Hauses befasste sich der Volkskundler Jean-Pierre Anderegg, der seit den 1970er-Jahren ländliche Bauten des Kantons Freiburg dokumentierte und der Autor der zweibändigen Publikation über die «Bauernhäuser des Kantons Freiburg» ist.³⁸ Im Auftrag des Freilichtmuseums Ballenberg erarbeitete er eine unveröffentlichte Dokumentation zum Haus von Tentlingen, die er 1997 fertigstellte.³⁹

Dynamisches Wohnen: Hausteilungen über die Zeit

Im späten 17., eventuell auch frühen 18. Jahrhundert entstand im Freiburger Tentlingen der Vielzweckbau mit einer für diesen Gebäudetypus charakteristischen Aufteilung in Wohnbereich, Tenne und Stall. Wer das Haus erbaute und in den ersten Jahrzehnten bewohnte, ist nicht bekannt. Etwa hundert Jahre nach dessen Errichtung wurde der Wohnteil abgebrochen und durch einen neuen ersetzt. Über die Gründe der Errichtung dieses Neubaus lässt sich nur spekulieren: Vielleicht war ein Feuer ausgebrochen und machte die Überbleibsel des Hauses unbewohnbar oder das aus Holz gebaute Objekt befand sich bereits nach zirka einem Jahrhundert in einem so desolaten Zustand, dass nicht eine Renovation, sondern nur noch ein Abbruch sinnvoll erschien. Die ursprüngliche Reihenanzordnung der Hausteile wurde durchbrochen, indem der neu gebaute Wohnbereich quer zum weiterhin bestehenden Ökonomieteil gestellt wurde. Auf diese Weise entstand ein Kreuzfirsthaus – eine Hofform, die üblicherweise im Appenzellischen oder in der Talschaft Toggenburg im Osten der Schweiz verbreitet ist. Unter dem Quergiebel fällt viel mehr Licht in das Haus als bei paralleler Anordnung der einzelnen Teile, was einen bedeutenden Fortschritt bezüglich der Wohnkultur des Hauses bedeutete. Für diesen Umbau verantwortlich war Joseph Corpataux, der gleichzeitig der erste belegte Besitzer des Hauses ist und der nachfolgenden Geschichte seinen Namen gibt.⁴⁰

Grundriss und Raumnutzung im 18. Jahrhundert

Begeben wir uns in das Haus von Joseph und seiner Frau Maria, so wie es kurz nach Abschluss der Umbauarbeiten 1790 ausgesehen haben muss: Durch die schmale Eingangstür gelangte man in den Hausflur, der Wohn- und Wirt-

38 Anderegg, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg, 1979/87.

39 Anderegg, Das Freiburger Bauernhaus im Freilichtmuseum Ballenberg. Haus von Tentlingen, Freiburg 1997, unveröffentlichtes Typoskript, Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg, BalBib_A-0585. Zum Objekt publiziert hatte der Volkskundler bereits: Anderegg, Ein Senslerhaus, 1981.

40 Anderegg, Das Freiburger Bauernhaus, 1997, S. 4.

schaftsteil voneinander trennte und an dessen Ende eine kleine Vorratskammer lag. Rechts erschloss sich über eine Verbindungstür das Tenn, links ging es in die Küche, die auch über eine rückseitige Aussentür betreten werden konnte. Vor der Küche lag die grosse Stube, an die sich eine Kammer anschloss. Beide Räume waren nur vom Gang her zugänglich. Von der Küche führte eine Treppe in das Obergeschoss, wo sich auf der linken Seite, gerade über der Stube des unteren Stockwerkes, eine geräumige Kammer befand. Rückseitig schlossen sich Kamin und Rauchkammer an. Rechts vom Obergeschossgang befand sich eine Raumbraiche; dort wurden also keine weiteren, abgrenzbaren Räume geschaffen, wodurch die Fläche Richtung Tenn und Dachraum leer blieb.

Auf dem Hof stand ein Ofenhaus. In der hölzernen Küche wäre die Brandgefahr zu gross gewesen, weshalb das wöchentliche Brotbacken in das steinerne Ofenhaus ausgelagert wurde. Bis ins Hochmittelalter lässt sich die Tradition solcher Aussenbackhäuschen belegen; vielerorts handelte es sich dabei um Gemeindebesitz, für dessen Unterhalt alle Dorfgenosser aufzukommen hatten. In den Freiburger Streusiedlungen mit ihren Einzelgehöften allerdings waren sie Privatbesitz. Auch im Sensebezirk, wo zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert überdurchschnittlich viele Bauernhäuser mit externen Öfen entstanden, bereiteten die Familien ihre Brot- und Backwaren in solchen Ofenhäusern zu.

Vom Gang aus gelangte man in die Küche, die auch von aussen zugänglich war. Ihr Boden bestand aus gestampftem Lehm, einem Material, welches über eine hervorragende Wärmespeicherung verfügt, widerstandsfähig und feuerfest ist – eine gewichtige Eigenschaft für das Holzhaus, in dessen Küche Ende des 18. Jahrhunderts noch auf offenem Feuer gekocht wurde. An der linken, russgeschwärzten Wand befindet sich die Herdmauer mit Feuerplatte. Das verschliessbare Loch in der Mauer diente der Einheizung des Stubenofens, der zu dieser Zeit noch ein einfacher Vorläufer des grossen Sandsteinofens war, welcher erst Ende des 19. Jahrhunderts in das Haus einzog. Über der Herdstelle schliesst sich der offene Bretterkamin an. Durch dessen pyramidenförmigen Schlot wurde der Rauch über das Dach geführt, bevor er durch die von weitem schon gut sichtbare Kaminöffnung nach draussen entwich.⁴¹ Im Obergeschoss führt der Schlot durch eine Kammer, in der Wurst- und Fleischwaren aufgehängt wurden, nachdem man sie über dem offenen Feuer geräuchert hatte. Auf diese Weise fungierte der Bretterkamin als vertikales Verbindungselement des Hauses. Um die Herdstelle herum wurde allerhand Koch- und Essgeschirr entweder in einfache Bretterregale gestellt oder an Stangen befestigt; das Feuerholz stapelte sich neben dem Herd. Die geräumige Küche bot sogar Platz für Tisch und Stühle – aller-

41 In älteren Darstellungen wird diese Form auch als «Burgunderkamin» bezeichnet. Weiss, Häuser, 1959, S. 112 f.

dings nahm die Familie hier nur morgens ein kleines Frühstück ein; die dunkle Rauchküche diente vornehmlich dem Kochen und dem Beheizen des Hauses und lud weniger zum Verweilen ein. Dafür bot sich die nebenliegende Stube an, die durch eine verschliessbare Luke in der Wand mit der Küche verbunden war. Durch diese wurden die über dem Feuer zubereiteten Speisen durchgereicht, was nicht nur einen umständlichen Weg ersparte, sondern auch dafür sorgte, dass die übrigen Räume des Hauses rauchfrei blieben.

Das sich an der Frontseite der Stube befindliche fünfteilige Reihenfenster liess ausreichend Licht für Heimarbeiten herein. Allerdings werden sich erst Josephs und Marias Nachkommen einige Jahrzehnte später dem Strohflechten, einer in der Region weitverbreiteten Heimarbeit, gewidmet haben. Um 1790 kam in diesem Teil des Raumes, wo sich neben Tisch und Stühlen auch eine eingebaute Eckbank befindet, die Familie wohl eher zu den gemeinsamen Mahlzeiten zusammen. Beim Abendessen sass Joseph Corpataux am Kopfende des Tisches, über ihm hing das mit einem Rosenkranz versehene Kreuz. Anders als in der übrigen Schweiz waren im katholischen Freiburg religiöse Gegenstände nicht in der Stubenecke diagonal gegenüber dem Ofen, sondern wurden an die Stubenwand gehängt.

Hinter der unterkellerten Stube befindet sich eine Schlafkammer mit einem eingebauten Alkovenbett. Einen Durchgang zwischen diesen beiden Räumen hat es während dieser Zeit noch nicht gegeben. Am Abend schlüpfen die Eltern über eine Ofenstufe durch den ovalen Wandausschnitt zwischen Haupt- und Nebestube in das Bett. Diese wenigen Quadratmeter zwischen Küche, Stube, Nebestube und oberer Kammer bilden einen zentralen Teil des Hauses. Nicht nur Maria und Joseph, auch die vier Kinder hatten hier Zugang zu ihren Schlafstätten. Über dem Ofen befand sich eine verschliessbare Öffnung in der Decke, durch die sich die Kinder zum einen in die obere Schlafkammer hieven konnten, zum andern das Obergeschoss mit Wärme versorgt wurde. Dort umschloss eine Laube Gang und Kammer. Im Sommer wurden hier Wäsche, Feldfrüchte und Kräuter zum Trocknen aufgehängt, im Winter diente der Vorbau als zusätzliche Wärmeisolation. Der konventionellere Weg in den ersten Stock führte über einen Treppenaufgang in der Küche, dessen Tür den Rauch am Vordringen in das Obergeschoss hinderte.

In den Ökonomieteil des Hauses wies eine Tür im Gang des Erdgeschosses sowie ein Ausseneingang. Neben dem Tenn befand sich der Stall mit darüberliegender Heubühne. Der ursprüngliche Wohnteil des Hauses hatte sich bis in die Gegenwart also wenig verändert. Im 19. Jahrhundert aber stieg die Anzahl der Bewohner und machte einen zusätzlichen Anbau nötig.

Aus- und Umbauten im 19. Jahrhundert

Nach dem Tod Josephs 1804 verblieb Maria mit den vier Kindern sowie einer Magd und deren Tochter im Haus. Erst nach dem Tod der Mutter kam das Haus

in den Besitz der beiden ältesten Brüder Hans und Christoph, die in den 1830er-Jahren kontinuierlich Ausbesserungen in und am Haus vornahmen.⁴²

Bis 1839 wohnten die Brüder Hans und Christoph mit ihren Familien gemeinsam im Haus, bevor die Enge des bestehenden Wohnteils sie zu einem rückseitigen Anbau bewog. Dieser verfügt über eine eigene Küche, deren Nebenkammer später, etwa um 1900, als Brot- und Salzverkaufslokal diente. Drei Kammern im Unter- und eine im Obergeschoss des neuen Hausteils boten nun mehr Platz und einen Rückzugsort für den älteren Hans, dessen Frau Elisabeth, die vier Kinder sowie eine angestellte Magd. Auch die Scheune wurde vergrössert und unter den Parteien aufgeteilt. Ofenhaus und Schweinestall wurden jedoch gemeinsam genutzt. Allerdings waren die für den Anbau zur Verfügung stehenden Ressourcen begrenzt – der Annex war eher minderwertig ausgestattet und bautechnisch improvisiert.⁴³

Im Vorderhaus wohnten Christoph und seine Frau Margaretha. In den 1840er-Jahren zogen zwei weitere, nicht mit den Corpataux verwandte Frauen aus dem Wallis zu ihnen; vermutlich bewohnten sie die obere Kammer. Insgesamt also lebten während dieser Zeit mindestens zehn Menschen im Haus, welches eines von sieben Vielzweckbauten im Dorf war.⁴⁴

Seit 1854 war Hans' Witwe Elisabeth Besitzerin des hinteren Hausteils, während Christophs Frau Margaretha nach dem Tod ihres Mannes über das Vorderhaus verfügte. Beide waren zu diesem Zeitpunkt mit Strohflechten beschäftigt, einer in dieser Region häufigen und schlecht bezahlten Heimarbeit. Vermutlich wurden nicht nur die im Haus befindlichen Familienmitglieder zur Arbeit herangezogen, sondern auch die zwei Untermieterinnen. Um die seit dem Tod der Hausherrn brachliegende Landwirtschaft kümmerte sich bald ein Bauernpaar, das in den hinteren Wohnteil zog. Zusätzlich belegte eine dreiköpfige Handwerkerhaushaltung einen Bereich des Anbaus, sodass sich um 1870 mindestens zwölf Personen im Haus von Tentlingen befunden haben müssen – eine beträchtliche Anzahl, gemessen an den bewohnbaren Räumen. Dies bedeutete auch einen sozial-ökonomischen Abstieg der Bewohner: Mit der Aufteilung des Grundbesitzes wurde der mittelbäuerliche zum kleinbäuerlichen Haushalt.

Am Morgen versammelte sich die Hausgemeinschaft für ein kurzes Frühstück in der grossen Küche des Vorderhauses, bevor sie sich für viele Stunden in der

42 Diese «Verbesserungen» werden in den Brandkatasterprotokollen dieser Zeit jedoch nicht konkretisiert. Anderegg, *Das Freiburger Bauernhaus*, 1997, S. 8.

43 Nach dem Abbau des Hauses 1981 wurde dieser Anbau, den Jean-Pierre Anderegg als «zu improvisiert» bezeichnet, nicht auf den Ballenberg transloziert, da dessen Gesamtzustand einen Wiederaufbau im Museum nicht zugelassen hätte. Anderegg, *Ein Senslerhaus*, 1981, S. 12.

44 Dies eruiert Jean-Pierre Anderegg auf der Grundlage eines Katasterplans von 1853. Anderegg, *Das Freiburger Bauernhaus*, 1997, S. 3.

danebenliegenden Stube dem Flechten von Stroh widmete und sich um Ackerbau und Viehhaltung kümmerte. Elisabeth und ihre vier Kinder zogen sich am Abend in die Kammern neben und über dem Stubenofen zurück; die zwei Untermieterinnen begaben sich in das Hinterhaus, wo neben Margaretha alle Hausbewohner, die nicht in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zur Besitzerfamilie standen, wohnten. Land- und Viehwirtschaft spielten im Hause Corpataux nur noch eine untergeordnete Rolle; es war vor allem die Heimarbeit, die das familiäre Auskommen sicherte.

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert erlangte das Ofenhaus für die wirtschaftliche Situation der Bewohner eine grössere Bedeutung. Hier wurde das Brot gebacken, welches die Corpataux von der Kammer des Hinterhauses an andere Gemeindeglieder verkauften. Seit 1889 befand sich der vordere Hausteil im Besitz von Philipp Kolly, einem ehemaligen Gemeindepräsidenten von Tentlingen. Er stand in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zur ursprünglichen Eigentümerfamilie. Ob er dort wohnte, ist fraglich. Viel wahrscheinlicher ist, dass Elisabeths Nachkommen den Hausteil aus wirtschaftlicher Not veräusserten, dort aber wohnen blieben. In den 1920er-Jahren gelangte das gesamte Objekt in den alleinigen Besitz des Handwerkers Joseph Scherwey, womit die Geschichte der Familie Corpataux in diesem Haus endete.

Am Haus von Tentlingen zeigt sich, dass eine «Hausgeschichte» keine lineare «Innovationsgeschichte» ist. Im Kleinen offenbaren sich hier die demografischen Veränderungen während des 19. Jahrhunderts. Im Kanton Freiburg stieg zwischen 1800 und 1850 sowie zwischen 1850 und 1900 die Bevölkerungszahl jeweils um ein Drittel. Im «Corpataux-Haus» lebten 1811 sieben Personen. Nach der rückwärtigen Wohnhauserweiterung lebten um die Jahrhundertmitte bereits 12 und 30 Jahre später sogar 13 Personen hier. Dazu gehörten Familien, Arbeitskräfte mit oder ohne Kinder sowie wandernde Tagelöhner in zwei oder drei verschiedenen Haushaltungen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die Bewohnerinnen vor allem agrarisch tätig; danach gingen viele von ihnen vor allem nichtlandwirtschaftlichen Tätigkeiten (Strohflechten, Gärtnerei, Strassenarbeiten) nach.

5.4 Das «Hulliger-Haus» in Brienz, Bern

Das Haus im Museum

Gegenüber dem Besucherrestaurant «Degen» im Freilichtmuseum Ballenberg befindet sich auf einer Anhöhe das «Hulliger-Haus» von Brienz im Berner Oberland. Es ist eines von zwölf Objekten der gleichnamigen Hauslandschaft. Während es am ursprünglichen Standort dicht neben anderen Häusern stand, erscheint es im Museum als solitärer Bau, der über zwei Eingänge betreten werden kann.



Abb. 3: «Hulliger-Haus» im Freilichtmuseum Ballenberg (Foto: Ballenberg, Freilichtmuseum der Schweiz, 8. 9. 2009).

Der erste führt über eine Treppe und eine geräumige Laube in den westlichen Teil des Hauses. Mit dem Eintritt befindet man sich unmittelbar in der Küche mit Eisenherd und offenem Rauchfang. Links von ihr befindet sich eine Kammer, rechts die grosszügige Stube mit einem Ofen. Ausserdem führt eine Treppe von der Küche in das Obergeschoss, wo ein weiterer Raum liegt. Diese zweite Etage zieht sich jedoch nicht über die gesamte Raumbreite, sondern wird durch eine dünne Holzdecke über der Stube gebildet.

Nach dem Verlassen der Stube Richtung Osten führt der Weg in einen weiteren Raum, von dem ein Gang abgeht. Erst jetzt wird deutlich, dass das Haus offensichtlich zwei Wohnteile mit gleichem Grundriss hat. In der zweiten Küche befinden sich Reste einer alten Feuerstelle. Auch hier führt eine Treppe in das obere Geschoss, wo sich eine grosse Schlafkammer befindet. Über die östliche Haustür verlässt man diesen Wohnteil.

Von aussen betrachtet wird die Zweiteilung des Hauses noch einmal deutlich. Ein Längsbalken teilt die Fassade in zwei symmetrische Hälften. Beide Seiten verfügen über die gleiche Art und Anordnung von Fenstern: vierteilige Rei-

henfenster im Unter- und Obergeschoss. Am Dachgiebel befindet sich eine Inschrift, welche das Erbauungsjahr, 1776, verrät.

Zum Zeitpunkt der Besichtigung befanden sich in den Stuben des Hauses aufwendig hergestellte Brienzer Holzmöbel aus dem späten 19. Jahrhundert. Sie stammen ursprünglich nicht aus dem «Hulliger-Haus», sondern sollen lediglich Produkte der Berner Oberländer Möbelindustrie zeigen, die vor allem für den Export produzierte und ein wichtiger regionaler Arbeitgeber in dieser Zeit war.

Hintergrund

Das «Hulliger-Haus» wurde an seinem ursprünglichen Standort bereits 1969 abgebaut und durch ein neues Postgebäude ersetzt. Drei Jahre später begann der Wiederaufbau im Freilichtmuseum Ballenberg, wo es zunächst als Besucherrestaurant hergerichtet werden sollte. Aus diesem Grund beschränkte sich der Wiederaufbau im Museum auf den Kernbau ohne den rückwärtigen Anbau. 1992 schliesslich wurde es als Museumsobjekt installiert und eröffnet. Im gleichen Jahr schloss Brigitta Strub die Arbeit zur Monografie über das «Hulliger-Haus» ab.⁴⁵

Ein altes Mehrfamilienhaus

Das Bild hält sich in vielen populärwissenschaftlichen Darstellungen bis heute, doch die historische Forschung hat gezeigt, dass wir unsere Vorstellung vom vormodernen Haushalt als patriarchalem und in sich geschlossenem Gebilde nicht uneingeschränkt aufrechterhalten können. Ähnlich verhält es sich mit der Vorstellung, dass in Häusern immer nur eine Familie zur gleichen Zeit gelebt hat, deren lineare Vererbungsmechanismen für den Verbleib des Hauses in ein und derselben Familie über Jahrzehnte oder Jahrhunderte sorgten. Hier muss, das wird im folgenden Beispiel klar, ein deutlich differenzierteres Bild gezeichnet werden.

In vielen Regionen der Schweiz nahm seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung zu. Folglich wurde mehr Wohnraum benötigt, was sich zunächst einmal nicht auf eine höhere Bautätigkeit, sondern auf eine wachsende Bewohnerzahl im Haus niederschlug. Im Kanton Bern etwa stieg die durchschnittliche Haushaltsgrosse zwischen 1764 und 1856 um eine Person. Gleichzeitig führte ein seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wachsender Holzangel in manchen Gemeinden zu einem Baustopp.⁴⁶ Gezwungenermassen musste also der vorhandene Raum intensiver genutzt werden: Die Teilung von Häusern in zwei

45 Strub, Haus von Brien, Basel 1992, unveröffentlichtes Typoskript, Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg, BalBib_A-0650.

46 Brändli, Grösse der Haushalte, 1998, S. 74.

oder mehr Haushaltungen sowie der Anbau zusätzlicher Stuben und Kammern waren verbreitete Massnahmen, um dem steigenden Platzbedarf nachzukommen.⁴⁷ Zwar ist bereits für das 16. und 17. Jahrhundert belegt, dass mancherorts mehrere Familien «in einem Hauss miteinander hauss hielten»;⁴⁸ im 18. und 19. Jahrhundert nahm die Anzahl geteilter Häuser jedoch nachweislich zu. Es existierten durchaus Objekte, die bereits zum Zeitpunkt des Baus für zwei Haushalte konzipiert waren. Verbreiteter aber waren Häuser, deren Teilung erst nachträglich erfolgte. Dreh- und Angelpunkt der Teilung war die Küche, deren Feuerstelle nicht nur die Grundlage für häusliches Wohnen und Wirtschaften, sondern auch für die rechtliche Legitimation eines Haushaltes darstellte. Während Stuben und Schlafkammern auf die Hausparteien verteilt oder mittels Zwischenwänden aufgeteilt wurden, blieb die Küche eine Art Gemeinschaftsraum, worin sich ein kompliziertes System von Nutzungsrechten und -regularien zeigt. Wer hatte wann Zugangsrecht zur Küche und damit die Möglichkeit, die Familie zu versorgen? Welchen Hierarchien unterlag die Nutzung? Welche Konflikte ergaben sich daraus?

Auch in den engen Dörfern am Brienzersee, wo die Geschichte des «Hulliger-Hauses» seinen Anfang nimmt, war die Aufteilung von Häusern auf mehrere Familien durchaus verbreitet. Ob das 1776 erbaute Objekt bereits von Beginn an als Mehrfamilienhaus konstruiert war, lässt sich nicht sicher sagen, scheint jedoch angesichts der Tatsache, dass seine Nutzung als Doppelwohnhaus seit 1782 belegt ist, sehr wahrscheinlich. Erbaut wurde es in Tracht, einem Ortsteil der Gemeinde Brienz im Berner Oberland, etwas abseits vom Dorfkern direkt am Brienzersee gelegen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts galt dieser Teil als wichtiger verkehrsstrategischer Knotenpunkt. Vor der Errichtung eines Strassen- und Schienennetzes übernahmen Maultiere und Schiffe das Laden und den Transit von Waren auf den Verkehrsrouten zwischen Unterland- und Oberland. Entlang dieser Transitstrecken errichtete man Lagerhäuser und Stallungen, sogenannte Susten, wo Schiffer und Kutscher ihre Handelsware abladen und zum Weitertransport vorbereiteten. Mit ihnen war das Amt des Sustmeisters, der für den ordentlichen Ablauf sowie den Gebühreneinzug der Waren zuständig war, verbunden.⁴⁹

Das Transport- und Verkehrswesen bildete im Brienz des 18. und 19. Jahrhunderts neben der Landwirtschaft eine der wenigen Verdienstmöglichkeiten. Heimarbeit war kaum verbreitet. Erst der sich Anfang des 19. Jahrhunderts langsam entwickelnde Tourismus brachte findige Brienzer auf die Idee, selbst geschnitzte

47 Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 1990, S. 72 f.

48 Zitiert nach ebd., S. 73.

49 Strub, Haus von Brienz, 1992, S. 12.

Holzfiguren mit Motiven der Pflanzen- und Tierwelt, aber auch Modelle des Oberländerhauses anzufertigen und an Durchreisende zu verkaufen. Seitdem entwickelte sich die Kunstschnitzerei als wichtiger Wirtschaftszweig der Region; in Kellern vieler Häuser wurden Schnitzwerkstätten, sogenannte Butiken, eingerichtet.⁵⁰

Grundriss und Raumordnung

1776 – das verrät die unter dem Westgiebel eingekerbte Jahreszahl – entstand das «Hulliger-Haus», dessen Name auf die letzte Bewohnerin zurückgeht. Vermutlich war der Bauherr der Schiffer und ehemalige Sustmeister Heinrich zur Flüe. Nur ein Jahr später verkaufte er das Haus an seinen Schwiegersohn Heinrich Grossmann, der seit 1776 mit Margaretha, der Tochter von zur Flüe, verheiratet war.⁵¹ Dabei insistierte der Bauherr auf lebenslangem Wohnrecht, wie im Kontraktprotokoll zu lesen ist: «Zu wissen seye hiermit dass die vorgemelten Partheyen mit einander anoch dahin überein gekommen dass der Verkäuffer und sein Eheweib so lang sie leben der halbe Theil von der Verkaufften Behausung ungehindert bewohnen nutzen und brauchen können falls Sie es vonnöthen haben würden nach deren Absterben aber soll solches dem Käuffer eigenthümlich zu gestellt sein.»⁵²

In den Gemeinden des Berner Oberlandes war es üblich, dass die Eltern noch zu Lebzeiten ihren Besitz an die Nachkommenschaft übergaben. Anders als etwa auf den grossen Emmentaler Einzelhöfen, wo zu diesem Zweck dem Hauptwohngebäude benachbarte kleinere Häuser, sogenannte Stöckli, errichtet wurden, erhielten die «Alten» in Brienz und Umgebung bis zu ihrem Tod ein Wohn- und Nutzrecht für ausgewählte Räume des Hauses.⁵³ Ob Heinrich zur Flüe und seine Frau von diesem Recht Gebrauch machten, ist nicht bekannt. Allerdings liefert der Quellauszug einen Anhaltspunkt dafür, dass das Objekt bereits bei seiner Errichtung als Doppelwohnhaus konzipiert war. Auch einige materielle Anzeichen deuten darauf hin, dazu gehören der bereits erwähnte Längsbalken an der Vorderfassade sowie die regelmässig angeordneten Reihfenster. Im Innenraum des Hauses wird es schon etwas schwieriger. In horizontaler Perspektive ist der Grundriss symmetrisch: Beide Haushälften verfügen über eine Küche und Stube gleicher Grösse und Ausrichtung. Die Küchen sind durch eine massive Brandmauer voneinander getrennt und verfügten über eigene Feuerstellen.⁵⁴ Im Bereich zwischen

50 Ebd., S. 13 f.

51 In Brienz und den angrenzenden Gemeinden stellte Realteilung die gängige Erbpraxis dar. Das heisst, dass alle Erbgüter unter den Nachkommen aufgeteilt wurden. Je nach Region wurden dabei entweder die Söhne, die Jüngsten oder die Ältesten bevorzugt. Vgl. Kapitel 4.4.2.

52 Zitiert nach Strub, Haus von Brienz, 1992, S. 17 f.

53 Vgl. dazu Weiss, Häuser, 1959, S. 199–202.

54 Auf dem Ballenberg wurde jedoch nur noch der Küchenofen einer Haushälfte rekonstruiert. In der gegenüberliegenden Küche bezeugen die vom Russ geschwärzten Wände eine Feuerstelle,

Ober- und Dachgeschoss aber sprechen die dünnen Brettereinzüge, durch die zusätzliche Kammern entstanden, für eine sekundäre, also nachträgliche Teilung des Gebäudes. Brigitta Strub wertet dies als Hinweis, dass das Haus anfangs als Einfamilienhaus konzipiert war und erst später zum Doppelwohnhaus umfunktioniert wurde.⁵⁵ In diesem Zusammenhang ist auch an den nicht nur im Berner Oberland, sondern schweizweit zuweilen vorkommenden «Brachraum» der oberen Stockwerke vormoderner Häuser zu denken.⁵⁶ Im Gegensatz zu modernen Häusern, in denen jeder Quadratzentimeter vom Keller bis zum Dachgeschoss einer bestimmten Funktion zugeordnet ist und dementsprechend bautechnisch gestaltet, wurden im 18. und 19. Jahrhundert weite Bereiche der oberen Hausteile gar nicht ausgebaut oder lediglich als Lagerungsmöglichkeiten genutzt. Einerseits könnte dies das Resultat einer materiellen oder finanziellen Ressourcenknappheit gewesen sein; andererseits stellte das Beheizen eines Hauses eine grosse Herausforderung dar, sodass der zu beheizende Raum besser möglichst klein gehalten wurde. Anderenfalls könnte es sich dabei aber auch um einkalkulierte Optionen für spätere Raumvergrößerungen handeln. Dieser undefinierte, nicht zweckgebundene Raum konnte also unter entsprechenden familiären oder wirtschaftlichen Umständen für zusätzliche Schlaf- oder Gesindekammern genutzt werden. Dafür sprechen auch die mancherorts aufzufindenden Aussparungen (Nuten) in den Wänden, geeignet für die Bohlen von neuen Wänden. Dieser Aspekt von räumlicher Variabilität und Offenheit stellt eine Besonderheit vormodernen Bauens dar.⁵⁷

Besitzer- und Bewohnerwechsel

Zurück zur Bewohnergeschichte: Margarethe zur Flüe brachte vier Kinder zur Welt, bevor sie 1787 starb. Nur ein Jahr später heiratete Heinrich Grossmann erneut und zeugte weitere drei Nachkommen. Damit wurde es im Hause Grossmann eng, zumal Heinrichs Vater Franz ebenfalls mit im Haus wohnte. Einige Jahre zuvor, 1782, hatte Heinrich ausserdem die Westseite des Hauses an den Schiffer Peter Brunner verkauft. Ab diesem Zeitpunkt kann die Nutzung des Objektes als Doppelwohnhaus belegt werden. Damit verkompliziert sich die Geschichte des Hauses um ein Vielfaches. In den nächsten knapp zweihundert Jahren wechselten die Besitzer der Hausteile über zwanzigmal, wobei sich ein verworrenes Netz aus verwandten und nicht verwandten Hausbesitzern und -besitzerinnen ergibt.

die sich dort befunden haben muss. Unklar ist ausserdem, ab wann zwei Feuerstellen im Haus existierten.

55 Strub, Haus von Brienz, 1992, S. 38.

56 Furrer, Agrikultur, 1993, S. 77.

57 Ebd.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Raumdisposition des Hauses von Brienz. Auf dem massiven Mauergeschoss, in dem die Kellerräume sind, ist ein zwei Etagen umfassender Holzblockbau. Über die traufseitig angebrachten Lauben gelangte man in die Küchen und Nebenkammern. Im vorderen Teil befinden sich die grosszügigen Stuben. Von der Küche aus steigt man über eine Treppe in die Galerie des Obergeschosses, von wo aus zwei weitere Kammern sowie die obere Laube zugänglich sind.

In den Kellerräumen des Hauses waren Schweineställe, Lagerräume und eine Holzwerkstatt eingerichtet. Mitte des 19. Jahrhunderts entstand auf der «Hulliger-Seite» ein Anbau, der neben einer Vorlaube und einem Abort auch einen Pferdestall mit einer darüberliegenden Heudiele umfasste. Insofern passt das Haus von Brienz sehr gut in die Schilderungen des Pfarrers Nöthiger, der 1780 das Oberländer Haus folgendermassen beschrieb: «Jhre Wohnungen oder Häuser sind alle hölzern mit untermauerten Fondament und meistens gering; bestehen in einer niedern Wohnstube mit einem gemauerten, weiss übertünchten Ofen von Waldblattensteinen d. h. Golzwylblatten oder von gebrannten Mauersteinen; die wenigen Sandsteine, die man hier zu Oefen braucht, werden von Sefftigen heraufgeholt. Neben dieser Wohnstube befindet sich ein Nebengemach zum Hausrath, samt einem Gaden oben darauf zu einer Vorrathskammer, und zu unterst der Obst-, Kraut- und Erdapfelkeller, samt dem s. v. [salva venia] Schweinestalle.»⁵⁸

Ab 1782 lebten also zwei Familien im Haus, zumindest bis zum Tod Peter Brunners 1785. Dessen Witwe verliess daraufhin mit den drei gemeinsamen Kindern Brienz, um andernorts ihr Auskommen zu suchen.⁵⁹ Ein Jahr später, 1786, veräusserte Heinrich Grossmann seinen Teil an Bruder Franz und Schwager Kaspar Flück. Er hatte seine Anstellung als Schiffsmann aufgegeben und arbeitete fortan als Postbote, sodass es durchaus denkbar ist, dass er und seine Familie ab diesem Zeitpunkt das Postgebäude bewohnten.⁶⁰

Was sich nach 1785 in der «Brunner-Hälfte» zutrug, ist nicht bekannt. 1794 jedenfalls wurde sie zur Versteigerung ausgeschrieben und unter wechselnden Eigentümern, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach niemand je im Haus lebte, aufgeteilt.⁶¹ 1800 gelangte die Haushälfte wieder zurück in die Familie Brunner: Einer der Söhne Peter Brunners, Hans, der ebenfalls dem Beruf des Schiffers nachging, kaufte das sechs Jahre zuvor versteigerte Objekt und bezog es mit seiner Frau und den gemeinsamen Kindern.

58 Zitiert nach Strub, Haus von Brienz, 1992, S. 39.

59 Ebd., S. 27.

60 Ebd., S. 19 f.

61 Ebd., S. 27 f.

Im «Hulliger-Teil» bleibt die Geschichte bis Anfang des 19. Jahrhunderts nebulös. 1806 war Heinrich Grossmanns Sohn Heinrich bis zu seinem Tod 1818 ordentlicher Besitzer der Haushälfte. Danach verblieben seine Frau Barbara und die Kinder im Haus, bis nach dem Tod der Mutter 1828 der jüngste Sohn Hans den Hausteil zugesprochen bekam.⁶² Er betätigte sich zunächst selbst im Holzschnitzen, später betrieb er mit den Schnitzwaren Handel – vielleicht auch mit Holland, für das er später ein Visum erhielt. Emigration war im Berner Oberland des 19. Jahrhunderts eine viel genutzte, aber kostspielige Möglichkeit, der Armut zu entgehen, und so verwundert es nicht, dass Hans seinen geerbten Hausteil 1842 an Magdalena Wyss-Brügger verkaufte, womit der «Hulliger-Teil» erneut in nicht verwandten Besitz überging.⁶³

In der «Brunner-Hälfte» blieb nach dem Tod ihres Mannes Hans 1838 Margreth Brunner-Kienholz wohnen, obwohl der Hausteil bereits 1837 mittels eines Wiederlosungskaufs veräussert worden war.⁶⁴ Der Neueigentümer war Peter Hohlwegger, ein Schwager Peter Brunners, der mit Margreths Schwester Barbara verheiratet war. Vermutlich überliess dieser der Witwe bis zu ihrem Tod das Haus, wohnte aber nie selbst darin. 1847 erhielt die älteste Tochter Barbara Seiler-Hohlwegger schliesslich das Erbe.⁶⁵

1842 verkaufte Magdalena Wyss-Brügger die «Hulliger-Hälfte» an Johann Linder, zu dem kein verwandtschaftliches Verhältnis bestand. Vermutlich zog er dreizehn Jahre später mit seiner Frau um, denn 1855 veräusserte er den Hausteil an seinen 22-jährigen Sohn Friedrich. Allerdings behielt sich Johann das lebenslängliche Nutzungsrecht für die Laube, Teile der Stube, den Estrich sowie Zugang zum Feuerherd vor, ohne aber von diesem Recht Gebrauch gemacht zu haben. Nur wenige Jahre danach, 1861, verkaufte Friedrich sein Erbe an den Holzschnitzer Jakob von Bergen.⁶⁶

Nach dem Tod Barbara Seiler-Hohlenweggers wurde der «Brunner-Teil» 1854 erneut auf der weiblichen Seite tradiert, und zwar an die Tochter Barbara. Sie und ihr Ehemann wohnten jedoch nicht in Brienz, und so ist es nur verständlich, dass die Haushälfte bereits 1860 erneut den Besitzer wechselte.⁶⁷ Diese Handänderung ist insofern besonders interessant, weil der neue Eigentümer

62 Ebd., S. 20f.

63 Ebd.

64 Das Wiederlosungsrecht sah vor, dass das verkaufte Objekt zwar nicht mehr im Besitz des Verkäufers war, aber für einen festgelegten Zeitraum noch von diesem benutzt werden durfte. In unserem Fall wollte Hans Brunner vermutlich für den Fall seines Ablebens dafür sorgen, dass die Familie noch berechtigt war, bis zum Tod seiner Frau (1846) im Haus zu verbleiben, was vermutlich auch so geschehen ist. Ebd., S. 28.

65 Ebd., S. 28f.

66 Ebd., S. 22.

67 Ebd., S. 31f.

Hans Brunners Sohn Peter war, womit der Hausanteil wieder in den Besitz der ursprünglichen Eigentümerfamilie gelangte. Als Mitkäuferinnen erschienen im Kaufvertrag zudem Elisabeth und Magdalena Brunner, die unehelichen Töchter von Peters Schwester Margaritha.⁶⁸

Elisabeth war seit 1860 mit Jakob von Bergen verheiratet – hier überschneiden sich die Besitzergeschichten beider Haushälften, denn als Jakob 1861 den «Hulliger-Teil» erwarb, brachte Elisabeth ihr Drittel der anderen Hälfte mit in die Ehe ein. Zwischen 1861 und 1868 entstand auf der «Hulliger-Seite» ein rückwärtiger Anbau, mit dem zwei neue Kammern entstanden. Ausserdem wurden Pferdestall und Heuraum stark vergrössert. Dadurch stieg der Wert des Hauses um ein Vielfaches. 1868 allerdings müssen dem Ehepaar Bergen-Brunner die Zinsen derart über den Kopf gewachsen sein, dass sie die drohende Pfändung nicht aufzuhalten vermochten. Kurz vorher hatten sie bereits das «Brunner-Drittel» an den Grossrat Johannes Flück verkauft, welcher jedoch nie in dem Haus wohnte. 1869 schliesslich ging die gesamte «Hulliger-Hälfte» in den Besitz von Gottlieb Urfer über, der als Wirt im benachbarten Gasthaus «Zum Kreuz» angestellt war. Nur sechs Jahre später konnte der Schlosser Peter Huggler den Hausteil sein Eigen nennen.⁶⁹

Nach dem Tod Peter Brunners erbten seine Söhne Peter und Fritz 1877 zwei Drittel der «Brunner-Hälfte»; das letzte Drittel erwarben sie von Johannes Flück zwei Jahre später, sodass der gesamte Hausteil nun wieder im Besitz der Familie Brunner war. Peter war seit 1877 in zweiter Ehe mit Margaritha Thöni verheiratet. Nachdem die Brüder Brunner verstorben waren, blieb sie als Alleinerbin des Hausteils. Da sie sich von Zeit zu Zeit bei ihren ins Ausland gezogenen Kindern aufhielt, vermietete Sie das Wohngeschoss ihres Hausteils, während sie selbst die Kammer über der Küche bewohnte. Dafür liess sie eine Aussentreppe zur oberen Laube errichten, womit sie sich einen eigenen, privaten Zugang zum Haus verschaffte. Ausserdem liess sie Wasserleitungen installieren.

Bis der «Hulliger-Teil» endlich zu seinem Namensgeber kam, fanden noch einige Handänderungen statt. 1904 schliesslich kam er durch Versteigerung in den Besitz von Adolf Hulliger, der mit seiner Frau und den gemeinsamen Kindern Heidi und Adolf dort wohnte. Mit ihm erfuhr das Haus wesentliche bauliche Veränderungen. Dazu gehörte der bereits erwähnte Deckeneinzug zwischen Stube und Obergeschoss. Seit 1931 gehörte ihnen auch die von Sohn Adolf erworbene «Brunner-Hälfte», sodass nach 155 Jahren beide Teile von nur einer Familie bewohnt wurden.⁷⁰

68 Ebd., S. 33.

69 Ebd., S. 33f.

70 Ebd., S. 24–27, 34f.

Das Haus von Brienz hat ungewöhnlich viele Eigentümerwechsel mitgemacht. Es wurde vererbt, verkauft, versteigert, verpfändet – manches Mal unter miteinander verwandten Personen, in anderen Fällen an Fremde, von denen einige sicher nie im Haus lebten. Eine Übersicht über alle bekannten Besitzer zwischen 1776 und 1965 gibt Tabelle 4 im Anhang (S. 198 f.).

5.5 Das «Manser-Haus» in Brülisau, Appenzell Innerrhoden

Das Haus im Museum

Auf dem Weg in die «Ostschweiz» passiert man im Freilichtmuseum Ballenberg das «Manser-Haus». Schon von weitem fällt die besondere Konstruktion dieses Vielzweckbaus auf: Die Dachfirste von Wohn- und Ökonomieteil stehen im rechten Winkel zueinander und formen damit ein Kreuz. Eine weitere Besonderheit sind die gemalten Figuren auf den Fensterläden, was aus der Ferne den Eindruck vermitteln, Menschen stünden in den Fenstern.

Der einzige Zugang zum Wohnbereich führt über den Wirtschaftsteil, vorbei an Ställen und einem separaten Abort. Man gelangt zunächst in die Küche mit originaler Feuerstelle; dahinter schliesst sich eine Kammer für die Vorrathaltung an. Östlich der Küche liegt die Stube. Unter dem fünfteiligen Reihenfenster ist eine Sitzbank fest installiert, daneben steht ein Esstisch mit Stühlen. Darüber, diagonal zum Stubenofen, befindet sich die Heiligenecke. Der von einer Holzbank umgebene Ofen mit braun glasierten Kacheln trägt als Inschrift den Namen des Hafners sowie eine Jahreszahl (1883). Über dem Ofen fällt eine runde Aussparung im Holz auf. Auf der gegenüberliegenden Seite finden sich Einbauschränke und ein schmales Tagesbett. Hinter der Stube liegt eine Schlafkammer, die im Museum mit Doppelbett und Kleiderschrank (19. Jahrhundert) sowie diversen regionaltypischen Kleidungsstücken eingerichtet ist. Von der Küche führt eine Treppe in das Obergeschoss, wo sich drei weitere Kammern befinden.

Hintergrund

Das «Manser-Haus» war seit den 1920er-Jahren nicht mehr dauerhaft bewohnt. Erst Anfang der 1980er-Jahre fanden schliesslich Gespräche mit dem Freilichtmuseum Ballenberg statt, welches auf der Suche nach einem typischen Hausvertreter der Region Appenzell war. 1983 baute man zunächst den Wirtschaftsteil ab, ein Jahr später dann den Wohnteil. Ein nachträglich angebauter Stall wurde nicht transloziert. Das Haus wurde 1985 im Freilichtmuseum eingeweiht. Mit

dem Objekt beschäftigt hatte sich erneut Brigitta Strub, die die Dokumentation zum Haus 1991 abschloss.⁷¹

Alter Wirtschaftsteil, junger Wohnteil

Es gibt Häuser, deren dürftiger Bestand an schriftlichen Quellen eine Rekonstruktion ihrer Geschichte weitgehend verhindert. Besonders in einigen ländlichen Regionen der Schweiz zeugt oftmals nur das Haus selbst von einer Vergangenheit, die anhand materieller Anhaltspunkte vorsichtig interpretiert werden kann. Ein solches Objekt ist das «Manser-Haus» in Brülisau, einer Gemeinde in Appenzell Innerrhoden. Diese Region zählte im 18. Jahrhundert nicht viel mehr als etwa 7800 Einwohner und bildete ein wirtschaftlich, politisch und konfessionell hochgradig geschlossenes Gebiet.⁷² Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts öffnete man sich mit dem aufkommenden Tourismus langsam der Aussenwelt, wie wir einer zeitgenössischen Beschreibung Brülisaus entnehmen können: «Das aus wenigen Häusern bestehende Dorf liegt malerisch, am nördlichen Fuße des Kamors, auf einer vom Brüll- oder Bärenbache durchschnittenen Wiese, und hat sehr anziehende Umgebung. Das ländliche Wirtshaus zum Engel bietet Reisenden einen bequemen Halt auf ihren Wanderungen nach den umliegenden Gebirgen dar, und ist daher zur Sommerzeit oft sehr belebt; selbst bei Nachtzeit nimmt es zuweilen mit Hin- und Herziehenden kein Ende.»⁷³

Im Gegensatz zum reformierten Ausserrhoden, welches sich seit dem 16. Jahrhundert zu einer Heimindustrieregion mit kontinuierlich wachsender Bevölkerung entwickelte, behielt das katholische Innerrhoden überwiegend seinen bäuerlichen Charakter bei. Diese isolierte Situation schlug sich auch auf die demografische Situation nieder: Über einen langen Zeitraum stagnierte die Bevölkerungszahl; erst Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einem leichten Zuwachs.⁷⁴ Brülisau selbst zählte in den 1840er-Jahren etwa 530 Einwohner, die in 94 Häusern lebten.⁷⁵ Kindersterblichkeit und drückende Armut waren in Innerrhoden viel länger Alltäglichkeit als in anderen Regionen desselben Zeitraums. Das Festhalten an alten Strukturen führte auch zu einer relativ stabilen Haus- und Wohnkultur, da bauliche Veränderungen weniger vonnöten waren als

71 Strub, Appenzeller Kreuzfirshaus von Brülisau/AI, Basel 1991, unveröffentlichtes Typoskript, Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg, BalBib_A-0610. In ihrer Hausmonografie (S. 30f.) bezeichnet Strub das Objekt als «Rossberg-Bauernhaus». Rossberg ist der Name der Flur, auf der das Haus stand. Die vorliegende Hausgeschichte verwendet, analog den übrigen Hausgeschichten, den Namen des letzten Besitzers des Hauses, Emil Manser.

72 Schürmann, Bevölkerung, 1974, S. 1.

73 Rüschi, Historisch-geographische Darstellung, 1844, S. 164.

74 Schürmann, Bevölkerung, 1974, S. 55.

75 Rüschi, Historisch-geographische Darstellung, 1844, S. 164.



Abb. 4: «Manser-Haus» im Freilichtmuseum Ballenberg (Foto: Anne Schillig, Freilichtmuseum Ballenberg, 14. 6. 2017).

etwa in den «Höckli» von Ausserrhoden, in denen der Raum mit dem Einzug der Heimarbeit noch mehr Funktionen als üblich zu erfüllen hatte.

Zurück zu den schriftlich tradierten Quellen, die auch im Falle des «Manser-Hauses» kaum vorhanden sind. Was sind die Gründe für diesen Mangel? Zum einen hat dies mentalitätsgeschichtliche Ursachen. In einer so kleinen und wenig besiedelten Region wie der Gegend um Brülisau galt über viele Jahrhunderte das gesprochene Wort mehr als das geschriebene. Verträge wurden mit Handschlag besiegelt, wie uns Karl Augustin Falk berichtet, der zwischen 1884 und 1903 als Pfarrer in Brülisau tätig war.⁷⁶ Unter den Bauern, die den Hauptanteil der Bevölkerung ausmachten, war Analphabetismus weitverbreitet. Insbesondere davon betroffen waren Frauen, weshalb Selbstzeugnisse, vor allem weiblicher Herkunft, Mangelware sind. Das Fehlen von Baugesuchen oder Brandlagerbüchern – Quellen, die üblicherweise wichtige Hinweise für die Geschichte eines Hauses liefern – hängt unter anderem mit der Siedlungsweise der Region zusammen. Die Innerrhoder Einzelhöfe waren in der Regel im Besitz einer

⁷⁶ Falk, Brülisau, 1892, S. 6.

einzig Familie; der nächste Nachbar konnte einige Kilometer weit weg sein. Gab es keine obrigkeitlichen oder nachbarschaftlichen Bedenken, so konnten neue Bauvorhaben oder Veränderungen am Objekt einfach umgesetzt werden, was schriftliche Fixierungen obsolet machte. Die für die Erstellung von Brandlagerbüchern verantwortliche «Feuerschaugemeinde» umfasste zunächst nur den Dorfkern Appenzells und weitete sich dann langsam aus – aufgrund seiner isolierten Lage gehörte Brülisau jedoch zu keinem Zeitpunkt dieser Sozietät an und verfügt daher auch nicht über entsprechende Quellen.⁷⁷ Ebenfalls fehlen für das «Manser-Haus» die für die Rekonstruktion zeitgenössischer Wohnkultur so wichtigen Inventare und Nachlassverzeichnisse. Kaufs- und Verkaufsprotokolle tauchten erstmals 1851 auf.⁷⁸

Allein schon auf die Frage, seit wann das Haus von Brülisau in seiner heutigen Formation bestand, gibt es keine eindeutigen Antworten. Baugeschichtlich liegen zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil mehr als hundert Jahre. Während der Ökonomiebereich dendrochronologischen Untersuchungen zufolge von 1621 ist, wurde das Wohnhaus um 1754 errichtet – diese Teile standen also ursprünglich getrennt voneinander.⁷⁹ Seit dem späten 18. Jahrhundert verbreitete sich in Appenzell Innerrhoden immer mehr die Zusammenlegung von Wohn- und Wirtschaftsteilen zu sogenannten Kreuzfirsthäusern, bei denen die Dachfirste der beiden Teile im rechten Winkel zueinander stehen. Diese Entwicklung hatte vermutlich eine massgebliche Ursache: Ein kurzer Weg zwischen Wohnbereich und Stall verhiess mehr Komfort, Sicherheit und Effizienz.⁸⁰ Wann beide Teile des «Manser-Hauses» zusammengelegt wurden, ist allerdings unklar. Die andernorts übliche Inschrift am Giebel oder über dem Türsturz fehlt. Aus einer überlieferten Kaufakte des Jahres 1897 geht hervor, dass der Rossberg-Hof zu diesem Zeitpunkt «Gut, Haus und Stadel» umfasste. Der letzte Begriff bezeichnet eine angebaute Scheune, und so kann es als sicher gelten, dass am Ende des 19. Jahrhunderts beide Teile bereits zusammengefügt waren.⁸¹

Unklar ist auch, wer für den Bau des Wirtschaftsteils verantwortlich war. Der Wohnkomplex wurde indes aller Wahrscheinlichkeit nach von Anton Josef Inauen 1754 errichtet.⁸² Diese Information bezüglich der Besitzer- und Bewohnergeschichte ist jedoch aufgrund der oben beschriebenen Quellensituation die einzig gesicherte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Welcher Herkunft Inauen

77 Die Feuerschaugemeinde ist eine in das 16. Jahrhundert zurückreichende Organisation, zu deren ursprünglichen Aufgaben die Überwachung und Bekämpfung von Bränden gehörte.

78 Strub, Appenzeller Kreuzfirsthäuser, 1991, S. 3 f., 46.

79 Ebd., S. 34.

80 Fischer, Die Kunstdenkmäler, 1984, S. 31 f.

81 Strub, Appenzeller Kreuzfirsthäuser, 1991, S. 34.

82 Ebd., S. 21.

war, welchem Beruf er sich widmete oder wie lange er im Haus lebte, ist nicht bekannt. Wir wissen lediglich, dass er verheiratet und Vater von neun Kindern war.⁸³

Im Fall des «Manser-Hauses» hilft eine wichtige literarische Quelle, Vorstellungen vom Innenleben des Baus im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu bekommen. Der St. Galler Journalist und Autor Georg Baumberger schilderte am beginnenden 20. Jahrhundert seine Eindrücke und Erlebnisse in der Appenzeller Bergwelt.⁸⁴ Baumbergers Lieblingserhöhung war der Hohe Kasten.⁸⁵ Darum war er Dutzende Male in Brülisau, wo er sich im Sommer mit seiner Familie aufhielt. Zu diesem Zweck mietete sich die Familie in ein Bauernhaus ein, welches in Form und Struktur sehr viel Ähnlichkeit mit dem «Manser-Haus» hat. Daher sind die – zwar oftmals romantisch verklärten – Darstellungen in Baumbergers Buch durchaus dafür geeignet, trotz mangelnder Quellen eine Vorstellung von der Einrichtung und Wohnkultur des Hauses von Brülisau zu erhalten.

Der Wohnteil des «Manser-Hauses» hat eine repräsentativ gestaltete Schaufassade. Die ursprüngliche Farbgebung – ein brauner Anstrich, weisse Fensterrahmen und grüne Läden – zeugt von einem gewissen ästhetischen Anspruch des Erbauers. Die drei übereinanderliegenden Fensterreihen sind symmetrisch angeordnet und horizontal durch eine bauliche Besonderheit voneinander getrennt. Sogenannte Klebedächer schützten sowohl vor heftigen Regen- und Hagelschauern als auch vor starker Sonneneinstrahlung.⁸⁶ Das Anbringen einer solchen Konstruktion spricht für ein adaptives Bauverhalten, denn Klebedächer stammten ursprünglich aus dem benachbarten Toggenburg, und so kann vermutet werden, dass der Bauherr Anton Josef Inauen zumindest innerhalb der Region etwas gereist war.

«Und nun treten wir ein und kommen in eine Art Vorflur. Rechts führt ein Gang zum Kuh- und Ziegenstall und zum Tenn und dem mächtigen Heustock, links eine kleine Holzstiege zum Keller, während geradeaus eine zweite kleine Stiege hinauf zum eigentlichen Eingang zur Wohnung führt [...] Man betritt zuerst die geräumige Küche mit dem kleinen Herd und einem verschiebbaren Balken daneben zum Anhängen des Sennenkessi beim Käsen.»⁸⁷

Zutritt zum «Manser-Haus» verschaffte man sich über die sogenannte Vorbrücke, eine weitere Besonderheit des Innerrhoder Kreuzfirshauses, die erst nach der Zusammenlegung von Wohn- und Wirtschaftsteil entstand und beide Teile miteinander verbindet. Während dieser Zeit entstand vermutlich auch der in der

83 Ebd.

84 Baumberger, Juhu, 1903.

85 Eggenberger, Entdecker, 24. 7. 2010.

86 Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 113 f.

87 Baumberger, Juhu, 1903, S. 16.

«Vorbrugg» liegende Abort. Diese Stelle eignete sich dafür aus zwei Gründen besonders gut: Erstens konnten die Exkreme von dort aus effizient als Dünger genutzt werden, zweitens gelangten die Gerüche nicht in den Wohnbereich. Von der Vorbrücke führt der Weg direkt in die Küche. Hier ersetzte im 19. Jahrhundert ein eiserner Sparherd die ehemalige Feuerstelle und versorgte die beiden Kachelöfen in Haupt- und Nebenstube mit Wärme. Im «Manser-Haus» wurde Käse hergestellt – ein beim Abbau des Objekts entdeckter Käseschwenker bestätigt dies.⁸⁸ Eine Installation des von Baumberger beschriebenen «Sennenkessi» ist daher für das Haus von Brülisau sehr wahrscheinlich.

An die Küche grenzt ein Nebenraum, dessen Zweck sich im Laufe der Zeit immer wieder veränderte. Ursprünglich handelte es sich dabei vermutlich um eine Vorratskammer. Später entstand dort ein weiterer Wohnraum. Darauf verweisen auch die sekundären Fensteröffnungen sowie die Einrichtung einer zweiten, kleineren Herdstelle in der Küche. Dies war ein wichtiger Schritt zur Aufteilung des Wohnraumes unter den verschiedenen Bewohnern. Dass die Altbauern nach der Übergabe ihres Besitzes an die Erben den neu entstandenen Raum bezogen, ist am wahrscheinlichsten. Denkbar allerdings ist auch, dass hier die frisch vermählten Neubauern, Gesinde oder Tagelöhner einquartiert wurden.

«Von der Küche geht es in die nicht weniger geräumige Stube mit dem grünen Kachelofen links, und rechts ist ein bäuerliches Ruhebett mit Holzgitterwerk unten, um in seinem Parterre im Notfalle auch als Hühnerstall dienen zu können, was aber nicht hindert, einen schönen Traum zu träumen, wenn man sich erst hinaufgeschwungen hat. In der gleichen Wand befindet sich ferner ein breites, bäuerliches Buffett mit buntgeblühten Kaffeetassen und weißen Tellern auf seinen Gestellchen, während oben kleine Kästchen sind. In einem derselben leisten sich ein Gebetbuch, ein «Appenzeller-Kalender», eine Schiefertafel mit Karten und Kreide und ein Aschenbecher mit Pfeifenstocher stille Gesellschaft. [...] In der Wanddecke links bei den Fenstern findet sich ein Kruzifix mit weißem Tüll eingehüllt und mit gesegneten Zweigen vom Palmsonntag besteckt, daneben ein Bild vom heiligen Sebastian, das ist der Patron von Brülisau, und vom würdigen Pfarrherrn, und der ist auch ein guter Patron für das liebe Dörflein. Gegenüber aber hängt ein langer, altväterischer Barometer, und sein Nachbar ist eine alte Schwarzwälderuhr, die langsam und behäbig «Tiktak» summt, [...] Tag und Nacht, ruhelos und rastlos wie die Zeit selber. Und rund um den oberen Teil der Stube läuft eine breite Bank aus Eichenholz, auf der es sich bequem sitzen läßt, und im Eck beim Kruzifix da steht der Familientisch. Vorn aber sind alles Fensterchen mit Aufziehläden, eines am andern, daß der volle und ganze Tag in das Gemach hineinflutet. Es ist traulich in solcher Stube, wenn die Sonne hinein-

88 Strub, Appenzeller Kreuzfirshaus, 1991, S. 41.

schaut, im Laube des Apfelbaums ein leiser Wind flüstert, die Vögel zwitschern und die Uhr ihr träumerisches «Tiktak» murmelt. Dann ist es wie der Atem der Ruhe, eines glücklichen Friedens, einer schlichten Bravheit.»⁸⁹

Die Stube ist mit grosser Wahrscheinlichkeit der Raum, welcher sich im «Manser-Haus» über die Jahrhunderte am wenigsten veränderte. In nahezu stereotyper Weise entspricht sie neben der literarischen von Baumberger auch zeitgenössischen Darstellungen aus der bildenden Kunst.⁹⁰ Genau wie die Küche ist sie – entgegen dem Eindruck, welcher sich von aussen einstellt – sehr grosszügig. 1897 befanden sich in der «Manser-Stube» ein Esstisch, ein Tagesbett (dialektal «Gutschebett»), eine Wanduhr, ein Barometer sowie eine Ofenbank.⁹¹ Diese Aufzählung vermittelt einen Eindruck von der zeitgenössischen Wohnkultur, ist jedoch sicher nicht ganz vollständig. Einbauschränke, vielleicht sogar ein Buffet, in denen sich, wie im obigen Baumberger-Zitat beschrieben, Geschirr und Tischwäsche befanden, müssen ebenso Teil der Stubeneinrichtung gewesen sein. Der gemäss Hafnerinschrift 1883 entstandene Ofen mit den braun glasierten Kacheln ist fest an der Wand installiert, die an die Küche grenzt. Um ihn herum befand sich eine hölzerne Bank. Diagonal dazu standen Tisch und Stühle. Wie in katholischen Gegenden üblich, war darüber der Herrgottswinkel mit Bildern, Devotionalien und Kruzifix. Entlang des fünfteiligen Reihenfensters war eine Sitzbank über die gesamte Raumbreite angebracht. Hier konnten Heimarbeiten wie das Sticken verrichtet werden – das dafür so dringend benötigte Licht fiel an dieser Stelle der Stube am günstigsten ein. Links neben der Stubentür befanden sich Einbauschränke und ein schmales Tagesbett. Dieses war in der Regel den auf Feld und Hof arbeitenden Männern oder kranken beziehungsweise alten Bewohnern vorbehalten. Von der Haupt- gelangt man in die Nebestube, welche genug Platz für Bett und Schrank bietet. Dieser Raum war variabel, hatte also keine festgelegte Funktion, sondern wurde mal als Abstell- oder Arbeitsraum, mal als Schlafkammer für die Altbauern genutzt.

«Von der Küche führt eine Stiege ins obere Stockwerk mit zwei grossen Schlafkammern und einer Kleiderkammer, und eine zweite Stiege führt hinauf in eine Dachkammer, wo neben drei riesigen Kuhglocken und breiten Lederhalsbändern die Uniformen und Gewehre der jungen Kalchbauern in sauberster Ordnung aufbewahrt sind, daneben aber auch die kleine winzige Wiege aus Hartholz, in der die jungen Riesen einst lagen. In den Schlafkammern hat es noch alte, alte Bettstellen und Kasten, blau bemalt, mit roten und gelben Blumen auf dem Untergrund und Namen und Jahrzahl der ersten Besitzerin. Und in die

89 Baumberger, Juhu, 1903, S. 16f.

90 Dazu gehören etwa die Aquarelle von Johannes Schiess (1799–1844). Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 252.

91 Strub, Appenzeller Kreuzfirshaus, 1991, S. 43.

geräumigen Bettstätten sind mächtige Säcke mit dürrer Buchenlaub gelegt, das duftet wie Herbstwald, und hat man sich hinaufgeturnt, dann knistert es und raschelt es, wieder wie wenn man durch Buchenwald und Spätherbst wandert.»⁹² Im Obergeschoss des «Manser-Hauses» hat ein weiterer Raum mehrere Umwandlungen durchlaufen. Das über der Vorratskammer der Küche liegende Zimmer verfügte nicht immer über ein Fenster, sondern wurde erst – vermutlich in den 1830er-Jahren – mit der Umfunktionierung zu einer zusätzlichen Schlafkammer mit einem solchen versehen. Davor diente es als eine, wie in obiger Schilderung von Georg Baumberger zu lesen ist, Kleiderkammer. Diese wurde stets im lichtärmsten Teil des Hauses eingerichtet, um die Kleider vor Sonneneinstrahlung und Mottenbefall zu schützen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebten im Haus das Altbauernpaar, die nachfolgenden Hausbesitzer und mindestens zwei Knechte unter einem Dach. Letztere schliefen sehr wahrscheinlich in der Dachkammer; die neue Schlafstätte im Obergeschoss wurde also von einer der beiden im Haus lebenden Generationen genutzt.⁹³

Wohnen im Heimarbeiterhaus

Seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich auch in Appenzell Innerrhoden die Textilherstellung und -verarbeitung in Heimarbeit. Zunächst bestand diese im Spinnen von Garn, im Produzieren von Leinwand oder im Bleichen. Später betrieben einzelne Gemeinden Heimwebereien oder Baumwollspinnereien. Nach 1800 entwickelte sich die Handstickerei zur vornehmlich textilverarbeitenden Tätigkeit in Appenzell Innerrhoden.⁹⁴ Deutlich mehr Bedeutung hatte die Heimarbeit in Ausserrhoden. Für die Herstellung von Leinwand, später auch von Mousseline und Seide mussten Arbeitsorte eingerichtet werden. Diese befanden sich zumeist in den Kellern, weshalb sie viel geräumiger waren als in den Innerrhoder Häusern. Einen Eindruck davon, in welchem Zusammenhang textile Heimarbeit und Haus standen, vermittelt uns Gabriel Rüschi in seiner Beschreibung eines typischen Ausserrhoder Heimarbeiterhauses: «Die Industrie wird ihrem kleinsten Theile nach in Fabriken, weitaus mehr in Privathäusern, auf patriarchalische Weise, betrieben, indem man sie gemeiniglich mit der Pflege des Viehes, dem Anbau der Wiesen, Felder oder Rebberge und den Geschäften des häuslichen Lebens verbindet. Die Wohnhäuser sind diesem Zwecke gemäß gehörig eingerichtet. Sie stehen mit der Fronte gegen die Sonne und haben ein Fenster am andern; denn es muß hell sein überall. Zu unterst ist neben dem Trank- auch ein Webkeller, mit mehreren 4 bis 5 Fuß langen 1 1/2 bis 2 Fuß hohen Flugläden, 2, 4 bis 6 enge

92 Baumberger, Juhu, 1903, S. 17.

93 Strub, Appenzeller Kreuzfirshaus, 1991, S. 37f.

94 Schürmann, Appenzell Innerrhoden, 11. 5. 2017.

beisammen stehenden Webstühlen, einer Stiege und Fallthüre gegen die Stube. Diese ist fast zu ebener Erde, besitzt neben dem nöthigen Hausgeräthe und einigen Luxusartikeln, als Porträts, Spiegel, Uhren, auch Vorrichtungen zum Zettlen (umlegen). Neben derselben sind ein bis zwei Kammern (Gaden), mit Schränken und Gestellen, für Waaren, Garn, Modelle u. s. w. Im zweiten Stock sind meistens Schlafkammern (Diele, Obergaden und Hinterkammer) oft mit Handelsartikeln und verschiedenen Geräthschaften überstellt. Im dritten Stock ist unter dem Giebeldach die First- oder Gastkammer.»⁹⁵

In Appenzell Innerrhoden war die textile Heimarbeit in der Regel ein von Frauen ausgeführter Nebenerwerb, der sich auf die Wintermonate beschränkte. Dafür reichte es, die Stube als Arbeitsraum zu nutzen. Dass die textile Heimarbeit nur wenig Bedeutung besass, hatte verschiedene Ursachen. Zum einen mangelte es vielfach an materiellen und technischen Voraussetzungen. Sticken, Spinnen und Weben benötigten – in unterschiedlichem Mass – eine räumliche Mindestkapazität im Haus. Für die Einrichtung zusätzlicher Kellerräume etwa aber fehlte in den meisten Fällen schlichtweg das Geld. André Schürmann benennt als weiteren Grund «die Existenz einer der Industrialisierung zuwiderlaufenden Mentalität» in der Innerrhoder Bevölkerung.⁹⁶

Die meisten Innerrhoder Keller waren sehr niedrig und lagen in der Regel nur unter der Stube und den angrenzenden Kammern des Vorderhauses. Hier wurden keine Arbeiten verrichtet, sondern lediglich Lebensmittel, etwa Milchprodukte, gelagert. Im «Manser-Haus» allerdings ist der gesamte Wohnbereich unterkellert. Der vordere Bereich, also jener, der als Aufbewahrungsort für Lebensmittel diente, ist über eine Treppe im Hausflur zugänglich, während der hintere Teil nur von aussen betreten werden kann. Dieser diente der Lagerung von Jauche und Mist.

Wohngeschichte zwischen Fiktion und Wirklichkeit

Über das alltägliche Zusammenleben im und um das «Manser-Haus» können aufgrund mangelnder Selbstzeugnisse nur wenig Aussagen getroffen werden. Georg Baumberger beschrieb es als überstilisierte Idylle:

«[...] Man trifft sehr viele kinderreiche Familien, und es hat etwas Rührendes, die Mutter mit den größeren Kindern am Stickrahmen zu sehen, die kleinsten zu ihren Füßen mit einem Holzpüppchen oder ein paar Klötzchen spielend, alle heiter und rotwangig, hin und wieder mit hellen Stimmen ein frohes Liedchen singend. Derart sind die Familien, bei sich und unter sich, fast ausnahmslos das eine Bild des Familienfriedens, der Eltern- und Kindesliebe und der Geschwisterliebe. Und im

95 Rüschi, Historisch-geographische Darstellung, 1844, S. 243 f.

96 Schürmann, Bevölkerung, 1974, S. 246.

ganzen ist auch das Verhältnis von Nachbar zu Nachbar so. Uebrigens darf man sich darüber nicht allzusehr wundern. Denn mehr als in der Ebene ist die Familie hier auf sich selber und jedes ihrer Glieder auf die anderen angewiesen, sowie der Nachbar auf den Nachbarn, und Unfriede und Zwietracht müßten da noch mehr zur Hölle werden als sonstwo.»⁹⁷

Mitte des 19. Jahrhunderts lebten in den engen Haushalten Appenzell Innerrhodens durchschnittlich 5,6 Personen.⁹⁸ Oft teilten sich, wie im «Manser-Haus», mehrere Generationen den Wohnbereich. Hinzu kamen Haus- und Hofangestellte. Schwer vorstellbar, dass es da immer konfliktlos zuging.

Die Beobachtung der «kinderreichen Familien» scheint zudem eher einer Momentaufnahme als historischer Realität zu entsprechen. Im Haus von Brülisau zeigte sich im Kleinen das, was die demografische Forschung für Innerrhoden zutage brachte: Noch in den 1850er-Jahren war die Säuglings- und Kindersterblichkeit da so hoch wie in kaum einer anderen Schweizer Region zur selben Zeit.⁹⁹

Zwischen 1851 und 1897 war Anton Josef Inauen Besitzer des «Manser-Hauses». Nachdem seine Frau zehn Kinder gebar und die Entbindung des letzten nicht überlebte, heiratete Anton erneut. Er zeugte insgesamt elf Nachkommen, von denen nur drei das Erwachsenenalter erreichten.¹⁰⁰ Verstarben die Frauen im Kindsbett, verblieben die Männer – in der Regel zwar nicht allzu lange – allein mit ihren Kindern. Wenn keine Grosseltern da waren, war man gezwungen, Angestellte für die Beaufsichtigung der Kinder ins Haus zu holen, die ebenfalls Wohnraum, zumindest ein Bett für sich beanspruchten. Dies erklärt unter anderem die hohe Flexibilität einzelner Räume im «Manser-Haus», deren Funktion je nach aktueller Grösse und Zusammensetzung des Haushaltes variierte.

Ab den 1920er-Jahren verlor das Haus zunehmend seine Bedeutung als Wohn- und Wirtschaftsdomizil von Familien. Ob dafür ein schlechter Zustand – das Haus verfügte zu keinem Zeitpunkt über Elektrizität oder fliessendes Wasser – oder die isolierte Lage der Grund war, sei dahingestellt. Im Sommer fanden dort noch manches Mal Angestellte der Besitzerfamilie, die im neu entstandenen Tourismussektor tätig waren, Unterschlupf. Immer wieder wurde es auch kurzfristig an Wanderarbeiter oder Familien vermietet. Etwas später diente es zudem als Haus für Feriengäste.¹⁰¹

97 Baumberger, Juhu, 1903, S. 24.

98 Berechnung auf der Grundlage von Rüschi, Historisch-geographische Darstellung, 1844, S. 164. Um 1850 betrug die durchschnittliche Personenzahl pro Haushalt in der Gesamtschweiz 4,9 Personen. Vgl. Kapitel 4.5.

99 Schürmann, Bevölkerung, 1974, S. 244.

100 Strub, Appenzeller Kreuzfirntaus, 1991, S. 24 f.

101 Ebd., S. 29 f.

5.6 Das Haus Lorenz in Filisur, Graubünden

Das Haus im Dorf

Verlässt man die Rhätische Bahn auf halber Strecke zwischen Thusis und St. Moritz in Filisur und folgt der Talstrasse, zeigen sich zunächst vereinzelte, dann immer dichter stehende Häuser, die sich unmittelbar an der Strasse nebeneinanderreihen. Das Siedlungsbild der Gemeinde Filisur im Graubündner Albulatal hat sich seit dem 18. Jahrhundert nur wenig verändert.¹⁰² Bis zur Eröffnung der Albulabahn 1903 hatte das Strassendorf besondere Bedeutung wegen seiner Lage am Transitweg ins Engadin, mit dessen Orten Filisur sowohl siedlungsstrukturelle als auch architektonische Ähnlichkeiten aufweist. Nicht nur die Ausrichtung der Häuser Richtung Strasse, auch die Objekte selbst erinnern zum Teil stark an den als «Engadinerhaus» bekannt gewordenen Gebäudetypus. Dabei handelt es sich «um das mit dem Stall vereinigte gemauerte Haus mit *Cuort* (Durchfahrt), mit *Sulèr* (Vorraum), auf den sich Stube, Küche, *Chaminada* [Vorratskammer] öffnen, und mit in tiefen Nischen liegenden Fenstern».¹⁰³

Die meisten Häuser im Dorfkern entstanden im 17. Jahrhundert und durchliefen in den folgenden zweihundert Jahren wichtige bauliche Veränderungen. Seit dem 19. Jahrhundert beeinflussten immer wieder aus dem Ausland Zurückgekehrte die heimische Bauweise.

Am Anfang des alten Dorfkerns teilt sich der Weg: Auf der linken Seite erscheint das Haus Lorenz, dessen vordere Giebelseite sich eng an die Durchfahrtsstrasse schmiegt. Sofort ins Auge fällt die besondere Dachform: ein sogenanntes Krüppelwalmdach, bei dem nur die Giebelspitzen mit geneigten Dachflächen versehen worden sind. Das hat zur Folge, dass ein Grossteil des Dachraums mit Tageslicht versorgt und seine Fläche effektiv genutzt werden kann. Auf den Traufseiten befinden sich zudem «Fusswalme», die vermuten lassen, dass das Haus nachträglich um ein Stockwerk erweitert wurde. Dies verstärkt den Eindruck, dass es sich beim «Lorenz-Haus» typologisch und räumlich «nicht mehr um ein Bauernhaus, sondern um ein ländliches Herrschaftshaus» handelt.¹⁰⁴

Hintergrund

Bis heute ist das Haus im Besitz der Familie Lorenz, die jedoch nur das Erdgeschoss für Ferientaufenthalte nutzt. Das erste Obergeschoss ist temporär vermietet; das zweite wird dauerhaft von einer Familie bewohnt. Im Untergeschoss ist

102 Ragetti/Barandun, Architekturrundgang, 2005, S. 299.

103 Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, 1965, S. 179.

104 Ragetti/Barandun, Architekturrundgang, 2005, S. 314. Sowohl «Bauernhaus» als auch «Herrschaftshaus» sind stereotype Begriffe, die nur wenig über den tatsächlichen sozialen Status ihrer Bewohner verraten und hier nur zur Veranschaulichung verwendet werden.

ein privates Archiv eingerichtet, das von der Besitzerfamilie verwaltet wird. Der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein nahm das Objekt 1923 in den ersten Band zu den Bürgerhäusern Graubündens auf.¹⁰⁵

Ein altes «Engadinerhaus»

Im eben erwähnten Bürgerhäuser-Band wird angenommen, dass der südwestliche Teil des Hauses aus dem beginnenden 18. Jahrhundert stammt.¹⁰⁶ Tatsächlich liefert der Blick in das Hausinnere einige Hinweise darauf, dass sein jetziger Zustand das Ergebnis mehrerer Umbauphasen sein muss. Der grosse Eingangsbereich erinnert an den «suler», der traditionell den Vorraum für die Erdgeschossräume und gleichzeitig die Durchfahrt zur Scheune im «Engadinerhaus» bildete. Die alte Raumdisposition lässt sich noch erahnen: Die Anordnung von «suler», Stube und Küche weisen darauf hin, dass das Haus ursprünglich ein Mehrzweckgebäude war. Wann es Wohnhaus wurde, bleibt unklar. Quellen, die Hinweise auf Baudaten oder Besitzerwechsel liefern, fehlen.

Der Hauptzugang zum Haus befindet sich auf der Traufseite; ein Nebeneingang liegt auf der gartenzugewandten Giebelseite. Durch ihn gelangt man in den grosszügigen Korridor (ehemals «suler»), der den Wohnraum in einen westlichen und einen östlichen Bereich aufteilt (Mittelkorridorhaus). Am Ende des Korridors führt eine Tür in den Garten hinter dem Haus, wo sich auf dem grosszügigen Grundstück mehrere Nebengebäude, unter anderem eine Sommerlaube, befinden. Bergseits hinter dem Haus steht zudem eine gemauerte Stallscheune.

Ursprünglich waren die Wohnbereiche, anders als heute, vertikal aufgeteilt. Jede Partei verfügte über eine Küche und mindestens eine Stube beziehungsweise Schlafkammer. Die zweite Küche im Erdgeschoss wurde im Laufe der Zeit zu einer Kammer umgebaut, sodass ab diesem Zeitpunkt vermutlich nur noch eine Familie diesen Bereich bewohnte. Über den westlichen Teil führt eine Treppe in die obere Etage, welche den gleichen Grundriss wie die untere aufweist. Im Dachraum finden sich eine dritte Wohnung sowie diverse Abstellräume.

Die oberen Räumlichkeiten sind sehr wahrscheinlich Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, als das Haus auf der Grundlage eines kleineren und älteren Objekts gegen Osten erweitert und als Ganzes zu seiner heutigen Grösse aufgestockt wurde.

Seit dieser Zeit ist das Haus im Besitz der Familie Lorenz, die es von der in die Niederlande emigrierte Familie Decasparis (oder De/de Casparis) erwarb. Laut Lorenz'scher Familienchronik stand sie «in hohem Ansehen und entstammte

105 Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein, Das Bürgerhaus in der Schweiz, XII. Band, 1923, S. LIV, 74–76.

106 Ebd., S. LIV.



Abb. 5: Haus Lorenz in Filisur, Ende 19. Jahrhundert (Foto: Privataarchiv Familie Lorenz).

eigentlich dem späteren Coss'schen Doppelhaus», welches sich taleinwärts neben dem Haus Lorenz befindet.¹⁰⁷ In einem Brief einer Paulina Schmidt an Peter Lorenz wird als mögliche Vorbesitzerin auch eine Familie Tanin (oder Tannin) erwähnt.¹⁰⁸ Bis Anfang des 19. Jahrhunderts finden sich in den Kirchenbüchern Filisurs immer wieder Hinweise auf Personen mit diesen Familiennamen; danach verlieren sich dort ihre Spuren.¹⁰⁹

Die Familie Lorenz ist laut Steuer- und Vermögenserhebungen sicher seit dem 16. Jahrhundert in Filisur heimisch.¹¹⁰ Der Stammbaum verrät, dass bereits im 17. Jahrhundert Mitglieder der Familie ins Ausland emigrierten.¹¹¹ Auch Paul («Pol») Lorenz (1761–1806), der Ende des 18. Jahrhunderts das Haus in Filisur kaufte, zog es als jungen Mann zuerst nach Genf, später nach Prag, wo er 1798 die Zuckerbäckerei «Zum goldenen Brunnen» erwarb; weitere Geschäfte unterhielt er in Hamburg. 1800 heiratete Paul Ursina Cloetta von Bergün (1768–

107 Chronik der Familie Lorenz, handschriftliches Original, 1803–1916, Privataarchiv der Familie Lorenz, S. 2.

108 Ebd. Der besagte Brief war jedoch weder im Privataarchiv der Familie Lorenz noch im Staatsarchiv Chur auffindbar.

109 Vgl. unter anderem Kirchenbuch von Filisur (Taufen, Ehen, Todesfälle), 1. 1. 1690–31. 12. 1779, StAGR, A I 21 b 2/61.3.

110 Utopia, armarium codicum bibliophilorum, Cod. 7, Cudesch da Estems (Schätzungs- und Steuerbuch) 1562–1669, <http://e-codices.ch/en/list/one/utp/0007> (23. 2. 2018), sowie Chronik der Familie Lorenz, 1803–1916, S. 1.

111 Stammtafel Lorenz Filisur (handschriftliches Original), Privataarchiv der Familie Lorenz. Hier findet sich bei Peder und Tumesch Lorenz, den Söhnen von Lorenz Lorenz, mit dem dieser Stammbaum beginnt, der Vermerk: «beide nach Deutschland ausgewandert und dort verblieben».

1858), mit der er sich in Prag, wo die gemeinsamen Kinder Anna und Peter geboren wurden, niederliess. Vermutlich sah Paul Lorenz das Haus in Filisur als Alterssitz vor. Kurz nachdem er das Objekt erworben hatte, liess er es nämlich aufwendig renovieren. Die östliche Stube wurde mit einer Täfelung aus Arvenholz ausgekleidet, ein Nussbaumbuffet hielt Einzug und der Ofen erhielt ein dekoratives Gitter. Es entstanden die handgeschmiedeten Balkone und die Gitterelemente über den Haustüren, deren unverkennbarer Stil auf die Arbeiten der Familie Laim in Alvaneu schliessen lässt, die mit ihren Kunstschmiedearbeiten im 18. und 19. Jahrhundert regionale und überregionale Berühmtheit erlangte.¹¹² Bevor Paul Lorenz das Objekt erwarb, muss es sich um ein kleineres Haus im Engadiner Stil gehandelt haben. Für eine ostseitige Erweiterung Anfang des 19. Jahrhunderts «würde das Mauergewölbe in [sic] westlichen Teil des Ganges (Parterre) sprechen, sowie ev. die 83 cm dicke Mauer zwischen der alten Eckstube West und dem angrenzenden Raum mit altem gewölbten Gitter an der Südfront des Hauses».¹¹³

Paul Lorenz sollte jedoch im renovierten Haus nie in den Wohnenuss kommen: 1806 erlag er in Prag einer Typhuserkrankung. Sechs Jahre später kehrte Ursina mit den beiden Kindern nach Filisur zurück und heiratete Joseph Josty, der bereits Mitarbeiter in der Lorenz'schen Zuckerbäckerei in Prag gewesen war und nach Pauls Tod die Geschäfte in Hamburg übernahm. Gemeinsam bekam das Paar drei Kinder: Caspar, Janett und Deta. Die meiste Zeit des Jahres blieb Ursina allein mit ihnen in Filisur, während Joseph in Hamburg arbeitete. Mit nur mässigem Erfolg involvierte er seine heranwachsenden Söhne in die Geschäfte im Ausland. Stiefsohn Peter (1806–1882) zog sich nach seiner Heirat mit Luzia Janett 1827 vollständig nach Filisur zurück, wo das Paar gemeinsam mit der Mutter Ursina und dem Halbbruder Janett das Haus Lorenz bewohnte.

Peter und Luzia lebten mit ihren Kindern Paul und Bignia in der älteren Hausälfte, während Ursina, Janett und Deta im neuen Teil wohnten. Die Familie besass ein kleines Pächterhaus gegenüber dem Haupthaus, das «Heimeli», in welchem Caspar lebte. Bignia, Peters und Luzias Tochter, rekonstruierte aus den Erzählungen ihres Vaters das Leben der «Patchworkfamilie» im Haus folgendermassen: «Die Josty [Ursina und Janett] residierten im inneren, neueren Teil des Lorenzischen Hauses, unsere Grosseltern [Peter und Luzia] bewohnten die äussere Hälfte, begnügten sich mit den kleineren Räumen. Es wurde allmählich [sic] zu einem etwas sonderbaren Familienleben, das der Josty. Die Mutter Ursina verknöcherte mehr und mehr, Geld zählen und kalkulieren sei ihre

112 Ragettli/Barandun, Architekturrundgang, 2005, S. 315.

113 Einige Angaben zum Unterhalt des Hauses Lorenz ergänzt durch Fotobeilagen. Fassung von 1974 ... geschrieben von Bignia Lorenz (1907–2004), Privatarchiv der Familie Lorenz.

Freude gewesen. [...] Janett und Caspar führten auch jeder ein Leben für sich. Janett horstete oben in unseres lieben Papas Schlafzimmer gegen Nordosten (2. Stock). Caspar baute sich das Pächterhaus gegenüber (Heimeli) nach seinem Sinn aus. Seine Hausgenossen bildeten ein alter Flügel, ein stummes Klavier für technische Übungen und seine juristischen Bücher. [...] Zu den Mahlzeiten kam er ins grosse Haus, doch nicht einmal diese vereinigten die Familie, wie es sonst der Brauch ist. In der Küche, dem jetzigen Esszimmer, speiste Onkel Caspar an der Simse sitzend; der Öhi Janett ass immer stehend im Gang draussen; den Eltern und Deta, solange sie noch daheim war, wurde in der Stube aufgetragen, und Anna, die alte Magd, nahm ihre Mahlzeit in der Küche am Herd ein.»¹¹⁴

Die Haushalte der Familie Lorenz-Josty waren also während dieser Zeit vertikal aufgeteilt. Durch Luken über den Stubenöfen führte der Weg unmittelbar in die oberen Schlafkammern; alle anderen Räume wurden über den grossen Flur beziehungsweise die Treppe des Erdgeschosses betreten.

In den 1850er-Jahren gab Joseph Josty seine Auslandsgeschäfte auf und kehrte zurück nach Filisur. Seine Frau Ursina starb 1858, er selbst fünf Jahre später. In den darauffolgenden Jahrzehnten fanden einige Veränderungen im und um das Haus statt. Im ersten Obergeschoss wurden die Räume mit Holz ausgekleidet und der alte Ofen in der Kammer abgerissen. Der grösste Raum wurde zu einer Stube ausgebaut; bis dahin lebten Peter und Luzia mit ihren beiden Kindern in der kleinen Stube und der danebenliegenden Kammer. Erneuert wurden ausserdem die beiden westlichen und östlichen Eingangstrepfen mit Granit. An die Stelle eines alten Schuppens im Garten trat ein Springbrunnen.¹¹⁵

Nachdem Paul und Bignia die Dorfschule absolviert hatten, verliessen sie Filisur, um sich in Chur und Livorno ausbilden zu lassen. 1870 starb ihre Mutter Luzia, sodass sich ab diesem Zeitpunkt ihr Witwer Peter und dessen Halbbruder Janett das Haus teilten. Allein ohne Familie übersiedelten beide bald in das Altenasyl nach Chur; nur Caspar verblieb im Pächterhaus nebenan und wies seiner Haushälterin Barbla eine Kammer im Obergeschoss des Lorenz-Hauses zu, damit dieses nicht ganz leer stand. Hier bereitete sie Caspar die Mahlzeiten zu und trug sie in der Stube auf. Nach seinem Tod 1884 bewohnte eine entfernt Verwandte aus Bergün für einige Zeit das Haus, bis Peters Sohn Paul den Nachlass geregelt hatte.¹¹⁶ Im Sommer 1885 wurden Verwaltung und Pflege des Hauses in dessen Verantwortung gegeben. Es muss sich, den Ausbesserungen einige Jahrzehnte davor zum Trotz, in einem nicht sonderlich guten Zustand befunden haben, gemäss Pauls Sohn Peter: «Obschon sich Papa in Chur so ein schönes, eigenes

114 Chronik der Familie Lorenz, 1803–1916, S. 6.

115 Einige Angaben zum Unterhalt des Hauses Lorenz ergänzt durch Fotobeilagen. Fassung von 1974 ... geschrieben von Bignia Lorenz (1907–2004), Privatarhiv der Familie Lorenz.

116 Chronik der Familie Lorenz, 1803–1916, S. 8.

Heim geschaffen hatte, hing er doch fest an seinem Vaterhaus mit allem, was damit verbunden war, und ging unverzüglich daran, an Gebäulichkeiten, vorab am Vaterhaus selbst die schlimmsten Übelstände zu beseitigen ...»¹¹⁷

Um welche Umbauten es sich genau handelte, ist nicht schriftlich festgehalten. In einem Brief an das Bauamt in Chur vom 12. April 1893 teilte Paul mit, dass er plane, das Haus um ein Stockwerk zu erhöhen.¹¹⁸ Es sind keine Um- oder Anbauten aus diesem Jahr bekannt, 1901 aber erfolgte die Neueindeckung des Hauses mit Ziegeln und Blechplatten. Dabei entstanden neu zwei Dachfenster auf der West- und Ostseite sowie das Dachtürmchen.¹¹⁹ Das Haus Lorenz war das erste in Filisur, das am Anfang des 20. Jahrhunderts Elektrizität und Wasser-klosetts erhielt.¹²⁰

In den folgenden Jahren blieb das Filisurer Haus aber vor allem Feriendomizil. Erst 1899 verlegte Pauls Sohn Peter Lorenz (1860–1970) seinen Lebensmittelpunkt dorthin zurück, wo er zunächst mit seiner Schwester Bignia lebte. 1906 heiratete er Paula Killias (1879–1931) aus Chur, mit der er fünf Kinder hatte. Er war Bauingenieur, versuchte sich aber auch einige Jahre in landwirtschaftlichen Tätigkeiten. Bis zu seinem Tod 1960 lebten er und seine Familie im Haus. 1974 wurde das Haus unter kantonalen Denkmalschutz gestellt.

5.7 Von «trägen» Häusern und wechselnden Bewohnerinnen: Beobachtungen aus fünf Hausgeschichten

Ziel der Hausgeschichten war es, die Wechselbeziehungen zwischen Häusern und ihren Bewohnerinnen zu untersuchen. Deutlich wurde, dass «Hausgeschichte» in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts keine blossе Fortschritts- oder Innovationsgeschichte ist, sondern gekennzeichnet durch Brüche; in ihr vollzogen sich Veränderungen schritt- oder nur teilweise, die flexibel und reversibel sein konnten und oft nicht linear verliefen; und die «Morphologie des Raumes» (Martine Segalen) war abhängig von wechselnden Familien- und Haushaltskonstellationen. Neben allgemeinen demografischen und sozioökonomischen Faktoren hatte auch der durch Zäsuren bestimmte Familienzyklus Einfluss auf die materielle Dimension des Hauses. Geburt, Heirat und Alter bestimmten also in entscheidender Weise mit über die Konstellation, Nutzung

117 Ebd., S. 12.

118 Brief vom 12. 4. 1893 von Dr. Paul Lorenz an das Bauamt Chur, Privataarchiv der Familie Lorenz.

119 Einige Angaben zum Unterhalt des Hauses Lorenz ergänzt durch Fotobeilagen. Fassung von 1974 ... geschrieben von Bignia Lorenz (1907–2004), Privataarchiv der Familie Lorenz.

120 Mündliche Auskunft von Frau Domenica Boutilly, Filisur, 5. 1. 2018.

und Verteilung von Räumen und ihre Wandlungen. Dabei konnten soziale und konfessionelle Zugehörigkeiten ebenso eine Rolle spielen wie Erbformen oder Heiratsstrategien.

Die Frage, wer wo wie und mit wem im Haus lebte, ist für das Aufzeigen sozial-materieller Verbindungslinien besonders aufschlussreich. Regionalen und milieubedingten Unterschieden zum Trotz gab es eine Reihe von Regeln, denen das häusliche Zusammenleben folgte. Die Aufteilung und Zuweisung von Raum oder die Benutzung von Feuer und Herd unter verwandten oder auch nicht verwandten Bewohnerinnen hing unter anderem mit deren sozialem und zivilem Stand sowie ihrem erblichen Besitzanspruch am Haus zusammen. Allerdings waren diese Regeln keineswegs in Stein gemeißelt, sondern viel volatiler und offener, als man vermuten würde. Auch wenn das Haus in seiner Funktion als «materieller Container» (Martina Löw) in der Regel nur schwer Veränderungen zuließ, war sein Innenleben dafür umso flexibler, was sich am Beispiel des «Gutzwiller-Hauses» von Therwil sehr gut zeigen lässt. Mal erbt und bewohnt der ältere, ledig gebliebene Sohn das obere Stockwerk, während sein jüngerer Bruder, dessen Frau und die vier Kinder den unteren Hausteil erhielten. Eine «Hausgeneration» später wurde das Obergeschoss an den verheirateten Sohn und das Erdgeschoss an den ledigen Nachkommen weitergegeben. Im ersten Fall zog der ledige Nachkomme mit dem Vater in das obere Stockwerk, während im zweiten Fall der unverheiratete Nachkomme mit den beiden Elternteilen im unteren blieb. Dies versprach, zumindest bis das Obergeschoss durch den Einbau eines Ofens auch beheizbar war, mehr Wohnkomfort. Am Ende des 19. Jahrhunderts führten zusätzliche Renovationen im oberen Stock zur massgeblichen Aufwertung dieser Etage, welche nun wiederum allein von den Eltern als Altenteil genutzt wurde, während eine Tochter mit ihrer Familie das Erdgeschoss bewohnte. Hier wird also deutlich, dass die Vergabe von Räumlichkeiten kein willkürlicher Akt war, sondern dass zwischen dem materiellen Zustand einzelner Hausteile und den sozialen Rollen der Bewohner Zusammenhänge bestanden.

Diese Beobachtung ist auch bezüglich des Verbleibs der «Alten» im Haus interessant. In manchen Regionen wie dem Emmental oder dem angrenzenden Luzern konnten sich die Eltern in eine kleine Wohnung neben dem Haupthaus, das sogenannte Stöckli, zurückziehen. Wo begrenzter Platz dies nicht zuließ, musste eine andere Lösung gefunden werden, was nicht zuletzt eine Frage materieller Ressourcen war. Wie im Haus von Therwil beschrieben, wechselte hier das elterliche Vorrecht auf Erd- oder Obergeschoss mit dem jeweiligen Zustand des Wohnraums, dessen Aufwertung insbesondere mit drei Faktoren zusammenhing: Beheizungsmöglichkeiten, mobilen und immobilen Einrichtungsgegenständen sowie einem zunehmenden Bedürfnis nach funktionspezifischen

Räumen. Im «Hulliger-Haus» von Brienz hingegen erlaubte der Grundriss mit zwei nebeneinanderliegenden symmetrischen Wohnungen die vertikale Aufteilung von Raum: Dort sicherten sich die Eltern Ende des 18. Jahrhunderts das Wohn- und Nutzrecht der gesamten Haushälfte. Im wohlhabenden Haus Lorenz in Filisur war die Frage des Alterssitzes indes keine der räumlichen Kapazität: Ende des 19. Jahrhunderts quartierten sich die Brüder Peter und Janett nach dem Tod ihrer Ehefrauen in ein Altenasyl in Chur ein und kehrten damit dem Familienhaus den Rücken, was zudem ein interessanter Querverweis auf die Rolle und Bedeutung von Frauen in Haushalten ist.

Wie Menschen wohnten und den ihnen zur Verfügung stehenden Raum nutzten, hing auch mit der Grösse und Form der Haushalte zusammen. Das deckt sich in den untersuchten Häusern weitgehend mit den Beobachtungen aus der demografischen Forschung: Während des 19. Jahrhunderts kam es in vielen Regionen der Schweiz zu einem Bevölkerungswachstum und damit auch zu grösseren Haushalten. Oftmals waren es allerdings weniger Mitglieder derselben Familie, die sich Wohn- und Arbeitsräume teilten, sondern Personen, die in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander standen. Bestand also die Notwendigkeit, Raum an «Externe» zu vergeben, veränderten sich zwangsläufig materielle Wohnstrukturen und -konstellationen. Nicht immer waren dafür Aus-, Um- oder Anbauten möglich, was in manchen Häusern zu Überbelegungen, ungewöhnlichen «Wohngemeinschaften» oder sehr spezifischen Raumaufteilungen führte. Am eindrücklichsten zeigt sich dies am Beispiel des «Corpataux-Hauses» aus Tentlingen. Hier entwickelte sich innerhalb weniger Jahrzehnte eine Kohabitationsform, die durchaus als ökonomische Zweckgemeinschaft bezeichnet werden kann. Der enorme Zuwachs an Familien- und Haushaltsmitgliedern Mitte des 19. Jahrhunderts führte zu einem rückseitigen Hausanbau, den zunächst der ältere der beiden Brüder samt Familie und einer Magd bezog. Ab diesem Zeitpunkt wuchs die Anzahl nicht verwandter Bewohnerinnen im Hause Corpataux. Im «Stammhaus» teilten sich der jüngere Bruder und seine Frau den Wohnraum mit zwei Frauen, die aus dem Wallis zugezogen waren, nicht der Familie angehörten und vermutlich in der Heimarbeit mithalfen. Nach dem Tod der Brüder zwang die prekäre wirtschaftliche Lage die Witwen, weiteren Raum zu vermieten. Dies führte um 1870 zu einer Haushaltsgrosse von mindestens 12 Personen – und schlussendlich zum Verlust des Hauses als Familienbesitz am Ende des 19. Jahrhunderts.

Der in der Forschungsliteratur beschriebene und seit dem 17. Jahrhundert vor allem im bürgerlich-städtischen Milieu beobachtbare Prozess der allmählichen Verschiebung von funktionsvielfältigen zu funktionspezifischen Räumen trifft auf die ländliche Hauslandschaft nur bedingt zu. Hier zeigt sich vielmehr eine modulare Raumaufteilung, das heisst, Räumen – vor allem der Ober- und Dachge-

schosse – wurden zunächst nicht in jedem Fall fixe Nutzungsweisen zugewiesen. Sie blieben leer oder veränderten je nach Notwendigkeit ihren Zweck. Dies lässt sich in einigen Fällen anhand der Bewohner- und Baugeschichte rekonstruieren, in anderen mithilfe materieller Quellen. Das Bedürfnis nach räumlicher Differenzierung bezeugen beispielsweise, wie im Haus von Brienz, mit dünnen Holzbrettern nachträglich eingezogene Zimmerdecken. Aber auch in den weniger einfach veränderlichen Steinhäusern wie in Therwil oder Filisur konnte es eine gewisse Variabilität geben: Hier entschied man sich erst einige Jahrzehnte nach Bezug der Häuser für den Ausbau der Obergeschosse. Gründe für diese Umbaumaassnahmen waren vermutlich das Vorhandensein finanzieller Ressourcen sowie die Notwendigkeit, Familienmitgliedern oder Untermieterinnen Platz im Haus zur Verfügung zu stellen. Dazu kam sicher ein Bedürfnis nach privaten Rückzugsräumen wie Eltern-, Gesinde- oder Kinderschlafkammern. Verschiebungen im Familienzyklus durch ledig gebliebene Kinder oder die Fürsorge für bedürftige Eltern waren zudem sehr häufig und erforderten ein gewisses Mass an räumlicher Flexibilität: Im Haus von Brülisau etwa konnte die befensterte Kammer neben der Küche als Altenteiler, als Schlafraum für ältere oder schon verheiratete Kinder oder lediglich zur Lagerung von Lebensmitteln gedient haben. Auch einzelne Hausteile konnten zum Zweck räumlicher Differenzierung angepasst werden. In Brienz vermietete die Besitzerin im 19. Jahrhundert eine Etage an Dritte. Um ungestörten Zugang zu ihrem Wohnbereich zu haben, liess sie eine Aussentreppe anbauen, über die nur sie ihr Stockwerk betreten konnte.

Dass «Hausgeschichte» nicht immer «Innovationsgeschichte» bedeutete, zeigt sich auch anhand von Anbauten: Bei den Häusern von Therwil, Tentlingen und Brienz verzichtete das Freilichtmuseum Ballenberg bei der Translozierung der Objekte aufgrund des schlechten Zustandes der Annexbauten auf deren Wiederaufbau im Museum. Hier wuchsen die Haushaltsgrossen zwischen dem Ende des 18. und dem ausgehenden 19. Jahrhundert phasenweise so stark an, dass zusätzliche Wohn- und Wirtschaftsteile schnell gebaut werden mussten, was sich offensichtlich auf deren Qualität niederschlug.

Die Zusammenhänge baulich-räumlicher und funktional-sozialer Strukturen lassen sich zudem immer wieder an den arbeitsalltäglichen Herausforderungen ablesen. In einem Heimarbeiterhaushalt wie dem von Tentlingen wurden, wenn Arbeitskräfte fehlten, Familienmitglieder oder «Fremde» beschäftigt. Hier führte der frühe Tod der Ehemänner nicht nur dazu, dass für anfallende Heimarbeiten wie Flechten von Stroh Hilfe von aussen geholt werden musste; auch die Landwirtschaft musste von externen Arbeitskräften bestellt werden. Innerhalb kurzer Zeit konnte ein solcher Haushalt überdurchschnittlich viele Mitglieder umfassen, für die zumindest ein Schlafplatz zur Verfügung gestellt werden musste. Im besten Falls wurden kurzerhand Räume geteilt oder erweitert und

ganze Hausteile provisorisch angebaut. Private, exklusiv für die Besitzerfamilie bestimmte Rückzugsräume sind im Beispiel Tentlingen deshalb schwer denkbar; hier entsteht eher der Eindruck einer dicht gedrängten Funktionsgemeinschaft, in der verwandte und nicht miteinander verwandte Bewohnerinnen Wohn- und Arbeitsraum teilten. In Brülisau hingegen führte der heimische Landwirtschaftsbetrieb wohl sehr früh zur baulichen Zusammenlegung von Wohn- und Wirtschaftsteil unter gleichem Dach zu einem Kreuzfirsthaus. Im lange Zeit ungenutzten Obergeschoss wurde Mitte des 19. Jahrhunderts eine zusätzliche Kammer eingerichtet, die zur Unterbringung von Gesinde genutzt werden konnte.

Änderungen am und im Haus waren wesentlich von seiner Beschaffenheit abhängig. Deutlich flexibler in der Gestaltung und Umgestaltung waren Holzhäuser, was die beschriebenen Hausgeschichten einmal mehr bestätigen. Aber auch in Steinhäusern gab es immer wieder Neuerungen, die von sozialen Veränderungen erzählen – selbst wenn es nur ein Hühnerstall wie in Therwil war, wo Mitte des 19. Jahrhunderts die Bewohnerinnenzahl noch einmal kräftig gestiegen war.

Die fünf Geschichten haben noch einmal bestätigt: *Das* (ländliche) Haus des 18. und 19. Jahrhunderts existierte genauso wenig wie das üblicherweise so bezeichnete «Bauernhaus». Sowohl auf sozialer als auch materieller Ebene war hier alles möglich: kleine und grosse, wachsende und stagnierende Haushalte, die sich aus den unterschiedlichsten Personengruppen zusammensetzen konnten. Diese Variabilität erforderte Offenheit und Flexibilität bezüglich häuslicher Bau- und Raumstrukturen. Das Haus selbst tritt dabei als langlebiges Objekt auf – sein Innenleben aber war stets in Bewegung.

Wandel und räumliche Ausdifferenzierung waren, je nach Region und Kontext, vermutlich schon länger im Gange; teilweise führten die sozialen, ökonomischen und mentalitätsbedingten Beharrlichkeiten auf dem Land zu Wohnformen, die der Zeit trotzten und sich bis weit ins 20. Jahrhundert halten konnten.

6 Schluss

Wie kaum ein anderer seiner Zeit hat Ulrich Bräker, der «arme Mann im Tockenburg», in seinem berühmtesten Werk die Lebensumstände der einfachen Landbevölkerung in der Schweiz des ausgehenden 18. Jahrhunderts beschrieben. Auf den letzten Seiten seiner 1789 erschienenen Autobiografie widmet sich der Autor seinem Vermächtnis – Haus und Familie:

«Eine Frau und vier Kinder, also sechs Mäuler und ein Dutzend Hände machen meinen Haushalt aus. [...] Einem von euch wird mein artiges Häuschen zu Theil werden [...].

Mein hölzernes Häuschen liegt gerade da, wo das Gelände am allerlieblichsten ist; und besteht aus 1. Stube, 3. Kammern, Küche und Keller – Potz Tausend die Nebenstube hätt' ich bald vergessen! – einem Geißstälchen, Holzschopf, und dann rings um's Häuschen ein Gärtchen, mit etlichen Bäumen besetzt, und mit einem Dornhag dapfer umzäunt.»¹

Bräker vermittelt uns in diesem Zitat nicht nur einen Eindruck von den ländlichen Wohnverhältnissen, die so oder ähnlich in vielen Regionen der Schweiz dieser Zeit vorgeherrscht haben. Es zeigt darüber hinaus den zeitgenössischen Stellenwert von Haus und Familie, mit deren Beschreibung der Autor sein literarisches Lebenswerk enden lässt. Einen Absatz vor dem zitierten Ausschnitt richtet er das Wort an seine Kinder, denen er Ratschläge und Lebensweisheiten mitgibt. Darauf folgt die oben zitierte Haus- und Wohndarstellung. Im Zusammenspiel erscheinen Bräkers immaterielles und materielles Erbe so bedeutungsvoll, dass sie den Ausgang seines Werkes bilden.

Tatsächlich – das hat sich auch in der vorliegenden Arbeit immer wieder gezeigt – ist das Haus ein zentraler Faktor für die Herstellung und Reproduktion der Familie. Es strukturiert deren Beziehungen und alltägliche Handlungen und organisiert demografische Kenngrößen wie Alter oder Geschlecht. In ein Haus zu investieren, bedeutet vielmals, ihr Fortbestehen zu gewährleisten – andersherum können fehlende Nachkommen zum Verfall oder gar zum Ende eines Hauses führen. Auf diese Weise gehen häusliche und familiäre Biografien Hand in Hand. Über diese funktionale Perspektive hinausgedacht, gibt es auch eine emotionale Dimension. Eine, die das Haus zu einem subjektiven Sehnsuchtobjekt, einer Projektionsfläche für nostalgische Erinnerungen und Zukunftsträume werden lässt. Das vorliegende Buch hatte das Ziel, Häuser

1 Bräker, Lebensgeschichte, 1993, S. 304.

als (materielle) Quellen und Informationsträger von Familiengeschichte zu nutzen. Sie wurden bezüglich ihrer Funktionsweisen und sozialen Bedeutungen befragt, eignen sich darüber hinaus aber auch für eine Reihe weiterer Untersuchungsthemen. Dazu gehört etwa ihre Rolle als identitätsstiftende und erinnerungsbewahrende Objekte. Als Zeugen der Vergangenheit, gewissermaßen als «gebautes Gedächtnis», besitzen Häuser durchaus die Fähigkeit, historische Orientierung zu leisten. Darüber hinaus haben sie eine ganz eigene Kraft und können sogar, wie am Beispiel des Hauses von Therwil gezeigt, Anlass für Streitigkeiten einer ganzen Gemeinde sein.

Wieder angekommen im Mikrokosmos «Haus und Familie», zeigt sich, dass diese Verschränkung nicht nur kognitiv, sondern eben auch materiell erfahrbar ist – sofern man eine geeignete Lesart von dinglichen Quellen findet.

Haus, Familie und Materielle Kultur: Methodische Reflexionen

Den Ausgangspunkt des Buches bildeten die «Bauernhäuser der Schweiz», eine 39 Bände umfassende Publikationsreihe über ländliche Wohn- und Wirtschaftsbauten in verschiedenen Regionen des Landes. Mein Ziel war es, diese umfassende Materialsammlung diachron auszulegen und sie damit für eine historische Arbeit, welche die Beziehungen häuslich-materieller und sozial-familiärer Sphären zwischen 1700 und 1900 untersucht, nutzbar zu machen. Hierein fällt die in der Forschungsliteratur als «Sattelzeit» (Reinhart Koselleck) bekannt gewordene Übergangphase zwischen Früher Neuzeit und Moderne als Periode beschleunigter Veränderungen. Diese fanden ihren Anfang in politischen Umwälzungen und betrafen bald alle Ebenen des sozialen, ökonomischen und kulturellen Lebens. Eine zentrale Diskussion dreht sich hier um den Übergang vom vor-modernen «Haus» zur modernen «Familie». Damit angezeigt ist die Entstehung eines «offenen» und sozial heterogenen Hauses mit ausdifferenzierten öffentlichen und privaten Sphären, in denen die «Kernfamilie» erstmals einen ihr vorbehaltenden Platz einnehmen durfte. Darüber, das lässt sich vielerorts nachlesen, besteht kaum Zweifel. Wie diese strukturellen Veränderungen auf welche Weise wen und wo betrafen, ist jedoch schwierig nachzuvollziehen – insbesondere bei Bevölkerungsgruppen, die wenig oder nichts Schriftliches hinterliessen.

Um dem spezifischen Mikroraum «Haus und Familie» von innen näherzukommen, boten die «Bauernhäuser der Schweiz» also eine wichtige Grundlage, weil sie zum Teil Bau- und Bewohnergeschichten dokumentieren und so miteinander in Beziehung setzen, dass ein überregionaler, diachroner Vergleich möglich wurde. Die Arbeit mit und an ihnen suchte die Auseinandersetzung mit Material, welches bisher zur Rekonstruktion ländlichen Wohnens in der Schweiz des 18. und 19. Jahrhunderts weitestgehend unbeachtet geblieben ist – und das nicht ganz zu Unrecht: Es sperrt sich gegen historisch klar definierbare Einordnungs-

versuche, wirkt zuweilen unsystematisch, ist heterogen und lückenhaft. Und dennoch haben uns die Fallbeispiele eine Vorstellung darüber gegeben, wie ein Grossteil der Schweizer Bevölkerung zwischen 1700 und 1900 lebte und welche Veränderungen in deren Häusern stattfanden.

Die materiellen Quellen der titelgebenden «Hausgeschichten» waren vier Museumsobjekte sowie ein bis heute als Wohnhaus genutztes Gebäude am Originalstandort. Die Auswahl dieser Häuser hing mit unterschiedlichen Faktoren zusammen. Bei den Museumsobjekten war unter anderem die Verfügbarkeit einer Hausmonografie ein wichtiges Kriterium. Es ging jedoch nicht darum, alle schriftlichen Quellen zu sammeln, um damit eine möglichst vollständige Hausgeschichte zu rekonstruieren.² Vielmehr standen die Chancen und Herausforderungen der Arbeit mit materieller Kultur im Zentrum des Forschungsprozesses. Es war mir ein wichtiges Anliegen, nicht nur *über*, sondern gewissermassen *durch* Materialität zu forschen, indem ich den Umstand, dass die Untersuchungsobjekte physisch präsent und erfahrbar waren – eine für Historikerinnen nicht alltägliche Gegebenheit – nutzen wollte. Dabei ergaben sich für mich zwei grosse methodische Schwierigkeiten. Erstens: Für das Lesen materieller Kultur gibt es in der Geschichtswissenschaft, anders als für schriftliche Quellen, keine normierte Methode. Diesbezüglich halfen Ansätze aus der ethnografischen Feldforschung, die den architektonischen und bautechnischen Laienblick um das Erfahrungswissen aus der Hausbegehung erweiterten. Allerdings blieb es bei Eindrücken, die einen Vergleich verschiedener Objekte nur bis zu einem gewissen Grad zuließen. Es ging mir also auch um die Erweiterung meines üblichen Forschungs- und Erkenntnisprozesses um die Perspektive des Haptisch-Kognitiven. Das in der Auseinandersetzung mit materieller Kultur generierte Erfahrungswissen lesefreundlich zu verschriftlichen, stellte sich als sehr fordernd heraus. Und anders als schriftliche Quellen hat mir der Umgang mit Häusern ausserdem ein vergleichsweise grosses Referenzwissen und eine erhöhte Interpretationsleistung abverlangt – zumal das Lesen und Verstehen von Objekten genauso geübt sein will wie der Umgang mit schriftlichen Quellen. Die Frage, ob eine eigene Forschungsmethode für materielle Kultur in der Geschichtswissenschaft überhaupt notwendig ist, bleibt für mich offen. Entscheidender ist meiner Meinung nach ein integrierender Ansatz, der alle zur Verfügung stehenden Quellen verwendet, um möglichst gehaltvoll rekonstruieren und analysieren zu können.

Als zweite Herausforderung stellte sich der Umgang mit Museumsobjekten heraus. Als gesammelte materielle Kultur sind sie vielfach schwer zu lesen. Welche musealen Selbstinterpretationen zum Tragen kommen, ist häufig nicht eindeutig

2 Ein solcher Versuch ist beispielsweise Hochstrasser, *Ein Haus*, 1993.

zu erfassen. Als Historikerin ist man dann nicht nur den Objekten selbst, sondern in gewisser Weise auch der musealen Inszenierung «ausgeliefert». Obwohl die Häuser des Ballenbergs im Vergleich zu anderen besuchten Freilichtmuseen in Europa (wie dem Skansen in Stockholm) wissenschaftlich gut aufbereitet sind und man sich deutlich von einem «living history»-Ansatz distanziert, war es für mich immer wieder herausfordernd, zwischen inszenierter und authentischer materieller Kultur zu unterscheiden. Hierbei war ich stets angewiesen auf die jeweiligen Objektmonografien, die mir bei der Orientierung im Haus halfen. Natürlich bleibt ein wie dieser Arbeit zugrunde liegendes Forschungsunternehmen, dessen fragmentarischen Charakter man sich bewusst machen muss, immer experimentell. Es stellte in erster Linie einen Versuch dar, Häuser als materielle Quelle mit einzubeziehen und vorhandene Objekte und deren Dokumentationen für historische Untersuchungen zu valorisieren. Auf diese Weise entstanden Geschichten, die, wie die Museumsobjekte auch, nicht authentisch, aber historisch plausibel sind. Es sind «Erzählungen des Möglichen», welche durch Kombination meiner Quellen entstanden.

Die hier gemachten Vorschläge zum Umgang mit Objekten in historischen Untersuchungen beschränkte sich auf Häuser. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen hat in vielen Disziplinen Tradition, dennoch mangelt es an Konzepten, mit deren Hilfe die Reziprozität von Häusern und ihren Bewohnern erfasst werden kann. Ein methodischer Zugang muss daher unweigerlich interdisziplinär sein; vorliegend waren es vor allem ethnologische und sozialgeschichtliche Ansätze, die mir bei meiner Analyse dienlich waren. Der Umgang mit anderen materiellen Quellen kann ein ähnlicher sein wie hier vorgeschlagen – oder ein gänzlich anderer. Essenziell ist eine methodische Offenheit, die transdisziplinäre Arbeit nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch integriert, sowie die Bereitschaft universitärer Forschung, stärker mit Institutionen ausserhalb der Akademie, wie dem Freilichtmuseum, zusammenzuwirken.³

In den letzten Jahren sind zahlreiche Publikationen zu Materielle Kultur innerhalb der Geschichtswissenschaft entstanden, in denen verschiedene methodische Zugänge vorgestellt werden. Auf eine einheitliche Methode hat sich die Disziplin bisher nicht einigen können, und das scheint auch kaum möglich. Wünschenswert wäre dennoch eine Systematisierung von Ansätzen, wie mit materieller Kultur in historischen Arbeiten umgegangen werden kann, um die Methodendiskussion weiter voranzutreiben. Dies erfordert unter Umständen auch eine Neujustierung des bestehenden Quellenbegriffs, der Sachquellen selbst in neue-

3 Solche Beobachtungen habe ich teils bereits in einem Aufsatz für einen Sammelband formuliert, der anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums des Freilichtmuseums Ballenberg erschien: Schillig, Häuser als Quellen, 2019.

ren Facheinführungen im besten Fall als «ergänzend» betrachtet und im Bereich der historischen Hilfswissenschaften versorgt.⁴ Welchen Stellenwert Materielle Kultur in der Geschichtswissenschaft zukünftig einnehmen wird, hängt nicht zuletzt auch mit ihrer Implementierung in Forschung und Lehre zusammen.

Ein Mikrokosmos zwischen Wandel und Kontinuität

Als historische Demografen in den 1960er-Jahren in grossem Stil serielle Quellen auswerteten, taten sie das auch, um die Rhythmen von konstanten und veränderten Familienstrukturen über die Zeit sichtbar zu machen. Oft lagen dann meterweise Zensuslisten auf den Archivtischen, aus denen man in mühevoller Kleinarbeit unzählige Daten aneinanderreichte und miteinander verglich. Zweifelsohne bildeten diese quantitativen Rekonstruktionsverfahren eine wichtige Etappe in der Familienforschung des frühen 20. Jahrhunderts. Für eine «Geschichte der Familie» reichte dies aber noch nicht. Allerdings gaben sie Anstoss für weitere, methodisch und quellenmässig offenere Forschungen, die bis heute betrieben werden. Diese neueren Ansätze trugen schliesslich auch dazu bei, dass Häuser in ihrer ganzen Komplexität und Familien näher zusammenrückten. Was für beide Untersuchungskategorien wohl grundlegend stimmt und sich in ihrem Zusammendenken nochmals bestätigt, ist, dass sie über eine «relative Chronologie» verfügen.⁵ Zwar sind für Gebäude anhand baugeschichtlicher Dokumente oder dendrochronologischer Untersuchungen ziemlich exakte Datierungen möglich; wann und wodurch aber ein Objekt einen «evolutionistischen Modernisierungsschritt» nahm, lässt sich genauso wenig eindeutig feststellen wie die Familie einordnen in allgemeine Vorstellungen von «vormodern» oder «modern». Auch die Behauptung, dass bauliche Veränderungen einen «klar datierbaren Bedürfniswandel bezüglich der Raumstrukturen des familialen Zusammenlebens erkennen» lassen, kann nicht uneingeschränkt aufrechterhalten werden.⁶ Der Mikrokosmos «Haus und Familie» beweist, dass die Triebkräfte der Geschichte in langen Zeitabläufen wirken und sich auch nur in solchen erfassen lassen. Zudem lassen sich nur schwer allgemeingültige Aussagen treffen: Häuser und Familien sind höchst individuell; selbst innerhalb kleinster Gemeinden gibt es die unterschiedlichsten Wohn- und Haushaltsformen. Was bleibt, ist die Beobachtung, dass Häuser, materiell gedacht, ambivalent sind: als

4 Zum Beispiel bei Rohr, *Historische Hilfswissenschaften*, 2015, S. 35–37.

5 Der Begriff der «relativen Chronologie» stammt eigentlich aus der archäologischen Methodologie und meint die relative, das heisst zeitlich nicht genau einzuordnende Abfolge von Ereignissen, die erst durch multimethodische Arbeit in vage Zeitläufe eingeordnet werden können. Die historische Hausforschung hat diesen Begriff übernommen. Bedal, *Historische Hausforschung*, 1978, S. 23.

6 Dieser Annahme folgt die bereits in der Einleitung der vorliegenden Arbeit zitierte Untersuchung Gestrich/Krause/Mitterauer, *Geschichte*, 2003, S. 465.

Ganzes träge und beharrlich, im Inneren wechselhaft. Diese Dynamik ergibt sich erst aus dem Zusammenspiel von architektonischen und sozialen Beziehungen. Wir haben gesehen: Ländliches Wohnen im 18. und 19. Jahrhundert war veränderbar; über Raumaufteilung und -nutzung wurde situativ entschieden, sodass sozial-materielle Grenzen auch kurzfristig umarrangiert werden konnten. Dies führte zu Zäsuren und Unterbrüchen in Hausgeschichten, die damit nicht linear erzählt werden können, sondern vielmehr gezeigt haben, dass die Kontraste zwischen «vormodernem Haus» und «moderner Familie» in ländlichen Regionen der Schweiz zuweilen ganz minim waren und diese «longue durée» teilweise bis weit ins 20. Jahrhundert reichte.

Ein Blick in die Gegenwart offenbart zudem: Einstmalige «Trends» sind durchaus reversibel. Während, wie in der vorliegenden Arbeit vielfach beobachtet, die Differenzierung und Separierung von Raum seit dem 18. Jahrhundert nachweislich zunahm, scheint sich dies gerade wieder umzukehren. In offenen Wohnküchen oder Lofts ohne Trennwände lösen sich «Räume» und Raumgrenzen unseren herkömmlichen Vorstellungen nach nahezu auf. Baugenossenschaften entwickeln neue Wohnformen, die den sozialen Wandel des 21. Jahrhunderts reflektieren. Mit der Diversifizierung der Familienmodelle verändert sich auch die «traditionelle» Familienwohnung. Vor allem in Städten und Ballungsgebieten ersetzen platzsparende Wohneinheiten, in denen sich mehrere Parteien Küche oder Wohnräume teilen, den einstigen Traum vom Einfamilienhaus – private und öffentliche Sphären müssen hier neu ausgehandelt werden.⁷ Die Beziehungen zwischen gesellschaftlichem Wandel und gebauter Umwelt bleiben auch zukünftig spannungsreich. Für den Mikrokosmos «Haus und Familie» bleibt also alles, «wie es nie war».⁸

7 Solche alternativen Wohnprojekte sind beispielsweise in der Stadt Zürich das Hunziker Areal oder die Siedlung Kalkbreite.

8 Diese Feststellung verwendet den Titel einer Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, die sich mit der Familie in historischer und gegenwärtiger Perspektive auseinandersetzte. Schweizerisches Landesmuseum, Familien, 2008.

Dank

Zum Gelingen dieses Buches haben viele Personen beigetragen. Ein grosser Dank gebührt Prof. em. Dr. Jon Mathieu, der die diesem Buch zugrunde liegende Dissertation im Rahmen eines SNF-Sinergia-Projekts gefördert und mit viel Engagement und grossem Wohlwollen unterstützt hat. Weiter danke ich meiner Zweitgutachterin Prof. Dr. Raffaella Sarti. Ihre Publikation zu materieller Kultur und Familie in Europa war eine grosse Inspiration und gab wichtige Impulse für das vorliegende Buch.

Ohne die Unterstützung des Freilichtmuseums Ballenberg wäre meine Arbeit nicht zustande gekommen. Insbesondere danke ich Beatrice Tobler (wissenschaftliche Leitung) und Lydia Räss (Archiv).

Mein besonderer Dank gilt ausserdem Benno Furrer vom Bauernhausarchiv Zug, der mir stets mit grosser Bereitschaft alle Fragen beantwortete.

In Filisur unterstützte mich Domenica Boutilly ausserordentlich: Sie öffnete mir die Türen zu ihrem Haus und liess mich im privaten Familienarchiv stöbern.

Ein grosser Dank geht an Michael Blatter, der mir zu Beginn meiner Recherchen den entscheidenden Hinweis auf die unveröffentlichten Monografien des Freilichtmuseums Ballenberg gab.

Mein spezieller Dank gilt den Doktoranden und Doktorandinnen des Historischen Seminars der Universität Luzern. Patricia Hongler und Angela Müller verhalfen mir manches Mal zu einem schärferen Blick, wenn die Nadel im Heuhaufen nicht mehr zu finden war. Mit grossem Einsatz unterstützte mich Sarah Lobina vor allem in der Abschlussphase dieser Arbeit. Ein herzlicher Dank gilt ausserdem meinen langjährigen Freunden und Freundinnen, allen voran der geistreichen Lisa Katharina Bogerts, die mir seit mehr als zwanzig Jahren mit Rat und Tat zur Seite steht. Marco Christen und seiner Familie danke ich für die immerwährende Unterstützung bei der Betreuung meines einzigartigen Sohnes Matti.

Anhang

Begehungsprotokoll

Die jeweiligen Häuser wurden nach folgendem Aufbau erforscht.

Begehungsprotokoll

Datum:

Objekt:

A: Raum und Zeit

1. Materialien
2. Produkt (formale/technische Einordnung, Konstruktion, Dekor, ästhetische Erscheinung)
3. Produktion (Herstellungsprozess, Beteiligte)
4. Zeitliche Dimension
5. Räumliche Dimension (Raumkonfiguration; Anordnung einzelner Elemente, z.B. Türen, Fenster)
6. Ausstattung/Rekonstruktion im Museum bzw. in gegenwärtiger Konstellation

B: Ordnung

7. Soziales Milieu
8. Geschlecht
9. Umgang und Handeln (Alltags- und Prestigefunktion des Objekts, Bedürfnisbefriedigung, Repräsentations-/Distinktionsmechanismen)
10. Stimmung/Haptik
11. Besondere Auffälligkeiten

Tabellen

Tabelle 1: «Die Bauernhäuser der Schweiz» – Fallbeispiele

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
1	Wohnhaus «Käppeli-Haus» Isenbergswil, Aargau	1802 (Wiederaufbau nach Dorfbrand 1797)	freistehendes, ziegelgedecktes Wohnhaus mit baulich getrennter Stallscheune, zweigeschossig	Stein, Holz	EG: Mittelgang scheidet Wohnbereich in zwei Zonen; südlicher Hausteil: Stube/Nebenstube und Schlafräume; nördlicher Hausteil: Küche, Küchenkammer, Esszimmer OG: Knechtenkammer und Vorratsräume Annexbau an rückwärtiger Traufseite; Nutzung als Abort, Schweinestall und Holzlager Kellerräume über gesamte Grundfläche zwei fünfteilige Reihenfenster im EG, darüber Zwilling- und Einzelfenster, Butzenscheiben Haupteingang auf strassenzugewandter Traufseite
2	Vielzweckbau Obersiggingen, Aargau	1797	ziegelgedeckter Vielzweckbau, zweigeschossig Mittertennhaus, ¹ Anordnung von West nach Ost: Wohnteil-Tenne-Stall-Remise	Stein	EG: Stube und Nebenstube strassenseitig; Küche/Küchenkammern rückwärtig OG: Schlaf- und Vorratskammern Innenverbindungen von Tenne in die Küchenkammer und in den Stall Annexbauten stirnseitig (Remise), rückseitig (Schweinestall) und nördlich (Abort, Schweinestall) regelmässig angeordnete Einzelfenster korbbogiges, hölzernes Tennportal

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
<p>Heizquellen EG: ursprünglich zwei getrennte Feuerstellen mit je eigenem Kaminabzug Stube EG: Sitzkunst, Kastenofen mit Sitzbank (1848), ursprüngliches Nussbaumbuffet durch Kirschbaumbuffet ersetzt (Zeitpunkt unklar), eingebauter Uhrenkasten mit Schwarzwälder Uhr an der Trennwand zwischen Stube und Nebenstube Küche EG: Schüttstein mit Wasserablauf nach draussen Gang OG: Feuerstelle mit Eisenherd (vermutlich 1893) im Mittelgang</p>	<p>1802–1850: Familie Joseph Ineichen, Sohn Josef Ineichen bis 1850 mit Frau, zwei Kindern, einer ledigen Schwester, drei Knechten, einer Magd</p> <p>1850–1875: Familie Käppeli</p> <p>1893: Übernahme des Landwirtschaftsbetriebs durch eingeheirateten Jakob Egli seit 1920er-Jahren: unregelmässig bewohnt 1962–1982/83: dauerhaft unbewohnt</p>	<p>1797–1802: Wiederaufbau nach Dorfbrand</p> <p>1848: Reihen- und Zwilingsfenster durch Einzelfenster ersetzt</p> <p>1893: Einrichtung einer zweiten Wohnung im OG</p> <p>1982/83: Komplettrenovierung</p>	<p>Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 1996, S. 300–305.</p>
<p>Grossteil der erhalten gebliebenen Einrichtung aus dem 19. Jh. Küche EG: Kochstelle mit Eisenherd und Rauchfang Stube EG: Kachelofen, Kästen-, Sitz- und Liegemöbel Gang OG: Herdstelle (vermutlich später eingebaut) Kammer OG: Sitzkunst, transportable Brenneivorrichtung Küche OG: steinerner Schüttstein</p>	<p>Bauherr: Pauli Hitz</p>	<p>19. Jh.: stirn- und rückseitige Nebenbauten</p> <p>frühes 20. Jh.: Aussenfassade</p> <p>1970er-Jahre: Renovation als Ortsmuseum</p>	<p>Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 1996, S. 325–330.</p>

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
3	Vielzweckbau «Lüscher-Stauf-fer-Haus» Untermuhlen, Aargau	1720/21	strohgedecktes Mittertenhaus, zweigeschossig Anordnung: Wohnteil-Tenne-Stall-Futterterne	Stein, Holz, Stroh	EG: nach Süden gerichtete (strassenabgewandte) Stubenfront, nordseitig Küche (von hier alle Wohnräume und Keller zugänglich) OG: drei Schlaf- und Vorratskammern Keller: Vorratskeller an der Westseite, Webkeller an der Südostseite Dachgeschoss: vermutlich bereits früh beheizbar (eventuell Altenteil) durchgehende Fensterreihe im EG (Südseite), Einzelfenster und «See-lenfenster» im OG, Küchen- und Dachgeschossfenster vergittert südwestlicher Hauseingang am laubenartigen Vorbau
4	Grossbauernhaus «Salzmehus» Kölliken, Aargau	1802	strohgedecktes Mittertenhaus, zweigeschossig	Stein, Holz, Stroh	EG: je drei Räume im Vorder- und Hinterhaus, Salzkammer Stube, Nebenstube und Salzkammer auf strassenzugewandter Seite; Küche, hintere Stube und Kammer rückwärtig OG: Schlafkammer, Vorrats- und Abstellräume Keller mit verschliessbarer Fensteröffnung (Hinweis auf Webkeller) Annexbau auf der Rückseite (Abort, Schweineställe) Reihen-, Zwillingen- und Einzelfenster an strassenseitiger Schau-fassade, Rückseite und Stirnfronten nur spärlich befenstert Haupteingang neben der Salzkammer, abgeschirmt vom Wohnbereich (Salzverkauf), weiterer Zugang rückwärtig direkt in die Küche
5	Vielzweckbau «Ratsherrenhaus» Gontenschwil, Aargau	1566	Stroh-, später ziegelgedeckter Vielzweckbau, zweigeschossig	bis 1842 reiner Holz-, danach reiner Steinbau; bis Ende des 19. Jh. Strohdach	EG: Stube und Nebenstube auf der Vorderseite; Küche und Kammer auf der Rückseite OG: zwei Schlafkammern und eine Stube auf der Vorderseite; Küche und Kammer auf der Rückseite Dachgeschoss mit Räucher-kammer Annexbauten rückseitig (Schopf, Abort, Schweinestall) Einzelfenster

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
<p>Küche: gemauerte Feuerstelle, hölzerne Ofenbank, steinerne Schüttstein, Mauernische Stube: Kachelofen (19. Jh.), Bank unter Fensterfront Keller: Spuren eines ehemaligen Webstuhls</p>	<p>1775–1826: Familie Matter 1826–1961: Familie Lüscher</p>	<p>seit 1946 unter kantonalem Denkmalschutz seit 1961 im Besitz der Aargauischen Vereinigung für Heimatschutz 1962/63: Wiederaufbau nach Brand 1990: Umdeckung des Strohdaches mit Schilf derzeit Nutzung als Ortsmuseum</p>	<p>Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 2002, S. 276–286.</p>
<p>Zierkacheln mit volkstümlichen Sinnsprüchen (1841), grüner Stubenofen mit Sitzkunst (1920), Überreste von Webstühlen, Bestandteile von alten Vorratsbehältern, Einbauschränke in Wohn- und Schlafräumen</p>	<p>1802–1981: Familie Suter</p>	<p>1871/95: Anhebung der Decke in der Nebenstube 1941: Erweiterung der Ökonomie seit 1986: Nutzung als Ortsmuseum</p>	<p>Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 2002, S. 303–309.</p>
<p>Stube EG: Nussbaumbuffet, Jugendstilofen, Fischgratparkett Stube OG: grüner Kastenofen mit Sitzkunst</p>	<p>?–1831: Familie Bolliger</p>	<p>1841–1844: Vergrößerung des Wohnteils, zusätzliche Kellerräume 1896: Ziegel- durch Strohdach ersetzt</p>	<p>Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 2002, S. 314–323.</p>

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
6	Vielzweckbau Wegenstetten, Aargau	1828/29	ziegelgedeckter Vielzweckbau, zweigeschossig	Stein	zwei Wohneinheiten EG: Stube/Nebenstube strassen- zugewandt; Küche und Kammer rückwärtig OG: gleiche Anordnung; zusätzli- ches Zimmer auf der Vorderseite Annexbau rückseitig (Abstell- und Arbeitsplatz, Waschhaus, Abort) regelmässig angeordnete Ein- zelfenster auf der Strassenseite, kleinere Einzelfenster an Stirn- und Rückseite
7	Bauernhaus «Meggeli» Schwende, Appenzell Innerrhoden	1709	Bauernhaus mit angrenzender Stallscheune, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: vierteiliger Grundriss, Küche, Stube, Nebenstube Schweinstall und Abort vom Wohnteil abgehend Fenster: regelmässig übereinander angeordnet
8	Weinbauern-/ Heimarbeiterhaus Lutzenberg, Appenzell Ausserrhoden	1607	Wohnhaus mit südwestlichem Anbau mit zusätz- lichem Wohnraum und Weinpresse, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Stube, Stubenkammer, dahinter- liegende Küche OG: Schlafkammern Annexbau: zweigeschossiger Tor- kelraum ² mit darüber liegendem Wohnraum
9	Bäuerliches Fabrikantenhaus Rehetobel, Appenzell Ausserrhoden	1804	bäuerliches Fabrikantenhaus mit angrenzender Stallscheune, zweigeschossig	Holz, Stein	vierteiliger Grundriss Keller: voll ausgebildetes Sockel- geschoss mit Einzelfenstern; Web- keller, Vorratskeller, Kontor- und Lagerräume
10	Kleinbauern- haus-Heimarbei- terhöckli Heiden, Appenzell Ausserrhoden	1821	Wohnhaus mit anschliessender Stallscheune, eingeschossig	Holz, Stein	EG: vierteiliger Grundriss mit Vorküche, Küche und Stube OG: Firstkammer, Kammer (nach- träglich eingebaut) Webkeller, Vorratskeller sparsame Befensterung Stallscheune (Platz für vier Kühe), Heustock, Werkstatt

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Stube EG: Kachelofen in unterer Stube, Kastenofen mit Sitzkunst, Zierkacheln mit Sinnsprüchen, Biedermeierofen, Sitzofen, gemauerter Rauchfang	seit 1828: Familie Schreiber	ab 1860 Teilung des Wohnraums in zwei Einheiten	Räber, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, 2002, S. 354–360.
Gang EG: Kleiderstange («Häässtange») Küche EG: Feuerstelle mit Rauchabzug, Keramikschüttstein Stube EG: Kachelofen und Einbauschränk (1895)	Bewohnerschaft seit 1713 belegt 1860: Eigentümer- und Mieterfamilie (Feuerordnung mit zwei Öfen/ zwei Herdstellen) ca. 1960–1999: unbewohnt seit 1999: wieder bewohnt	1835: Errichtung der Stallscheune 1895: Renovierung der Stube	Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 402–406.
Küche: Eisenherd auf Sandsteinsockel	Haus erst in der Zeit der Helvetik aktenkundig Bewohnerschaft setzte sich aus zwei, später drei Familien zusammen (ab 1842) Ende 19. Jh.: «Wohngemeinschaft» vier lediger Geschwister	1. Hälfte 19. Jh.: Errichtung Annexbau	Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 390–395.
Stube EG: dreiachsiger Einbauschränk (Kirsch) mit barock gestalteter Waschtischnische Gang EG: aufwendig gestaltete Steinmetzarbeit	1804: Bau durch Mousselinefabrikant und Landwirt Jacob Kern 1834–1911: Familie Johann Heinrich Kast (Weiterführung von Landwirtschaft und Fabrikation) seit 1911: in wechselndem Besitz	Anfang 19. Jh.: Erneuerung Stallscheune und Dach 1919: Flachdachanbau für Stickmaschinen seit 1960er-Jahren: Externalisierung der Ökonomie; ausschliessliche Nutzung als Wohnhaus	Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 423–427.
Küche: Herdstelle, Schüttstein, Eisenherd Stube: Kachelofen (1964)	Bauherrschaft unbekannt 1837–1848: Familie Hans Conrad Schläpfer, Sieben-Personen-Haushalt seit 1848: in wechselndem Besitz	1904: Schindel- durch Ziegelbedachung ersetzt	Hermann, Die Bauernhäuser beider Appenzell, 2004, S. 436–440.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
11	Vielzweckbau Arisdorf, Basel-Landschaft	1818 (Ökonomie- teil) / 1827 (Wohnteil)	zwei- raumtiefer Vielzweckbau, zweigeschossig	Stein	EG: durchgehender Gang, Küche, Küchenzimmer, Stube, Nebenstube OG: Vorräum, Küche, Stube Annexbauten: Waschhaus, Hühner- und Schweinestall vom Gang abführende Tür ins Tenn, rechts davon Nische (laut mündlicher Überlieferung Essens- durchreiche für Tagelöhner) Durchgangsverbindungen zwi- schen Tenne, Stube und Küche
12	Vielzweckbau Böckten, Basel-Landschaft	älteste Bau- phasen vor 1639	zwei- raumtiefer Vielzweckbau; nachträgliche Erweiterung zu dreiraumtiefer Grundriss; ein Ökonomie- und zwei Wohnteile (WT I und II)	Stein	WT I EG: seit 1877 zwei Küchen OG: Stube entspricht weitgehend dem Zustand des späten 18. Jh. WT II EG: ca. 1900–1925 zwei Küchen, vergrösserte Fenster (Heim- posamenterei), Haustür direkt in die Stube führend, Lichtschalter (Zeitpkt. unklar), Stube vermut- lich als Pintenwirtschaft genutzt (Zeitpunkt unklar) vollständige Unterkellerung Annexbauten: Aborthäuschen (bis 1940er-Jahre)
13	Vielzweckbau Ziefen, Basel-Landschaft	1563 (Keller und EG), 1609 (Dach- geschoss), 1742 (Aufsto- ckung und Erneuerung)	ein- raumtiefer, spä- ter zwei- raumtiefer Vielzweckbau ursprünglich Bauernhaus mit Heimposamenterei	Stein	EG: Kammer (nachträgliche Unter- teilung der Küche), Stube, Küche OG: vermutlich ehemals Küche mit Ofen, Stube, zwei Kammern Dachgeschoss: vermutlich ehemals Aufteilung in mehrere Kammern, eingezogene Wand vollständige Unterkellerung Fenster: gestuft, dreiteilig
14	Bauernhaus Ibach, Bern	1726	Vielzweckbau, zweigeschossig	Stein, Holz	EG und OG: identische Raumstruktur Webkeller (bis 20. Jh.) bis 1950: Durchgang von Küche in die Tenne Hauptzugang in die Küche

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Stube EG: Kachelofen (1812) Küche OG: eiserner Holzkochherd (19. Jh.), Küchenschrank Stube OG: Sitzkunst, Kachelofen, Wandschrank (vermutlich in Zweitverwendung) originale Haustür (19. Jh.)	1818/27: Erbauung Ökonomiegebäude/ Wohnhaus durch Martin Haumüller übrige Bewohnerschaft nicht dokumentiert	1818: Bau Ökonomieteil 1827: Bau Wohnteil 1960er/80er-Jahre: Einzug einer Stubentrennwand im OG	Furter, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt, 1999, S. 358–368.
kaum vorhandenes Mobiliar; vermutlich mehrere Webstühle vorhanden («Posamenten»)	seit 1802 dokumentiert	1639: Bau Ökonomieteil 1689/90: Ausbau des östlichen Stallteils zu einem neuen Wohnteil 1739: Umbau des Wohnteils zu zwei unabhängigen Wohnbereichen 1789/90: Ausbau der Obergeschosse zu Wohnräumen 1890: Einbau einer Dachkammer	Furter, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt, 1999, S. 333–345.
Küche EG: Schüttstein, Kachelofen mit Sitzkunst	1741 bis Anfang 20. Jh.: Besitz und Nutzung durch zwei Familien (Aufteilung nach Etagen mit je eigenem Zugang)	1609: Erweiterung um eine Raumtiefe 1741: Ausbau des OG, vermutlich zu Zwecken der Heimposamenterei	Furter, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt, 1999, S. 368–375.
Stube EG: Einbaubuffet (18. Jh.) Fenster und Aussentüren (spätes 19. Jh.)	Erstbesitzer unbekannt bis 1751: Niclaus Marti 1751: Übernahme durch Sohn (Mutter erhält Nutzrecht für hintere Stube, Keller, Gaden sowie einen Platz in der Küche) ab 1855: Bewirtschaftung des Hofs durch Pächter seit 1917: im Besitz der Familie Flückiger	1752: Ausbau des Ofen- hauses zum Stöckli 2. Hälfte 19. Jh.: Erneuerung Stuben- fenster, Errichtung einer Laube um 1900: Sanierung des Stalls seit 1950er-Jahren: diverse Renovationen/ Umbauten	Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2001, S. 488–495.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
15	Bauern- und Taunerhaus Buchholterberg, Bern	1677	Bauern- und Tagelöhnerhaus, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Küche, Frontstube, Tenne und Hinterstube, Stall Küche über zwei Ausseneingänge zugänglich OG: Räucherammer, Gadenkammer, Speicherraum Annex: Aborthäuschen
16	Ackerbauernhaus «Althus vom Jerisberghof» Ferenbalm, Bern	1703 (Wiederaufbau nach Brand)	grossbäuerliches Ackerbauernhaus, eingeschossig	Holz, bis 1870er-Jahre Strohdach	Wohnteil gegen Osten, Tenne und Ställe gegen Westen gerichtet EG: zwei Südstuben, eine Nordstube; nicht über Küche, sondern vom Gang her erreichbar Haus über drei Türen begehbar, Zugang zum Wirtschaftsteil über Tenne
17	Vielzweckhaus Gampelen, Bern	1769 (Holzinschriften)	ackerbäuerlich genutztes Vielzweckhaus	Holz, Stein	EG: Wohnteil mit zentraler Längsküche und mittigem Rauchabzug; Stuben und Nebenstuben (nicht von der Küche, sondern vom Quergang erschliessbar) OG: Kammern; dreiseitige Laube (über Aussentreppe begehbar)
18	«Wohn- und Atelierhaus» Ins, Bern	1803	grossbäuerliches Vielzweckhaus	Holz, Stein	EG: Längsküche, Quergang, vier Stuben OG: Kammern Wohnteil komplett unterkellert

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Küche: Feuerstelle (18. Jh.), Kesselgalgen (Käserci) Stube: Trittofen	Eigentümergegeschichte seit 19. Jh. dokumentiert 1832–1897: Familie Jöhr (Tauner) 1897: Ersteigerung des Hauses durch Jakob Dummermuth	18. Jh.: Teilung des Hauses, Einbau einer zusätzlichen Küche in der Tenne, Einrichtung eines Ofens in der Hinterstube, Durchgang zur Nebenstube Ende 19. Jh.: Sanierung von Dach, Stallbereich, Küche; Auflösung der zweiten Küche Anfang 20. Jh.: Nutzung als Stöckli, ab 1992 wieder als Wohnhaus	Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2001, S. 525–530.
Sandstein-Trittofen (1824), Kachelofen (spätes 18. Jh.)	seit 1703 teilweise belegt 1863: Aufteilung auf zwei Parteien	1783: Umbau Wohnteil 1870er-Jahre: Ersatz Strohbedachung durch Holzschindeln 1948: Schindeldach seit 1970: Nutzung als Ortsmuseum «Bauernmuseum Althaus Jerisberghof»	Affolter et al., Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2013, S. 396–405.
	Bauherr und Eigentümer: Kirchmeister Hans Wilhelm Käch 1800: Ammann David Stauffer 1838: Abraham Stauffer 1868: Maria Anna Rosina/Wilhelm Gottlieb Gyger 1881: Alfred Scheuer	Ende 19. Jh.: Anbau eines westwärtigen Schuppens; Erweiterung um eine Wohntage; Sanierung der Fenster und Fensterläden; Neuanstriche, Täferungen 1912: Einführung von Elektrizität im Haus	Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2019, S. 88–94.
	Bauherr und Eigentümer: Landwirt und Tierarzt Rudolf Anker 1817: Samuel Anker 1860–1910: Albert Anker (Künstler)	1859: Erweiterung des Wohnteils um zwei Stuben 1860: Einrichtung eines Ateliers mit Dachfenster im Dachraum um 1890: Erweiterung des Atelierraums und Installation eines Ofens 19. Jh.: Anbau eines Ofen- und Waschhauses	Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2019, S. 95–99.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
19	Vielzweckhaus Attiswil, Bern	1838	Vielzweckhaus mit Neben- und Ofenhaus, «Stöckli» und Speicher, zweigeschossig	Stein	zwei Wohngeschosse mit Längsküchen, Stuben, Quergang (mit Treppenhaus) «Beletage» mit Küche und Saal unterkellert
20	Vielzweckbau «Zehnderhütte» Altishofen-Dorf, Luzern	ca. 1650	Wohnhaus mit Stallscheune, zweigeschossig	Holz, bis 1920 Strohdach	EG: Gang, Stube, Hinterstube, Schlafkammer, Küche, Speisekammer OG: zwei Kammern, Vorraum komplette Unterkellerung keine Fensterläden
21	Wohnhaus Meierskappel, Luzern	1765	freistehendes Wohnhaus, zweigeschossig	Stein, Holz	EG: Stube und Schlafkammer Vorderseite, Küche und Hinterstube Hinterseite OG: drei Schlafkammern, eine Vorratskammer Dachgeschosse: Fleisch- und Vorratskammern komplette Unterkellerung
22	Wohnhaus «Zun» Sachsels, Obwalden	ca. 1650	Blockbau, zweigeschossig Wohnhaus mit Obst-, Käse- und Milchkeller	Holz, Stein	EG: Stube und Kammer im Vorderhaus, «Stübli» und Küche im Hinterhaus OG: vier Schlafkammern, eine weitere Kammer Dachgeschoss: drei Kammern, vermutlich zur Vorratshaltung Keller: ebenerdig, Nutzung als Obst-, Käse- und Milchkeller Annexbau: Sanitäranlage Fenster: regelmässig angeordnet

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
	<p>Bauherrschaft: Friedrich Weber und Elisabeth Kürsener</p> <p>Ende 19. Jh.: Familie Zurlinden</p>	<p>Ende 19. Jh.: Einbau eines Wohngeschosses</p>	<p>Affolter, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, 2019, S. 107–115.</p>
<p>Küche: zwei gemauerte Herdstellen Stube: Kachel- und Sandsteinofen, Buffet (1797), Wandschrank</p>		<p>vermutlich bis Anfang 20. Jh. weitgehend unverändert 1952: abgetragen</p>	<p>Brunner, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern, 1977, S. 179–192.</p>
<p>Küche: zwei Feuerstellen mit zwei separaten, gemauerten Kaminzügen Stube: zwei Kachelöfen, Buffet und Kästen</p>		<p>Dokumentation veränderter Rauchfang- und Fensterpartien</p>	<p>Brunner, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern, 1977, S. 238–246.</p>
<p>zahlreiche Wandmalereien Stube: Buffet (1750, extern hinzugefügt), Kachelofen (1840)</p>	<p>Erbauer und erster Besitzer: Niklaus Götschi</p> <p>Anfang 18. Jh.: Wechsel der Besitzerreihe in die Linie der Familie von Flüe 1822: Teilung des Hauses in zwei Wohneinheiten mit zwei verschiedenen Besitzerfamilien</p>	<p>Mitte 18. Jh.: Dacherneuerung, Kunstbemalung innen und aussen 1837: Dacherneuerung; vermutlich auch Vergrößerung der Fenster 1960er-Jahre: Sanitäranlage 1964: Restauration alter Malereien 1991: allgemeine Renovationsarbeiten</p>	<p>Huwlyer, Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden, 1992, S. 520–524.</p>

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
23	Bauernhaus «Hostettli»/ «Sigristenhaus» Hergiswil, Nidwalden	1496/97 (Kernbau)	Blockbau, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Stube/Schlafkammer im Vorderhaus (dazwischen: Binnenfenster) OG: bis unter das Dach geöffnet, zwei Kammern Dach: Brettschindel, mit Steinen beschwert ursprünglich unterkellert bleiverglaste Reihenfenster Türen: Zugang zu Wohngeschoss über traufseitige Treppen; Haupt- eingang direkt in die Küche
24	Wohnhaus «Zum Metzgerrain» Hallau, Schaffhausen	1801/02 (Wiederauf- bau nach Brand)	Steinbau mit getrennter Ökonomie, zweigeschossig	Stein	zwei stockwerkweise getrennte Wohneinheiten, vierteiliges Raum- konzept mit sehr grosser Stube externe Nebenbauten: Scheune mit Stallung, Trottegebäude (Wein- kelter), Wasch- und Brennhaus, Pferdestall Fenster: regelmässig angeordnet

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Kachelofen (frühes 20. Jh.)	1812: Erwerb durch Kirchgemeinde für Sigristen Martin Blättler (Verbleib des Wohnrechts bei der Familie Blättler über sechs Generationen)	1496/97: Errichtung Hinterhaus 17./18. Jh.: vermutlich Neuaufbau 1868: Dach: Schindel durch Biber-schwanzziegel ersetzt Anfang 20. Jh.: Anhebung des Dachs, zweite Laube, Vergrößerung der Fenster, Einbau einer weiteren Kammer im Hinterhaus 1930: Erneuerung der Sanitäranlagen, Abschluss der Rauchküche nach oben, Einrichtung eines Hausflurs 1988–1991: Renovation auf Zustand 16. Jh.	Huwylers, Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden, 1992, S. 514–517.
Stube OG: weisser Kachelofen in oberer Stube, Einbaubuffet Wand- und Deckentäfer in beiden Etagen Stube EG: Uhrgehäuse mit Initialen des Erbauerehepaars	1801/02 bis 1922 im Besitz der Familie Grieshaber	1910er-/20er-Jahre: Erneuerung des östlichen Anbaus, Anbau einer Terrasse	Hermann et al., Die Bauernhäuser des Kantons Schaffhausen, 2010, S. 398–403.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
25	Kleinbauernhaus Buchthalen, Schaffhausen	1668–1670 (Kernbau), 1711 (Erweiterung)	Stein- und Fachwerkbau mit Ökonomietrakt, zweigeschossig	Stein, Holz	ursprünglich einraumtief EG: Stube, Küche OG: zwei Schlafkammern (Grundriss gleich gross wie Ökonomieteil) 18. Jh. vierteiliger Wohnungsgrundriss mit Stube, Nebenstube, Küche und Kammer (EG) und drei Kammern (OG) Ökonomietrakt mit Stall und Tenne über Küche begehbar
26	Wohnhaus Ingenbohl, Schwyz	16. Jh. (Kernbau)	Stein- und Fachwerkbau mit Ökonomietrakt, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Stube und Nebenstube im Vorderhaus, Küche und Esszimmer im Hinterhaus OG: zwei Schlafkammern im Vorderhaus, zwei Kammern im Hinterhaus Annexbau: Trotte und Sennereiraum, Abort (Süd), Holzschopf auf der Westseite Vorderhaus komplett unterkellert
27	Vielzweckbau Altreu, Solothurn	1707/08	Ständerbohlenbau mit Steinelementen, zweigeschossiger Wohnteil	Holz, Stein	dreiraumtiefer Grundriss EG Wohnteil: Korridor mit direktem Zugang zu Küche und Wohnbereich mit Stube und zwei Schlafkammern OG: drei Kammern Scheunentrakt mit Tenn, Stall, Remise

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
	seit 1671 belegt; bis 2005 im Besitz von drei Familien	1711: Verlängerung des Wohnbereichs nach Süden; Vergrößerung zu vierteiligem Grundriss 1879: Anbau Schopf und Schweinestall 1908: Umbau des Scheunenteils zu Wohnzwecken, Aufteilung der Wohnfläche geschossweise, Einbau neuer Zimmer 1913: Ausbau zu Zweifamilienhaus 1938: neue Waschküche als Annex	Hermann et al., Die Bauernhäuser des Kantons Schaffhausen, 2010, S. 377–382.
Stube: Buffet (1717), Kachelofen mit Inscription (1859)		ohne Datierungen: Unterteilung des Hinterhauses (Einzug von Wänden), Umbau eines Kellerteils zum Schweinestall, Vergrößerung und Trennung der Fenster, Einrichtung von Zugläden, Durchgang zwischen Kellerteilen, Einbau einer Küche im OG	Furrer, Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug, 1994, S. 448–451.
vorderer Wohnbereich: Rauchküche mit Feuerstelle und gewölbten Rauchfang; Ofenplatte mit IHS-Zeichen und Familienwappen (Familie Hugi) rückwärtiger Wohnbereich: Kachelofen (Spätbiedermeier)	Bauherrschaft: Urs Kueffer Handwerker: Daniel und Josef Frölicher verschiedene Besitzerwechsel bis 1764 ab 1764: im Besitz der Familie Kilcher beziehungsweise Hugi ab 1803: Familie Kocher	1819: Teilung des Wohnhauses in Ost- und Westteil (Nutzung als Mehrfamilienhaus) um 1900: Ausbau des rückwärtigen Wohnteils mit Errichtung eines Kellerraums; Renovation des Scheunentrakts 1932: Erneuerung des Dachs mit Ziegeln	Flückiger-Seiler et al., Die Bauernhäuser des Kantons Solothurn, 2019, S. 419–429.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
28	Kleinbauernhaus Rohr, Solothurn	1786/87 (Kernbau), 1812/13 (Ökonomieteil)	Ständerbohlenbau mit gemauertem Sockel und Strohdach, angebauter Ökonomieteil	Holz, Stein, Stroh	vierteiliger Grundriss EG: Hauseingang, Küche mit Vorratskammer, Stube mit Nebenstube (unterkellert) OG: nicht ausgebaut
29	Mehrfamilien-Bauernhaus Seewen, Solothurn	1815	Vielzweckbau mit zweigeschossigem Wohnteil und Scheunentrakt	Stein	Wohnbereiche horizontal organisiert für bis zu vier Familien ausgelegt pro Geschoss: zwei Küchen, eine Stube sowie ein bis zwei Kammern
30	Bauernhaus mit Gastwirtschaft Niederbüren, St. Gallen	1767	Vielzweckbau mit Kreuzfirst in Fachwerkbauweise, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Stube, Nebenstube, Küche OG: Stubenkammer, Nebenstubenkammer, zwei Kammern über Küche Dachkammern Webkeller unter der Stube Erweiterungsbau (Südwesten): Küche, Stube, Kammer, «Säli»
31	Rheintaler Kreuzfirsthof Rüthi, St. Gallen	1795/96	Kreuzfirsthof mit Wohnhaus und Scheune	Holz, Stein	EG: Stube, Nebenstube, Küche OG: Stubenkammer, Nebenstubenkammer Wohnbereich unterkellert

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
	<p>Bauherrschaft: Joseph Siebenmann</p> <p>1786–1863: im Besitz und bewohnt von der Familie Siebenmann</p> <p>20. Jh.: über Jahrzehnte unbewohnt; 1961 Erwerb durch Kantonsrat Gottlieb Marti-Eng; seit 1980er-Jahren wieder ganzjährig bewohnt</p>	<p>1813: Scheunenanbau</p> <p>ab 1960er-Jahren: umfassende Renovationen von Dach und Innenräumen</p>	<p>Flückiger-Seiler et al., Die Bauernhäuser des Kantons Solothurn, 2019, S. 456–461.</p>
	<p>Bauherrschaft und erste Bewohner: Joseph Vögli und Maria Scherer mit vier Kindern</p> <p>weitere Mieterfamilien</p> <p>ab 1871: im Besitz der Familie Erzer</p> <p>ab 2000: im Besitz der Familie Häner</p>	<p>1955: Ersatz der Feuerstellen durch Herde</p> <p>Ende 20. Jh.: Modernisierung der Innenräume</p>	<p>Flückiger-Seiler et al., Die Bauernhäuser des Kantons Solothurn, 2019, S. 474–478.</p>
<p>Stube und Nebenstube: Täfer, spätbarocke Deckenprofile, Kachelöfen (1796, 1877)</p> <p>Küche: Eisenherd, Schüttstein</p> <p>Dachkammer: Kamin, Räucherofen</p>	<p>Bauherrschaft unbekannt</p> <p>seit spätestens 1800: im Besitz der Familie Wick</p> <p>ab 1899: Familie Harder</p> <p>ab 1942: Familie Ziegler</p>	<p>um 1820: Anbau der Stallscheune</p> <p>1877: Ausbau des südwestlichen Wohnteils</p> <p>zwischen 1904 und 1912: Erweiterung des Ökonomieteils</p> <p>1977: Schliessung des Restaurants «Schweizerhaus»</p>	<p>Eberle et al., Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen, 2018, S. 424–432.</p>
<p>Küche: Feuerwand, Eisenherd</p> <p>Stube und Nebenstube: Einbauschränke</p>	<p>Bauherrschaft: Jacob Schnider</p> <p>häufige Besitzerwechsel</p>	<p>1815/16: Errichtung des Ökonomieteils</p> <p>1818: Teilung des Hauses</p> <p>1824: Errichtung einer neuen Stallscheune (Südwestseite; 1942 wieder abgerissen)</p> <p>1866: Anbau eines Sticklokals</p> <p>1930: Errichtung eines externen Bienenhauses</p> <p>1943: Errichtung einer Eingangslaube</p> <p>1990er-Jahre: diverse Renovationen</p>	<p>Eberle et al., Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen, 2018, S. 440–448.</p>

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anordnung von Fenstern und Türen
32	Steinbau mit Torkel Mels, St. Gallen	1822	Steinbau mit angebautem Torkel und separater Stallscheune	Stein	zweigeschossiger Wohnteil Küche, Stube, Nebenstube mit darüber liegenden Stuben- und Nebenstubenkammern sowie zusätzlicher Küche EG: Torkel
33	Voralpines Kleinbauernhaus Eschenbach, St. Gallen	1773	Wohnhaus mit freistehender Stallscheune, zweigeschossig	Holz, Stein	ab Anfang 19. Jh.: Nutzung des Wohnteils als Doppelwohnhaus EG: zwei Stuben, Küche OG: gleicher Grundriss, mit Stubenkammern Dachkammern mit vertikaler Trennwand (Teilung in zwei Wohnhälften) vollständig unterkellert mit Webkellern
34	Wohnhaus Baar, Zug	1794	zweiraumtiefes Wohnhaus, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Stube und Nebenstube im Vorderhaus; Hinterstube, Küche, Küchenkammer im Hinterhaus OG: je drei Kammern im Vorder- («Knabenkammern») und Hinterhaus («Mädchenkammern»), über Ofentreppen im EG zugänglich (Aufbewahrungsraum für religiöse Gegenstände) Dachgeschosse: Schnaps-, Korn-, Wäsche- und Militärkammern, Abortlaube, Räucherammer, «Muttergotteskammer» von aussen und innen zugängliches Kellergeschoss
35	Vielzweckbau Amriswil, Thurgau	1538	Vielzweckbau mit Stallscheune, zweigeschossig	Holz, Stein	EG: Küche, Stube (Südseite) OG: Schlafkammer Dachgeschoss: offen, Lagerraum Annexbau: Schweinestall, Abort Kellergeschoss: nachträglich erstellt; Webkeller und Raum zur Lagerung von Obst und Gemüse Hauseingang führt in Küche, von wo aus Stube, Tenn und Obergeschoss erschlossen werden

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Stubenkammer: Täfer, Riemenboden Küche: Kachelofen (1920er-Jahre)	1822–1863: Eigentümer Heinrich Good ? bis Mitte 20. Jh. im Besitz der Familie Albrecht	1852–1861: diverse Um- und Anbauten 1970: Einbau einer zusätzlichen Wohnung 2007: umfassende Renovierungen 2010: Abriss der Stallscheune	Eberle et al., Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen, 2018, S. 464–472.
Küchen: Kachelöfen (18./19. Jh.), Ofenbänke (1838/44)	Bauherrschaft unbekannt 1811–1988: im Besitz der Familie Raymann	zwischen 1802 und 1811: rechtliche und physische Teilung des Hauses 1988/89: Restauration des Hauses	Eberle et al., Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen, 2018, S. 496–506.
Stube: Buffet, Wandschrank, Kachelofen (1794/96)	Bauherrschaft: Familie Dosenbach	Vergrößerung der Fenster im EG, Modernisierung der Küche (ohne Datierungen)	Furrer, Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug, 1994, S. 463–468.
Keller: (rekonstruierter) Webstuhl Küche: Eisenherd, Sandsteinausguss Stube: Kachelofen (19. Jh.), Sitzbank (an Fensterfront)	Bauherrschaft unbekannt 1801–1912: im Besitz der Familie Rutishauser	2. Hälfte 17. Jh.: Einbau eines Kellers 1659: Dacherneuerung 1870er-Jahre: Anbau der Stallscheune 1980er-Jahre: Renovation und Nutzung als Ortseumuseum	Tanner, Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau, 1998, S. 429–436.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
36	Wohnhaus Roggwil, Thurgau	1743	Wohnhaus in Fachwerkbauweise mit gemischtem Landwirt- schaftsbetrieb (Obstpressraum/ Heimweberei), Getrenntbauweise	Stein, Holz	EG: Stube, Stubenkammer, Küche, Raum für Obstpresse OG: vier Schlafkammern, Küche, Baderaum, Stubenofen (20. Jh.) Dachgeschoss: Getreide- und Holzlager partielle Unterkellerung: Most-, Obst-, Gemüse- und Webkeller Annexbau: Abort neben nördli- chem Haupteingang regelmässig angeordnete Einzel- fenster mit Jalousieläden
37	Mehrzweckhaus Savigny, Waadt	1846	Vielzweckbau, eingeschossig	Stein, Holz	Raumordnung Wohngeschoss: Küche, Stube, zwei Schlafkammern Pferdestall, Weinlager, Verkaufslokal Partiell unterkellert Zugang zu Stube und Kammern über die Küche interner Zugang zum Pferdestall Abort
38	Vielzweckhaus Gilly, Waadt	ab 1404/05	Vielzweckbau, eingeschossig	Stein	geteilte Wohn- und Wirtschaftseinheiten Anordnung südöstlicher Teil: Keller, Erdgeschoss mit Werkstatt, Waschküche, Scheune, Heuboden Erster Stock: zwei Kammern und Speicher Anordnung nordöstlicher Teil: Keller, Speicher, Wohnraum im ersten Stock Pferdestall Annexbau: Abort
39	Wohnhaus Bursins, Waadt	ca. 1657	Reihenhaus, eingeschossig	Stein	EG: Trotte und Weinkeller OG: Wohnung Scheune Pferdestall
40	Vielzweckhaus Montpreveyres, Waadt	1727	Vielzweckhaus, zweigeschossig	Stein, Holz	EG: Küche zwischen zwei Zim- mern liegend OG: analog Annexbau: Abort Scheune, Pferdestall

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Keller: Teile eines Webstuhls Stube: Kachelofen (Ende 19./Anfang 20. Jh.)	Bauherrschaft unbekannt 1787–1962: im Besitz der Familie Müller	1870: Reparatur und Erweiterung der Scheune 1873, 1880, 1891: Renovationen Wohnhaus und Scheune 1904: Renovationen Wohnhaus 1907: Einrichtung einer Brennerei 1948: Ausbau der Wohnung im OG	Tanner, Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau, 1998, S. 497–503.
Stube: Ofen (1865), Wandschrank Küche: Spülstein Keller: Gefäss zur Käselagerung	1846: erbaut von Jean-François Deverin 1855: Kauf durch Jean-François Lavanchy	1867: Annexbau für Weinverkauf Anfang 20. Jh.: Bau einer Remise ³	Raymond, Les maisons rurales du canton de Vaud, 2002, S. 156–162.
diverse Originaltüren und Wandschränke	wechselnde Besitzer und Bewohner	vermutlich vier wesentliche Umbauphasen (gemäss Dendrochronologie): 1404/05: Teile von Küche, Wohnstube und Gang 1550: Kellererweiterung 1569–1571: Wohnräume im OG mit daraus resultierender Dacherrhöhung Anfang 17. Jh.: Weinpresse 1641–1643: Veränderung Dachkonstruktionen	Glauser, Les maisons rurales du canton de Vaud, 2002, S. 341–352.
Weinpresse (EG)			Glauser, Les maisons rurales du canton de Vaud, 2002, S. 352–359.
Stube EG: Kachelofen Abort	1824: Aufteilung des Hauses unter vier Parteien (Familie Gilliard) seit 1937 im Besitz der Familie Zwahlen	1824–1843: Neubau	Glauser, Les maisons rurales du canton de Vaud, 2003, S. 387–395.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
41	Wohnhaus «Maison bernoise» Chavornay, Waadt	1647–1649	Vielzweckbau, zweigeschossig	Stein, Holz	dreiraumtiefer Grundriss; Räume hintereinander angeordnet
42	Wohnhaus «Jost-Sigristen- Haus» Ernen, Wallis	1581	Wohnhaus mit steinernem Anbau, zweigeschossig	Stein, Holz	(ursprünglich) EG: Küche und Nebenkammer im Hinter-, Stube und kleine Kammer im Vorderhaus Reihenfenster (EG, aus 1770er- Jahren stammend), Einzelfenster (OG, später eingebaut)
43	Wohnhäuser Obergesteln, Wallis	ab 1868 (Wiederauf- bau nach Dorfbrand)	Wohnhäuser in Steinbauweise	Stein	dreistöckig (vgl. mit städtischen Arbeiterwohnhäusern), Wohnun- gen per Geschoss arrangiert Grundriss: Stube/Nebenstube im Vorder-, Küche und weiteres Zimmer im Hinterhaus Treppen innenliegend, teilweise Erschliessungstreppe über aussen- liegende Laube
44	Wohnhaus «Allet-Haus» Leuk, Wallis	ca. 1475	Weinbauernhaus	Stein	UG: Saalgeschoss EG (ab 1520er-Jahren): zwei Stuben im Vorder-, Küche im Hinterhaus OG: Schlafkammern Rundbogenfenster im Saalgeschoss
45	Wohnhaus «Maison peinte» Botyre, Wallis	1618–1622	Steinbau mit grössflächiger Fas- sadenmalerei, Saal- geschoss und zwei Wohngeschossen	Stein	Saalgeschoss (Lagerung, handwerk- liche Nutzung) zwei Wohneinheiten mit annä- hernd symmetrischen Grundrissen (vertikale Teilung) und eigenen Treppenhäusern ursprünglich sehr kleine Fenster im Saalgeschoss Keller mit Weinpresse

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Stubenkamin	Erbauer: Jean-Francois Malherbe bis 1911 im Besitz der Familie Malherbe, danach Übernahme durch Emile Laurent	1847: Renovierung Saalgeschoss 1863: vermutlich teilweise Neubau 1958: Komplettrestauration	Glauser, Les maisons rurales du canton de Vaud, 2003, S. 449–459.
Stube: Specksteinöfen (1581, 1770), Régence-Aufsatzschrank, Grisaillemalereien (Stubendecken)	bis 1770er-Jahre: Familie Jost ab 1770er-Jahre: Familie Sigristen	1598: Erweiterung des Gebäudes 17. Jh.: neuer Dachstuhl 1601: Einbau einer neuen Treppe, neue Stube und Küche; alte Küche im EG wird Eingangshalle 1770er-Jahre: Umbau Interieur seit 1995: Nutzung als Museum	Flückiger-Seiler, Die Bauernhäuser des Kantons Wallis, 2000, S. 265–272.
Specksteinöfen (mehrheitlich datiert)			Flückiger-Seiler, Die Bauernhäuser des Kantons Wallis, 2000, S. 256–265.
Specksteinöfen (1855), Weinpresse (1758)	Besitzer: Domherr Peter Allet (danach keine Angaben mehr)	1529–1531: diverse Umbauarbeiten ab 1745: neue Fassadengestaltung 1908: Umbau des Saalgeschosses zur Wohnnutzung	Flückiger-Seiler, Die Bauernhäuser des Kantons Wallis, 2000, S. 287–293.
Stuben: spätgotisches Täfer (hölzerne Wand- und Deckenverkleidung)	zwei Bauherren	1843: Änderungen Interieur Keller Anfang 20. Jh.: Ausbau des Saalgeschosses, Vergrößerung der Fenster	Flückiger-Seiler, Die Bauernhäuser des Kantons Wallis, 2000, S. 293–300.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
46	Flarzhaus Wald, Zürich	16./17. Jh. (Kern- bau), 1840 (westlicher Anbau), 1818 (öst- licher Anbau)	zweiraumtie- fes, vierteiliges Flarzhaus	Stein, Holz	offener Dachraum
47	Flarzhaus «Freddi-Haus» Bauma, Zürich	16. Jh. (Kernbau)	einraumbreites, sechsteiliges Flarzhaus	Holz, Stein	EG: Hausflur, Ziegenstall, Schopf, fensterlose Küche mit abgetrenn- tem Vorratsraum, Tür zwischen Küche und Tenn Annexbau: Abort neben Eingangstür niedriger «Schlupfkeller» (Zugang über Garten) vierteiliges Reihenfenster
48	Doppelwohnhaus Wald, Zürich	1782–1784	Einzweckhaus mit Hofscheune, zweigeschossig	Stein	quadratischer, zweiraumtiefer Grundriss, symmetrische Raum- ordnung, Stichflur Reihenfenster
49	Doppelwohnhaus Dättlikon, Zürich	1727 (Wie- deraufbau nach Brand)	Vielzweckbauern- haus mit doppelter Wohneinheit	Stein, Holz	symmetrischer Grundriss, Tenn auf der Mittelachse, zwei dreiraumtiefe Hausteile Keller unter Stuben Ordnung: Stube, Küche, Stall Erschliessung des Tennis über die Küche

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
alte Rauchküche mit offenem Kamin	ab 1885: Familie Zangerer	1791: Aufteilung zum Doppelwohnhaus 1818: Scheunenanbau 1840: Errichtung des westlichen Wohn- teils mit Webkeller 1885: Einrichtung eines Stichlokals, Vergrös- serung der Fenster	Frei, Die Bau- ernhäuser des Kantons Zürich, 2002, S. 191–194.
Küche: Küchenschrank («Almäri»), Küchengerüst, knie- hoher Steinherd Stube: geweiselter Lehmofen mit Sitzkunst (Stube) diverse Tische, Stühle, Sofas, Waschrack, Kommode, Kastenschrank	Bauherren vermutlich Familie Jucker (bis 18. Jh.) 1768: Übernahme durch Familie Rüegg bei Zusicherung lebenslangen Wohnrechts für ehemaligen Besitzer Mitte 19. Jh. bis 1978: Familie Rüegg beziehungsweise «Freddi»	1771: Hausteilung, Einzug von Trenn- wänden, Anbau Erweiterung eines ehemaligen Vielzweckbaus in westlicher Rich- tung (Datierung unbekannt) 1696–1809: Nut- zung der Stube im Nebenhaus als Schulzimmer 18. Jh.: Erweiterung des Kernbaus um Stall und weitere Kammern bis 1850: Nut- zung der Stube als Webzimmer seit 1978: Nutzung als Ortmuseum	Frei, Die Bau- ernhäuser des Kantons Zürich, 2002, S. 198–201.
talseitige Stube: Kachelofen (1782), Bettkasten mit auf- gemalten Stadtlandschaften, Deckentäfer mit barocker Dekorationsmalerei überlieferte Gegenstände aus Inventarprotokoll (1807), unter anderem: drei Webstühle, Fässer und andere Hohlgefässe, diverse Textilrohstoffe, Bücher, Kaffeetassen, Spinnräder	Erbauer: Hans Jakob Moser 1807: Übernahme durch Fami- lie Brändli ab 1899: Familie Jakob Pfenniger	um 1800: Externalisierung des Webstuhls aus der Stube	Frei, Die Bau- ernhäuser des Kantons Zürich, 2002, S. 296–300.
	häufiger Hausbesitzerwechsel durch Verkauf (keine weiteren Angaben)	1727: Wiederaufbau nach Brand	Hermann, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, 1997, S. 310–313.

	Objektart und -bezeichnung/ Standort	Datierung	Beschreibung	Material	Raumgefüge/Art und Anord- nung von Fenstern und Türen
50	Wohnhaus «Unterer Hirschen» Marthalen, Zürich	1715	Wohnhaus, zweigeschossig	Stein, Holz	EG: Wohn- und Amtsstube OG: Stube

- 1 Das «Mittertenhaus» ist ein Haustyp, bei dem Wohn- und Stallteil durch eine mittig liegende Verbindung voneinander getrennt werden.
- 2 «Torkel» bezeichnet eine Weinpresse.
- 3 Eine Remise ist ein rückwärtiger Anbau und dient insbesondere zur Lagerung von landwirtschaftlichen Fahrzeugen oder Geräten.

Ausstattung/Wohnkultur	Bewohner	Dokumentierte Umbauphasen	Band
Stube: Buffet	Erbauer: Hans Jakob Wipf 1848–1878: Nutzung als Weinschenke	seit 1974: Nutzung als Gemeindehaus und Ortsmuseum	Hermann, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, 1997, S. 372–377.

Tabelle 2: Bevölkerung Gesamtschweiz und Kantone, 1700–1900 (in Tausend)

Jahr	1700	1750	1800	1850	1900
Schweiz	1 200,0	–	1 664,8	2 393,3	3 315,4
Zürich	119,4	143,4	180,0	250,1	431,0
Bern	–	200,0	245,8	413,5	532,0
Luzern	57,5	66,0	91,1	132,8	146,5
Uri	9,6	10,9	11,8	14,5	19,7
Schwyz	21,0	25,8	34,2	44,2	55,4
Ob-/ Nidwalden	13,6	16,7	19,1	25,1	28,3
Glarus	10,5	13,4	22,8	30,2	32,3
Zug	8,6	10,6	12,5	17,5	25,1
Freiburg	–	–	66,3	99,9	127,9
Solothurn	32,0	36,5	45,8	69,7	100,8
Basel, beide	33,0	36,8	46,7	74,6	180,7
Schaffhausen	–	19,4	23,3	35,3	41,5
Appenzell, beide	34,9	–	47,5	54,9	68,8
St. Gallen	93,0	109,0	129,5	169,6	250,3
Graubünden	88,0	71,0	72,9	89,9	104,5
Aargau	–	–	125,7	199,8	206,5
Thurgau	59,6	72,3	70,9	88,9	113,2
Tessin	87,4	85,5	90,3	117,8	138,6
Waadt	–	120,0	144,7	199,6	281,4
Wallis	–	–	60,4	81,6	114,4
Neuenburg	27,5	32,3	46,6	70,7	126,3
Genf	17,5	22,7	46,4	64,1	132,6
Jura	–	–	31,1	44,8	57,5

Anmerkungen zu Tabelle 2

Für Bern gelten die Kantonsgrenzen vor dem Anschluss des Juras. Die Tabellenordnung folgt der offiziellen Kantonsreihenfolge, wie sie auch in Artikel 1 der schweizerischen Bundesverfassung vorkommt. Die Tabelle beruht auf der gegenwärtig verfügbaren Literatur (Stand: Juni 2020). Dazu zählen neben demografischen und statistischen Übersichtsdarstellungen auch Artikel aus dem «Historischen Lexikon der Schweiz», den Kantonsgeschichten sowie weiteren Studien. Die erste schweizweite Bevölkerungserhebung fand 1850 statt. Die helvetischen Zählungen um 1800 beruhen, wenn auch manchmal mit unpräzisen Kriterien, zum grossen Teil ebenfalls auf faktischen Zählungen. Für die Jahre 1700 und 1750 liegen in der Regel lediglich Schätzungen oder Teilzählungen vor. Vielmals fallen die in der Literatur verfügbaren Angaben jedoch nicht genau auf diese beiden Jahre, sondern auf frühere oder spätere Daten. Eine zeitliche Spannbreite von bis zu 20 Jahren wurde hier toleriert.

Nachweise

1700 und 1750 (in Klammern die exakten Jahre der Erhebung):

- Schweiz (1700, –): Mattmüller et al., Bevölkerungsgeschichte, Teil 1, Bd. 1, 1987, S. 4.
 Zürich (1690, 1751): Ritzmann-Blickenstorfer, Historische Statistik, 1996, S. 94.
 Bern (–, 1764): Pfister, Bern (Kanton), 2017.
 Luzern (1700, 1745): Wicki, Bevölkerung und Wirtschaft, 1979, S. 15.
 Uri (1691–1700, 1741–1750): Zurfluh, Une population alpine, 1988, S. 528.
 Schwyz (1700, 1743): Schelbert, Bevölkerungsgeschichte, 1989, S. 51, 57.
 Obwalden (1700, 1743): Garovi, Obwalden, 2017.
 Nidwalden (1700, 1743): Krämer, Bevölkerung und Wegnetz, 2014, S. 165.
 Glarus (1700, 1751): Stauffacher, Herrschaft und Landsgemeinde, 1989, S. 271.
 Zug (1700, 1743): Hoppe, Zug (Kanton), 2017.
 Solothurn (1692, 1739): Schluchter, Das Gösgeramt, 1990, S. 26.
 Basel-Stadt (1700, 1750): Scheitlin, Population urbaine suisse, 1985, S. 20.
 Basel-Landschaft (1699, 1743): Kurmann, Die Bevölkerung, 2001, S. 57.
 Schaffhausen (1771): Landolt, Schaffhausen (Kanton), 2017.
 Appenzell Ausserrhoden (1700, –): Schläpfer, Wirtschaftsgeschichte, 1984, S. 139.
 Appenzell Innerrhoden (1713, –): Schürmann, Bevölkerung, 1974, S. 55.
 St. Gallen (1700, 1750): Baumann, Menschen und Alltag, 2003, S. 11.
 Graubünden (1700, 1750): Mathieu, Die ländliche Gesellschaft, 2000, S. 17.
 Thurgau (1711, 1769): Trösch, Thurgau, 2017.
 Tessin (1682–1692, 1769–1772): Baratti, La popolazione, 1992, S. 60.
 Waadt (1764): Hubler, La population, 1998, S. 62.
 Neuenburg (1712, 1752): Bartolini, Neuenburg (Kanton), 2017.
 Genf (1700, 1759): Scheitlin, Population urbaine suisse, 1985, S. 22.

1800, 1850, 1900:

- Schluchter, Die Bevölkerung der Schweiz, 1988, S. 45, 78.

Tabelle 3: Durchschnittliche Anzahl Personen pro Haushalt in der Schweiz und in ausgewählten Regionen/Milieus, 1700–1900

Jahr	1700	1750	1800	1850	1900
Schweiz	–	–	–	4,9	4,5
Zürich	[Landschaft 5,3]	[Landschaft 4,9]	[Landschaft 5,2]	5,0	4,5
Bern/Jura	[Langnau 4,8]	[Langnau 5,2]	[Langnau 5,7]	5,8	5,3
Luzern	[Ebikon 6,0]	–	[Emmen 7,2]	5,9	4,9
Uri	–	–	–	5,1	4,8
Schwyz	–	–	–	4,9	4,6
Ob-/Nidwalden	–	–	–	4,4	4,4
Glarus	–	[Näfels 5,2]	[Näfels 6,6]	4,2	3,7
Zug	–	–	–	5,4	4,9
Freiburg	–	–	–	4,9	4,9
Solothurn	–	[Werderamt 5,3]	[Werderamt 5,4]	5,1	4,8
Basel, beide	[Bretzwil 4,7]	[Landschaft 4,4]	[Landschaft 4,6]	5,5	4,7
Schaffhausen	–	–	–	4,4	4,2
Appenzell, beide	–	–	–	3,6	4,2
St. Gallen	–	–	–	4,6	4,5
Graubünden	[Tarasp 4,0]	[Tarasp 4,0]	[Kanton 4,0]	4,5	4,4
Aargau	–	[Kanton 4,6]	–	5,6	4,7
Thurgau	[Pfarreien 4,6]	–	–	5,3	4,6
Tessin	[Mendrisiotto 5,2]	[Tre Valli 4,5]	[Kanton 4,9]	4,8	4,2
Waadt	–	[Kanton 4,3]	–	4,5	4,5
Wallis	[St-Gingolphe 4,9]	–	[Kanton 4,3]	4,6	4,6
Neuenburg	–	[Fleurier 3,7]	[Fleurier 4,3]	4,7	4,7
Genf	–	[Stadt 4,3]	[Fleurier 4,0]	4,2	3,7

Nachweise

1700, 1750 und 1800 (in Klammern die exakten Jahre der Erhebung):

- Zürich, Landschaft (1700, 1750, 1790): Pfister, Haushalt und Familie, 1990, S. 33.
 Bern, Langnau (1714, 1751, 1806): Bietenhard, Langnau, 1988, S. 185.
 Luzern, Ebikon (um 1700): Wicki, Bevölkerung und Wirtschaft, 1979, S. 33.
 Luzern, Emmen (1810): Polli-Schönborn, Lebensbedingungen, 1999, S. 29.
 Solothurn, Werderamt (1739, 1798): Schluchter, Das Gösgeramt, S. 408.
 Basel, Bretzwil (1699): Schnyder-Burghartz, Alltag und Lebensformen, 1992, S. 91.
 Basel, Landschaft (1774, 1815): Gschwind, Bevölkerungsentwicklung, 1977, S. 287.
 Glarus, Näfels (1766, 1790): Persönliche Mitteilung Anne-Lise Head-König.
 Graubünden, Tarasp (1705, 1750): Mathieu, Bauern und Bären, 1987, S. 137.
 Graubünden, Kanton ohne die Bezirke Bernina, Moësa und Vorderrhein (um 1780):
 Mathieu, Eine Agrargeschichte, 1992, S. 274.
 Aargau, Kanton (1764): Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.
 Thurgau, 28 Pfarreien (1634–1710): Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.
 Tessin, Mendrisiotto (1696) und Tre Valli (1745): Mattmüller et al., Bevölkerungsgeschichte, Teil 1, Bd. 2, 1987, S. 523 f.
 Tessin, Kanton (1824): Ceschi, Storia, 1998, S. 724.
 Waadt, Kanton (1764): Rippmann/Perrenoud, Haushalt, 3. 12. 2009.
 Wallis, St-Gingolphe (1699): Guzzi-Heeb, Donne, uomini, parentela, 2007, S. 237.
 Wallis, Kanton ohne Bezirk (1799): Mathieu, Eine Agrargeschichte, 1992, S. 274.
 Neuenburg, Fleurier (1750, 1837): Miéville, Société traditionnelle, 1992, S. 302, 313.
 Genf, Stadt (1720–1721, 1798): Perrenoud, La population, 1979, S. 103.

1850, 1900:

- Ritzmann-Blickenstorfer, Historische Statistik, 1996, S. 98 f.

**Tabelle 4: «Hulliger-Haus» –
Chronologie der Besitzer und Bewohnerinnen, 1776–1969**

Ostteil

Zeitraum	Besitzer	Lebens- daten	Beruf	Verwandtschaft ¹
1776/77	Heinrich zur Flüe	?–1786	Schiffsmann, Tracht- wirt	
1777–1786	Heinrich Grossmann	1755–1818	Krämer, Postmann	Schwager
1786–?	Franz Grossmann/ Kaspar Flück	1761–?/?–?	Söldner/Organist	Bruder/Schwager
?–1806 unbekannt				
1806–1818	Heinrich Grossmann	1777–1818	Postmann	Sohn von Heinrich Grossmann
1828–1842	Hans Grossmann	1816–1874	Holzschneider, Händler	Sohn
1842–1850	Magdalena Wyss-Brügger	1801–1865		nicht verwandt
1850–1855	Johann Linder	1788–1874	Gerichtssäss	nicht verwandt
1855–1861	Friedrich Linder	1833–?		Sohn
1861–1868	Jakob von Bergen	1832–?	Holzschneider	nicht verwandt
1868/69	Friedrich Seiler- Hopf/Eduard Ruchti/ August Dennler/ Johann Feuerstein/ Christian Hohlen- wegger		?/Wirt/Apotheker/ Gipser/ Amtsgerichtsweibel	nicht verwandt
1869–1874	Gottlieb Urfer		Wirt	nicht verwandt
1874–1880	Peter Huggler	1826–1891	Schlosser	nicht verwandt
1880–1884	Johann Bieri		Händler	nicht verwandt
1884–1904	Joseph Jost		Stallmeister, Kutscher	nicht verwandt
1904–1954	Adolf Hulliger	1877–1962	Spediteur	nicht verwandt
1954–1969	Heidi Hulliger	1912–?	Spediteurin, Verkäuferin	Tochter

Westteil

Zeitraum	Besitzer	Lebensdaten	Beruf	Verwandtschaft ¹
1782–1785	Peter Brunner	?–1785	Schiffsmann	nicht verwandt
1785–1794 unbekannt				
1794–?	Christen Abegglen/Peter Michel/Hans Mühlmann/Christen zur Buchen		Leutnant/Spendvogt/Tambourmajor/Statthalter	nicht verwandt
1800–1837	Hans Brunner	1773–1838	Schiffsmann	Sohn von Peter Brunner
1837–1843	Peter Hohlenwegger	1755–1843	Wirt	Schwager von Peter Brunner
1843–1847 unbekannt (vermutlich Margreth Brunner-Kienholz)				
1847–1854	Barbara Seiler-Hohlenwegger	1784–1853		Tochter von Peter Hohlenwegger
1854–1860	Barbara Ritschard-Seiler	1809–1886		Tochter
1860–1877	Peter Brunner/Elisabeth Brunner/Magdalena Brunner	1810–1877/1836–?/1839–?	Wanderführer	vermutlich verwandt mit Hans Brunner (Sohn)/Töchter von Margaritha Brunner (Schwester von Peter Brunner)
1868–1879	Johannes Flück		Grossrat	
1877–	Peter Brunner/Fritz Brunner	1837–1913/1846–1916	Matrose/Dienstmann	Söhne von Peter Brunner
1916–1931	Margarita Brunner-Thöni			Frau von Peter Brunner
1931–1965	Adolf Hulliger	1901–1965	Fuhrhalter, Speditieur	Sohn von Adolf Hulliger (siehe Tabelle Ostteil)

¹ Das angegebene Verwandtschaftsverhältnis bezieht sich jeweils auf die in der Tabelle unmittelbar vorher erwähnte Person. In Fällen, in denen nicht direkt vererbt wurde oder das Haus erst nach Wiederkauf in die Familie zurückgelangte, wird der Name desjenigen Familienmitglieds aufgeführt, auf welches die Verwandtschaftsbeziehung zurückgeht.

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Archiv und Bibliothek des Freilichtmuseums Ballenberg, Hofstetten bei Brienz

Hausdokumentation Nr. 131, Haus von Therwil

Hausdokumentation Nr. 511, Haus von Tentlingen

Hausdokumentation Nr. 911, Haus von Brülisau

Hausdokumentation Nr. 1031, Haus von Brienz

BalBib_A-0570, Strub, Brigitta: Baselbieter Haus von Therwil, Basel 1990, unveröffentlichtes Typoskript.

BalBib_A-0585, Anderegg, Jean-Pierre: Das Freiburger Bauernhaus im Freilichtmuseum Ballenberg. Haus von Tentlingen, Freiburg 1997, unveröffentlichtes Typoskript.

BalBib_A-0650, Strub, Brigitta: Haus von Brienz, Basel 1992, unveröffentlichtes Typoskript.

BalBib_A-0610, Strub, Brigitta: Appenzeller Kreuzfirshaus von Brülisau/AI, Basel 1991, unveröffentlichtes Typoskript.

Familienarchiv Lorenz, Filisur

ohne Signatur, Familienchronik

ohne Signatur, Hausgeschichte Bignia Lorenz

ohne Signatur, Korrespondenz

Staatsarchiv des Kantons Basel-Landschaft, Liestal (StABL)

BS 4102, Bezirksschreiberei Binningen, Therwil, Teilungen

BS 4102, Bezirksschreiberei Binningen, Therwil, Inventare

Staatsarchiv Graubünden, Chur (StAGR)

A I 21 b 2/61, Kirchenbuch Filisur

IV 25, Familienforschungskartei Lorenz

ohne Signatur, Utopia, armarium codicum bibliophilorum, Cod. 7: Cudesch da Estems (Schätzungs- und Steuerbuch) 1562–1669, <http://e-codices.ch/de/list/one/uttp/0007> (23. 2. 2018).

Gedruckte Quellen

- Affolter, Heinrich Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 1: Das Berner Oberland (BdS, Bd. 27), Basel 1990.
- Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 2: Das höhere Berner Mittelland (BdS, Bd. 28), Basel 2001.
 - Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 4.1: Seeland und Bipperramt (BdS, Bd. 30.1), Basel 2019.
 - et al.: Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 3: Das tiefere Berner Mittelland (BdS, Bd. 29), Basel 2013.
- Anderegg, Jean-Pierre: Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg, Bd. 1: Die Bezirke Saane, See, Sense (BdS, Bd. 7), Basel 1979.
- Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg, Bd. 2: Les districts de la Broye, de la Glâne, de la Gruyère et de la Veveyse (BdS, Bd. 8), Basel 1987.
- Baumberger, Georg: Juhu – Juuhu! Appenzellerland und Appenzellerleut'. Skizzen und Novellen, Einsiedeln, Waldshut, Köln 1903.
- Boschung, Bernard et al.: Les maisons rurales du canton de Neuchâtel (BdS, Bd. 34), Basel, Le Locle 2010.
- Brunner, Ernst: Die Bauernhäuser im Kanton Luzern (BdS, Bd. 6), Luzern, Basel 1977.
- Eberle, Armin, Meinrad Gschwend, Irene Hochreutener Naef, Robert Kruker: Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen (BdS, Bde. 35.1, 35.2), Herisau 2018.
- Flückiger-Seiler, Roland: Die Bauernhäuser des Kantons Wallis, Bd. 2: Das Wohnhaus in Steinbauweise und die Vielzahlbauten (Val d'Illicz) (BdS, Bd. 14), Basel 2000.
- Benno Furrer, Doris Huggel, Pius Räber: Die Bauernhäuser des Kantons Solothurn (BdS, Bd. 36), Basel, Solothurn 2019.
- Frei, Beat: Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 2: Das Zürcher Oberland (BdS, Bd. 10), Basel 2002.
- Furrer, Benno: Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug (BdS, Bd. 21), Basel 1994.
- Furter, Martin: Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt (BdS, Bd. 25), Basel 1999.
- Glauser, Daniel: Les maisons rurales du canton de Vaud, Bd. 3: De la Côte à la Venoge (BdS, Bd. 18), Basel 2002.
- Les maisons rurales du canton de Vaud, Bd. 4: Du Gros-de-Vaud à la Broye (BdS, Bd. 19), Basel 2003.
- Hermann, Isabell: Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 3: Zürcher Weinland, Unterland und Limmattal (BdS, Bd. 11), Basel 1997.
- Die Bauernhäuser beider Appenzell (BdS, Bd. 31), Herisau 2004.
 - et al.: Die Bauernhäuser des Kantons Schaffhausen (BdS, Bd. 33), Basel 2010.
- Huwlyer, Edwin: Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden (BdS, Bd. 20), Basel 1992.
- Räber, Pius: Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Bd. 1: Freiamt und Grafschaft Baden (BdS, Bd. 22), Basel 1996.
- Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Bd. 2: Fricktal und Berner Aargau (BdS, Bd. 23), Basel 2002.

- Raymond, Denyse: Les maisons rurales du canton de Vaud, Bd. 2: Préalpes – Chablais – Lavaux (BdS, Bd. 17), Basel 2002.
- Roland, Isabelle et al.: Les maisons rurales du canton de Genève (BdS, Bd. 32), Genève 2006.
- Jean-Paul Prongué: Les maisons rurales du canton du Jura (BdS, Bd. 26), Delémont, Basel 2012.
- Rüsch, Gabriel: Historisch-geographische Darstellung des Kantons Appenzell, mit besonderer Berücksichtigung seiner Kuranstalten, Alpengegenden und Industrie, St. Gallen 1844.
- Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Hg.): Die Bauernhäuser der Schweiz (BdS), 34 Bände (Stand: Januar 2019), Basel 1965 ff.
- Simonett, Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1: Wohnbauten (BdS, Bd. 1), Basel 1965.
- Tanner, Erika: Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau (BdS, Bd. 24), Basel 1998.
- (BdS: Die Bauernhäuser der Schweiz)

Literatur

- Ago, Renata: *Gusto for Things. A History of Objects in Seventeenth-Century Rome*, Chicago 2013.
- Ågren, Maria: *Domestic Secrets. Women and Property in Sweden, 1600–1857*.
- Anderegg, Jean-Pierre: Ein Senslerhaus im Freilichtmuseum Ballenberg, in: *Beiträge zur Heimatkunde des Sensebezirks*, Bd. 51, o. O. 1981, S. 8–15.
- Anderson, Michael: *Approaches to the History of the Western Family, 1500–1914*, London, Basingstoke 1980.
- Andritzky, Michael (Hg.): *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle*, Giessen 1992.
- Ariès, Philippe: Pour une histoire de la vie privée, in: ders., Georges Duby (Hg.): *Histoire de la vie privée*, Bd. 3: De la Renaissance aux Lumières, Paris 1986, S. 7–20.
- Roger Chartier (Hg.): *Geschichte des privaten Lebens*, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, Frankfurt am Main 1991.
- Georges Duby (Hg.): *Histoire de la vie privée*, 5 Bände, Paris 1986/87.
- Auslander, Leora: Beyond words, in: *American Historical Review* 110/4 (Oktober 2005), S. 1015–1045.
- Backe-Hansen, Melanie: *House Histories. The Secrets Behind Your Front Door*, Stroud 2011.
- Baeschlin, Alfredo, Alfred Bühler, Max Gschwend: *Wegleitung für die Aufnahme der bäuerlichen Hausformen und Siedlungen in der Schweiz*, Basel 1948.
- Baratti, Danilo: La popolazione nella Svizzera Italiana dell'Antico Regime, in: *Archivio Storico Ticinese* 111 (1992), S. 53–96.
- Bartolini, Lionel: Neuenburg (Kanton), in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 18. 5. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7397.php (25. 9. 2017).
- Baumann, Max: Menschen und Alltag, in: *Sankt-Galler Geschichte* 2003, Bd. 4, St. Gallen 2003.

- Baumgarten, Karl: Das deutsche Bauernhaus. Eine Einführung in die Geschichte vom 9. bis zum 19. Jahrhundert, Neumünster 1985.
- Baumhauer, Joachim Friedrich: Hausforschung, in: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 101–133.
- Bedal, Konrad: Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur, Münster 1978.
- Bellwald, Waltraut: Wohnen und Wohnkultur. Wandel von Produktion und Konsum in der Deutschschweiz, Zürich 1996.
- Bennett, Tony: The Birth of the Museum. History, Theory, Politics, New York 1995.
- Bielmann, Jürg: Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. und 19. Jahrhunderts, Basel, Stuttgart 1972.
- Bieri, Anette: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Holzbauten im Kanton Zug. Der Blockbau, Zug 2013.
- Bietenhard, Benedikt: Langnau im 18. Jahrhundert. Die Biografie einer ländlichen Kirchgemeinde im bernischen Ancien Régime, Thun 1988.
- Birdwell-Pheasant, Donna, Denise Lawrence-Zúñiga (Hg.): House Life. Space, Place and Family in Europe, Oxford 1999.
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis – auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976.
- Bräker, Ulrich: Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg, hg. von Samuel Voellmy, Zürich 1993.
- Brändli, Daniel: Grösse der Haushalte 1764–1990, in: Christian Pfister, Hans-Rudolf Egli (Hg.): Historisch-Statistischer Atlas des Kantons Bern, 1750–1995: Umwelt – Bevölkerung – Wirtschaft – Politik, Bern 1998, S. 74–76.
- Braun, Rudolf: Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800, Winterthur 1960.
- Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert, Erlenbach-Zürich 1965.
- Protoindustrialization and demographic changes in the canton of Zürich, in: Charles Tilly (Hg.): Historical Studies of Changing Fertility, Princeton 1978, S. 289–334.
- Bräunlein, Peter J.: Material Turn, in: Georg-August-Universität Göttingen (Hg.): Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen, Göttingen 2012, S. 30–44, gemäss Inhalt DNB.
- Brewer, John, Roy Porter (Hg.): Consumption and the World of Goods, London, New York 1994.
- Bringéus, Nils-Arvid: Perspektiven des Studiums materieller Kultur, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturforschung 29, N. F. 14 (1986), S. 159–174.
- Brower Stahl, Ann: Material histories, in: Dan Hicks, Mary C. Beaudry (Hg.): The Oxford Handbook of Material Culture Studies, Oxford 2010, S. 150–173.
- Brunner, Otto: Das «ganze Haus» und die alteuropäische «Ökonomik», in: ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1968, S. 103–127.
- Bucher, Silvio: Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert, Luzern 1974.

- Buchli, Victor: *An Anthropology of Architecture*, London, New York 2013.
- Budde, Gunilla: Familie im Fokus der Geschichtswissenschaften, in: Astrid Wonneberger, Katja Weidtmann, Sabina Stelzig-Willutzki (Hg.): *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*, Wiesbaden 2018, S. 149–174.
- Burgess, Anthony: *Wiege, Bett und Récamier. Kleine Kulturgeschichte des Liegens*, München 1985.
- Burguière, André, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend (Hg.): *Histoire de la famille*, 3 Bände, Paris 1986–1994.
- François Lebrun: Die Vielfalt der Familienmodelle in Europa, in: ders., Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend (Hg.): *Geschichte der Familie. Neuzeit*, Frankfurt am Main 1997, S. 13–119.
- Bürkle, Stefanie: *Migration von Räumen. Architektur und Identität im Kontext türkischer Remigration*, Berlin 2016.
- Carlano, Annie, Bobbie Sumberg: *Sleeping Around. The Bed from Antiquity to Now*, Seattle 2006.
- Ceschi, Raffaello (Hg.): *Storia del Cantone Ticino. Il Novecento*, Bellinzona 1998.
- Collomp, Alain: *La maison du père. Familles et villages en Haute-Provence aux XVII^e et XVIII^e siècles*, Paris 1983.
- Familles. Habitations et cohabitations, in: Philippe Ariès, Georges Duby (Hg.): *Histoire de la vie privée*, Bd. 3: *De la Renaissance aux Lumières*, Paris 1986, S. 501–542.
- Conrad, Christoph: Die Dynamik der Wenden. Von der neuen Sozialgeschichte zum cultural turn, in: *Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 22: Wege der Gesellschaftsgeschichte* (2006), S. 133–160.
- Joachim Eibach, Brigitte Studer, Simon Teuscher: Wohnen im historischen Wandel – eine Einladung zur Wiederentdeckung. Einführung, in: dies. (Hg.): *Wohnen und die Ökonomie des Raumes*, Zürich 2014, S. 7–17.
- Cremer, Annette Caroline: Vier Zugänge zu (frühneuzeitlicher) materieller Kultur: Text, Bild, Objekt, Re-enactment, in: dies., Martin Mulrow (Hg.): *Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung*, Köln 2017, S. 63–93.
- Cristellon, Cecilia: Das Haus als Bühne: Vor- und nachreformatorische Heirats- und Ehepraxis, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin, Boston 2015, S. 303–319.
- Daston, Lorraine (Hg.): *Things that Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2004.
- Davidoff, Leonore, Catherine Hall (Hg.): *Family Fortunes. Men and Women of the English Middle Class 1780–1850*, London 1987.
- Deetz, James: *In Small Things Forgotten. An Archaeology of Early American Life*, New York 1977.
- Delitz, Heike: Architektur, in: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn: *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014, S. 165–169.
- Demos, John: *A Little Commonwealth. Family Life in Plymouth Colony*, New York 1970.
- Dibie, Pascal: *Ethnologie de la chambre à coucher*, Paris 1987.

- Di Falco: Und alles ward gut, in: *Der Bund*, 10.02.2018, www.derbund.ch/bern/kanton/und-alles-ward-gut/story/20597101 (14.4.2018).
- Dirlmeier, Ulf (Hg.): *Geschichte des Wohnens*, Bd. 2, 500–1800: Hausen – Wohnen – Residieren, Stuttgart 1998.
- Dobler, Georg: *Bedürfnisse und der Umgang mit Dingen. Eine historische Ethnographie der Ile d'Ouessant, Bretagne, 1800–2000*, Berlin 2004.
- Domanska, Ewa: *The material presence of the past*, in: *History and Theory* 45 (2006), S. 337–348.
- Dommann, Monika: *Die Lust an Überresten und Überlieferungsmedien. Materielle Kulturen und Historiografien der Schweiz seit 1850*, in: *Traverse* 19/1 (2012), S. 261–276.
- Droysen, Johann Gustav: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*, hg. von Rudolf Hübner, Darmstadt 1972.
- *Historik*, Bd. 1: *Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/58) und in der letzten gedruckten Fassung (1882)*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977.
- Duby, Georges: *Vorwort*, in: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend (Hg.): *Geschichte der Familie*, Bd. 2: *Mittelalter*, Frankfurt am Main 1997, S. 7–13.
- Düllo, Thomas: *Häusliche Dinge*, in: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn: *Handbuch Materielle Kultur*, Stuttgart 2014, S. 214–218.
- Dünne, Jörg: *Einleitung (Teil IV Soziale Räume)*, in: ders., Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2006, S. 289–303.
- Eggenberger, Peter: *Entdecker von Dunant: Georg Baumberger liebte den Alpstein*, in: *Tagblatt*, 24. 7. 2010, www.tagblatt.ch/ostschweiz/appenzellerland/Entdecker-von-Dunant-Georg-Baumberger-liebte-den-Alpstein;art111,1580002 (24. 8. 2017).
- Ehmer, Josef, Michael Mitterauer: *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*, Wien 1986.
- Tamara K. Hareven, Richard Wall: *Vorwort*, in: dies. (Hg.): *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*, Frankfurt am Main, New York 1997, S. 7–17.
- Eibach, Joachim: *Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 38/4 (2011), S. 621–664.
- Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin, Boston 2015.
- Eisinger, Angelus: *Urbanisierung*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 22. 1. 2015, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7876.php (10. 7. 2018).
- Fischer, Rainald: *Die Kunstdenkmäler des Kantons Appenzell Innerrhoden*, Basel 1984.
- Frevert, Ute: *Bürgertumsgeschichte als Familiengeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 16/4 (1990), S. 491–501.
- Frevert, Ute et al.: *Learning How to Feel. Children's Literature and the History of Emotional Socialization, 1870–1970*, Oxford 2014.
- Friedhoff, Jens: *«Magnificence» und «Utilité». Bauen und Wohnen 1600–1800*, in: Ulf Dirlmeier (Hg.): *Geschichte des Wohnens*, Bd. 2: *500–1800: Hausen – Wohnen – Residieren*, Stuttgart 1998, S. 503–789.

- Frommelt, Fabian: Verpfründung, in: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online, 31. 12. 2011, <https://historisches-lexikon.li/Verpfründung> (4. 5. 2020).
- Foyster, Elizabeth, James Marten (Hg.): *A Cultural History of Childhood and Family*, 6 Bände, Oxford 2010.
- Fuhrmann, Bernd, Wencke Meteling, Barbara Rajkay, Matthias Weipert: *Geschichte des Wohnens vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt 2008.
- Furrer, Benno: *Agrikultur – Baukultur*, in: *Baukultur – Wohnkultur – Ökologie*. Tagungsband zum 5. interdisziplinären Symposium an der Universität Zürich im April 1992, hg. von Barbara Emmenegger, Kuno Gurtner, Armin Reller, Zürich, Stuttgart 1993, S. 73–83.
- Füssel, Marian: Die Materialität der Frühen Neuzeit. Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 42/3 (2015), S. 433–463.
- Gaillard, Ursula: *Geburtenregelung*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 10. 9. 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16115.php (23. 10. 2017).
- Garovi, Angelo: *Obwalden*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 12. 3. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7410.php (25. 9. 2017).
- Geismar, Haidy, Daniel Miller, Susanne Kuchler, Michael Rowlands, Adam Drazin: *Material Culture Studies*, in: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn: *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014, S. 309–316.
- Germann, Jennifer G., Heidi A. Strobel (Hg.): *Materializing Gender in Eighteenth-Century Europe*, London 2018.
- Gerritsen, Anne, Giorgio Riello: *Introduction: Writing Material Culture History*, in: dies. (Hg.): *Writing Material Culture History*, London, New York 2015, S. 1–15.
- *The Global Lives of Things. The Material Culture of Connections in the Early Modern World*, London 2016.
- Gestrich, Andreas, Jens-Uwe Krause, Michael Mitterauer: *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003.
- Giddens, Anthony: *Central Problems in Social Theory*, London 1979.
- Gieryn, Thomas F.: *What buildings do*, in: *Theory and Society* 31/1 (Februar 2002), S. 35–74.
- Gladbach, Ernst: *Der Schweizer Holzstil in seinen cantonalen und constructiven Verschiedenheiten vergleichend dargestellt mit Holzbauten Deutschlands*, Zürich 1886.
- Glänzer, Volker: *Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung*, München 1980.
- Glassie, Henry: *Folk Housing in Middle Virginia. A Structural Analysis of Historical Artifacts*, Knoxville 1975.
- *Material Culture*, Bloomington 1999.
- *Vernacular Architecture*, Bloomington 2000.
- Goody, Jack: *Vorwort*, in: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend (Hg.): *Geschichte der Familie. Neuzeit*, Frankfurt am Main 1997, S. 7–13.
- Greyerz, Kaspar von, Hans Medick, Patrice Veit (Hg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als europäische Quelle 1500–1800 (Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 9)*, Köln 2001.
- Grimm, Jacob und Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3/Bd. 10, Leipzig 1862/1877.

- Grunder, Hans-Ulrich: Alphabetisierung, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 21. 1. 2015, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10394.php (9. 7. 2018).
- Gschwend, Max: Ein schweizerisches Freilichtmuseum?, in: *Heimatschutz* 57 (1962), S. 90–111.
- Hausforschung in der Schweiz 1919–1969, in: *Geographica Helvetica* 24 (1969), S. 216–219.
 - Geschichte und Geschichten, in: *Schweizerisches Freilichtmuseum Ballenberg* (Hg.): *Jahrbuch des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg* 2, Brienz 1998, S. 28–146.
- Gschwind, Franz: *Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert*, Liestal 1977.
- Guzzi-Heeb, Sandro: Von der Familien- zur Verwandtschaftsgeschichte: Der mikrohistorische Blick. Geschichten von Verwandten im Walliser Dorf Vouvy zwischen 1750 und 1850, in: *Geschwister – Eltern – Großeltern: Beiträge der historischen, anthropologischen und demographischen Forschung*, *Historische Sozialforschung* 30/3 (113) (2005), S. 107–129.
- Donne, uomini, parentela. Casati alpine nell'Europa preindustriale (1650–1850), Turin 2007.
- Hahn, Hans Peter: *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin 2005.
- Hajnal, John: European marriage pattern in historical perspective, in: David V. Glass, David E. C. Eversley (Hg.): *Population in History. Essays in Historical Demography*, London 1965, S. 101–143.
- Hamling, Tara: Die Gestaltung des frommen Hauses im protestantischen Europa, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin, Boston 2015, S. 195–215.
- Visual and material sources, in: Laura Sangha, Jonathan Willis (Hg.): *Understanding Early Modern Primary Sources*, London 2016, S. 129–153.
 - Richardson, Catherine: *A Day at Home in Early Modern England. Material Culture and domestic Life, 1500–1700*, New Haven, London 2017.
- Hannan, Leonie, Sarah Longair: *History through Material Culture*, Manchester 2017.
- Harding, Elizabeth: *Ökonomie der Gastlichkeit. Wirtschaftsbeziehungen und Deutungen des frühneuzeitlichen Professorenhaushaltes*, in: Christoph Conrad, Joachim Eibach, Brigitte Studer, Simon Teuscher (Hg.): *Wohnen und die Ökonomie des Raumes*, Zürich 2014, S. 93–115.
- Einführung: Materialität und Wohnkultur, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin, Boston 2015, S. 169–175.
- Hardwick, Julie: *Family Business. Litigation and the Political Economies of Daily Life in Early Modern France*, Oxford 2009.
- Harvey, Karen (Hg.): *History and Material Culture. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources*, London 2009.
- Hassinger, Hugo: Organisation und Arbeitsprogramm der Abteilung: Ländliche Haus- und Siedlungsforschung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 24 (1922–1923), S. 25–42.

- Hausen, Karin: Familie als Gegenstand Historischer Sozialwissenschaft. Bemerkungen zu einer Forschungsstrategie, in: Historische Familienforschung und Demographie, Geschichte und Gesellschaft 1/2–3 (1975), S. 171–209.
- «... eine Ulme für das schwankende Efeu». Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeiten im späten 18. und 19. Jahrhundert, in: Ute Frevert (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, S. 85–117.
- Hauser, Andrea: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes, Tübingen 1994.
- Head-König, Anne-Lise: Contrastes ruraux et urbaines en 1600 et au début du XIX^e siècle: la croissance démographique des villes et des campagnes et ses variables, in: Liliane Mottu-Weber, Dominique Zumkeller (Hg.): Mélanges d'histoire économique offerts au Professeur Anne-Marie Piuz, Genève 1989, S. 125–142.
- Bevölkerung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, 8. 9. 2011, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7946.php (19. 10. 2017).
 - Alfred Perrenoud: Familie, in: Historisches Lexikon der Schweiz, 29. 9. 2015, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16100.php (7. 11. 2017).
- Heidrich, Hermann: Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung, in: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 33–57.
- Hengst, Karlheinz: Hausnamen, in: Handbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2, Sp. 821–824, www.hrgdigital.de/download/pdf/hausnamen.pdf (14. 9. 2018).
- Hennig, Nina, Heinrich Mehl (Hg.): Bettgeschichte(n). Zur Kulturgeschichte des Bettes und des Schlafes, Heide in Holstein 1997.
- Herman, Bernard L.: The Stolen House, Charlottesville, London 1992.
- Hicks, Dan: The Material-Cultural Turn: event and effect, in: ders., Mary C. Beaudry (Hg.): The Oxford Handbook of Material Culture Studies, Oxford 2010, S. 25–99.
- Mary C. Beaudry (Hg.): The Oxford Handbook of Material Culture Studies, Oxford 2010.
- Hochstrasser, Olivia: Ein Haus und seine Menschen, 1549–1989. Ein Versuch zum Verhältnis von Mikroforschung und Sozialgeschichte, Tübingen 1993.
- Hodder, Ian (Hg.): The Archaeology of Contextual Meanings, Cambridge u. a. 1987.
- Hoppe, Peter: Zug (Kanton), in: Historisches Lexikon der Schweiz, 13. 4. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7373.php (25. 9. 2017).
- Huber, Eugen: System und Geschichte des Schweizerischen Privatrechts, Bd. 4, Basel 1893.
- Hubler, Lucienne: La population sous l'Ancien Régime: la vie fragile, in: De l'Ours à la Cocarde. Régime bernois et révolution en pays de Vaud (1536–1798), Lausanne 1998, S. 61–72.
- Hudson, Kenneth: Museums of Influence, Cambridge, London, New York 1987.
- Hunziker, Jakob: Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt, 8 Bände, Aarau 1900–1914.
- Husslein-Arco, Agnes: Schlaflos. Das Bett in Geschichte und Gegenwartskunst, Wien 2015.

- Huwylar, Edwin: Schweizerische Hausforschung. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, in: Schweizerisches Freilichtmuseum Ballenberg (Hg.): Jahrbuch des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg 1, Brienz 1996, S. 15–136.
- Ballenberg. Schweizerisches Freilichtmuseum für ländliche Kultur, Bern 2008.
 - «Häuser und Landschaften der Schweiz»: Richard Weiss und die Hausforschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 105 (2009), S. 57–64.
- Imhof, Arthur E.: Einführung in die Historische Demographie, München 1977.
- Joris, Elisabeth: Profession und Geschlecht: Das Haus als Ort der Ausbildung und Berufstätigkeit im 19. Jahrhundert, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, Berlin, Boston 2015, S. 355–373.
- Jütte, Daniel: Living stones. The house as actor in early modern Europe, in: *Journal of Urban History* 41 (2015), S. 1–29.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, München 1999.
- Kelly, Andrew (Hg.): *Kentucky by Design. American Culture, the Decorative Arts and the Federal Art Project's Index of American Design*, Kentucky 2015.
- Kertzner, David I., Marzio Barbagli (Hg.): *The History of the European Family*, 3 Bände, New Haven 2001/02.
- Introduction, in: dies. (Hg.): *The History of the European Family*, Bd. 1: *Family Life in Early Modern Times, 1500–1789*, New Haven 2001, S. ix–3.
 - Introduction, in: dies. (Hg.): *The History of the European Family*, Bd. 2: *Family Life in the Long Nineteenth Century, 1789–1913*, New Haven 2002, S. ix–3.
- Kirchberg, Volker: *Gesellschaftliche Funktion von Museen. Makro-, meso- und mikrosoziologische Perspektiven*, Wiesbaden 2005.
- Kocher, Hans: *Der Flarz. Heimarbeiter- und Kleinbauernhaus im Zürcher Oberland, Pfäffikon* 1988.
- Kopytoff, Igor: The cultural biography of things. Commoditization as process, in: Arjun Appadurai (Hg.): *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986, S. 64–91.
- Korff, Gottfried: Einleitung. Notizen zur Dingbedeutsamkeit, in: *13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg, Stuttgart* 1992, S. 8–17.
- *Museumsdinge. Deponieren – Exponieren*, Köln 2007.
- Kramer, Karl-Sigismund: *Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung*, München 1940.
- Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding: Probleme der volkskundlichen Terminologien, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962), S. 91–101.
 - «Materielle» und «geistige» Volkskultur, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1969), S. 80–84.
- Krämer, Daniel: *Bevölkerung und Wegnetz: Leben in Abgeschiedenheit*, in: *Geschichte des Kantons Nidwalden*, Bd. 1: *Von der Urzeit bis 1850*, hg. vom Kanton Nidwalden, Stans 2014, S. 160–172.
- Krusenstjern, Benigna von: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag* 2 (1994), S. 462–471.

- Kurmann, Fridolin: Die Bevölkerung, in: Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft, Bd. 4, Liestal 2001, S. 53–74.
- Landolt, Oliver: Schaffhausen (Kanton), in: Historisches Lexikon der Schweiz, 17. 5. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7388.php (25. 9. 2017).
- Lanzinger, Margareth: Vererbung: Soziale und rechtliche, materielle und symbolische Aspekte, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch, Berlin, Boston 2015, S. 319–337.
- Laslett, Peter, Richard Wall (Hg.): Household and Family in Past Time, Cambridge 1972.
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt am Main 2007.
- Lauffer, Otto: Quellen der Sachforschung. Wörter, Schriften, Bilder und Sachen. Ein Beitrag zur Volkskunde der Gegenstandskultur, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 17 (1943), S. 106–131.
- Le Toquin, Alain, Jacques Bosser: Gartenkunst. Meisterwerke aus zwei Jahrtausenden, München 2006.
- Leimgruber, Walter: Volkskunde/Kulturanthropologie, in: *Traverse* 19/1 (2012), S. 119–147.
- Lenzin, Danièle: «Folklore, vivat, crescat, floreat!». Über die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz um 1900, Zürich 1996.
- Lévi-Strauss, Claude: *Anthropologie structurale*, Paris 1958.
- Light, Sally: *House Histories. A Guide to Tracing the Genealogy of Your Home*, Spencertown 1989.
- Lindström, Dag, Göran Tagesson: On spatializing history – the household as spatial unit in Early Modern Swedish towns, in: *META Historiskarkeologisk tidskrift*, Uppsala 2015, S. 47–60.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001.
– et al. (Hg.): *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen 2008.
- Lubar, Steven, W. David Kingery (Hg.): *History from Things. Essays on Material Culture*, Washington DC 1993.
- Lübbe, Hermann: *Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen*, London 1982.
- Ludwig, Andreas: *Geschichtswissenschaft*, in: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn: *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart, Weimar 2014, S. 287–292.
- Lüthi, Christian: Mittelland (Region), in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 25. 8. 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8566.php (20. 6. 2016).
- Mathieu, Jon: *Eine Region am Rand. Das Unterengadin 1650–1800*, Chur 1983.
– *Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650–1800*, Chur 1987.
– *Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800*, Zürich 1992.
– *Die ländliche Gesellschaft*, in: *Handbuch der Bündner Geschichte*, Bd. 2, Chur 2000.
– *Landschaft als historischer Prozess*, in: Jon Mathieu, Norman Backhaus, Katja Hürlimann, Matthias Bürgi (Hg.): *Geschichte der Landschaft in der Schweiz. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart*, Zürich 2016, S. 11–25.

- Mattmüller, Markus et al.: Bevölkerungsgeschichte der Schweiz, Teil 1: Die Frühe Neuzeit, 1500–1700, Bd. 1: Darstellung, Basel, Frankfurt am Main 1987.
- Bevölkerungsgeschichte der Schweiz, Teil 1: Die Frühe Neuzeit, 1500–1700, Bd. 2: Wissenschaftlicher Anhang, Basel, Frankfurt am Main 1987.
- Maynes, Mary Jo: Class cultures and images of proper family life, in: David I. Kertzer, Marzio Barbagli (Hg.): *The History of the European Family*, Bd. 2: *Family Life in the Long Nineteenth Century, 1789–1913*, New Haven 2002, S. 195–229.
- McKendrick, Neil, John Brewer, John Harold Plumb: *The Birth of a Consumer Society. The Commercialisation of Eighteenth Century England*, London 1987.
- Meier-Oberist, Edmund: *Kulturgeschichte des Wohnens im abendländischen Raum*, Hamburg 1956.
- Meyer, Kurt: *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz*, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2006.
- Middell, Matthias, Steffen Sammler (Hg.): *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992*, Leipzig 1994.
- Miéville, Beatrice Sorgesa: *De la société traditionnelle à l'ère industrielle: les comportements familiaux face au changement économique. Mutations démographiques d'un village horloger du Jura neuchâtelois: Fleurier 1727–1914*, Neuchâtel 1992.
- Miklautz, Elfie, Herbert Lachmayer, Reinhard Eisendle (Hg.): *Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums*, Wien 1999.
- Miller, Daniel: *Material Culture and Mass Consumption*, Oxford 1987.
- Christopher Tilley: Editorial, in: *Journal of Material Culture* 1/1 (1996), S. 1–15.
- Miller, Peter: Introduction: The culture of the hand, in: ders. (Hg.): *Cultural Histories of the Material World*, Ann Arbor 2013, S. 1–33.
- Mitterauer, Michael: *Sozialgeschichte der Familie. Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven*, Wien 2009.
- Mohrmann, Ruth: *Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, 2 Bände, Münster 1990.
- *Wohnen und Wirtschaften*, in: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, S. 133–155.
- Moser, Brigitte, Thomas Glauser: *Wohnen und Arbeiten um 1500. Eine interdisziplinäre Annäherung*, in: Christoph Conrad, Joachim Eibach, Brigitte Studer, Simon Teuscher (Hg.): *Wohnen und die Ökonomie des Raumes*, Zürich 2014, S. 79–83.
- Nagy-Braun, Gisela et al.: *Wohnen*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 3. 2. 2015, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16229.php (23. 3. 2018).
- Netting, Robert McC.: *Balancing on an Alp. Ecological Change and Continuity in a Swiss Mountain Community*, Cambridge 1981.
- Niederer, Arnold: *Bäuerliches Erbrecht*, in: *Atlas der Schweizerischen Volkskunde, Kommentar, Teil 1, 2. Halbband*, Basel 1988, S. 570–600.
- Niethammer, Lutz (Hg.): *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, Wuppertal 1979.
- Oldenziel, Ruth, Mikael Hård: *Consumers, Tinkerers, Rebels. The People who Shaped Europe*, Basingstoke 2013.
- Olusoga, David: *Slave trader's home, slum, des res: the stories of one house raise restless ghosts*, in: *The Guardian*, 31. 12. 2017, www.theguardian.com/society/2017/dec/31/

- domestic-stories-restless-ghosts-a-house-through-time-david-olusoga-social-history (16. 7. 2018).
- Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, Frankfurt am Main 2018.
- Orcel, Christian, Alain Orcel: Analyse dendrochronologique de bois provenant de la maison «Hügin Haus» située à Therwil (BL), Moudon, 2. Oktober 1985, in: Archiv des Freilichtmuseums Ballenberg, Hausdokument Nr. 131.
- Ottenjann, Helmut: Traditionelles Wohnen auf dem Lande und der Umbruch zur modernen Urbanisierung und Industrialisierung (Einführung), in: Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit (Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 4), Stuttgart 1985, S. 25–29.
- Perrenoud, Alfred: La population de Genève du seizième au début du dix-neuvième siècle. Étude démographique, Genève 1979.
- Transitions épidémiologiques et transitions de fécondité dans le passé occidental, in: Transitions démographiques et sociétés, Chaire Quételet 1992, S. 239–255.
 - The Coexistence of generations and the availability of kin in a rural community at the beginning of the nineteenth century, in: The History of the Family 3/1 (1998), S. 1–15.
 - Fruchtbarkeit, in: Historisches Lexikon der Schweiz, 14. 11. 2006, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11011.php (19. 10. 2017).
- Perrot, Michelle: Introduction, in: Philippe Ariès, Georges Duby (Hg.): Histoire de la vie privée, Bd. 4: De la Révolution à la Grande Guerre, Paris 1987, S. 9–14.
- Manières d’habiter, in: Philippe Ariès, Georges Duby (Hg.): Histoire de la vie privée, Bd. 4: De la Révolution à la Grande Guerre, Paris 1987, S. 309–324.
- Petsch, Joachim: Eigenheim und gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens, Köln 1989.
- Pfeifer-Helke, Tobias: Die Koloristen. Schweizer Landschaftsgrafik von 1766–1848, Berlin, München 2011.
- Pfister, Christian: Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie, München 1994.
- Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern 1700–1914, Bern 1995.
 - Bern (Kanton), in: Historisches Lexikon der Schweiz, 18. 1. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7383.php (15. 9. 2017).
- Pfister, Ulrich: Die Anfänge der Geburtenbeschränkung. Eine Fallstudie (ausgewählte Zürcher Familien im 17. und 18. Jahrhundert), Bern 1985.
- Work Roles and Family Structure in Proto-Industrial Zurich, in: The Journal of Interdisciplinary History 20/1 (1989), S. 83–105.
 - Haushalt und Familie auf der Zürcher Landschaft des Ancien régime, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel 1990.
 - Die Zürcher Fabriques. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert, Zürich 1992.
- Pitkin, Donald S.: The House that Giacomo Built. History of an Italian Family, 1898–1978, New York 1985.

- Polli-Schönborn, Marco: Lebensbedingungen, Bevölkerungs- und Haushaltsstruktur in der Kirchgemeinde Emmen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 17 (1999).
- Preston Blier, Suzanne: Vernacular architecture, in: Christopher Tilly et al. (Hg.): *Handbook of Material Culture*, London 2006, S. 230–254.
- Prown, Jules David: Mind in matter. An introduction to material culture theory and method, in: *Winterthur Portfolio* 17/1 (1982), S. 1–19.
- Ragetti, Jürg, Bigna Barandun: Architekturrundgang Filisur. Beitrag zur Geschichte von Siedlung und Bauten von Filisur, in: *Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur*, Heft 4 (2005), S. 299–330.
- Raphael, Lutz: Die Erben von Bloch und Febvre. *Annales-Geschichtsschreibung und Nouvelle Histoire in Frankreich, 1945–1980*, Stuttgart 1994.
- Rees, Anke: *Das Gebäude als Akteur. Architekturen und ihre Atmosphären*, Zürich 2016.
- Reulecke, Jürgen (Hg.): *Geschichte des Wohnens*, Bd. 3, 1800–1918: Das bürgerliche Zeitalter, Stuttgart 1997.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: *Die Familie (Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 3)*, Stuttgart 1855.
- Riello, Giorgio: Things that shape history: material culture and historical narratives, in: Harvey, Karen (Hg.): *History and Material Culture. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources*, London 2009, S. 24–47.
- «Things seen and unseen». The material culture of early modern inventories and their representation of domestic interiors, in: Paula Findlen (Hg.): *Early Modern Things. Objects and their Histories, 1500–1800*, London 2013, S. 125–151.
- Rippmann, Dorothee, Alfred Perrenoud: Haushalt, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 3. 12. 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7985.php (1. 7. 2016).
- Ritzmann-Blickenstorfer, Heiner (Hg.): *Historische Statistik der Schweiz*, Zürich 1996.
- Roche, Daniel: *Histoire des choses banales. Naissance de la consommation dans les sociétés traditionnelles (XVII^e–XIX^e siècle)*, Paris 1997.
- Rohr, Christian: *Historische Hilfswissenschaften. Eine Einführung*, Wien 2015.
- Roth, Martin: *Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution*, Berlin 1990.
- Sabean, David Warren: *Property, Production, and Family in Neckarhausen, 1700–1900*, Cambridge 1990.
- Sabrow, Martin: *Erinnerungsorte der DDR*, München 2009.
- Saldern, Adelheid von: *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*, Bonn 1995.
- Samida, Stefanie, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn: *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014.
- Sandgruber, Roman: Gesindestuben, Kleinhäuser und Arbeiterkasernen. Ländliche Wohnverhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert in Österreich, in: Lutz Niethammer (Hg.): *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, Wuppertal 1979, S. 107–132.
- Sarti, Raffaella: The material conditions of family life, in: David I. Kertzer, Marzio Barbagli (Hg.): *The History of the European Family*, Bd. 1: *Family Life in Early Modern Times, 1500–1789*, New Haven 2001, S. 3–24.
- *Europe at Home. Family and Material Culture, 1500–1800*, New Haven 2002.

-
- Ländliche Hauslandschaften in Europa in einer Langzeitperspektive, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Ein Handbuch, Berlin, Boston 2015, S. 175–195.
 - Scheitlin, Daniel: *Contribution à l'étude de la population urbaine suisse: 1200–1850*. Constitution d'une banque de données et analyse des résultats, unveröffentlichte Lizenziatsarbeit Universität Genf, Bd. 1, Genf 1985.
 - Schelbert, Urspeter: *Bevölkerungsgeschichte der Schwyzer Pfarreien Freienbach und Wollerau im 18. Jahrhundert*, Zürich 1989.
 - Schenk, Frithjof Benjamin: Der «spatial turn» und die Osteuropäische Geschichte, in: *H-Soz-Kult*, 1. 6. 2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2006-06-001> (12. 4. 2015).
 - Schillig, Anne: Häuser als Quellen historischer Forschung. Chancen, Grenzen und Perspektiven transdisziplinärer Ansätze, in: Ballenberg, Freilichtmuseum der Schweiz (Hg.): *Ballenberg. Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz*, Bern 2019, S. 99–109.
 - Schläpfer, Walter: *Wirtschaftsgeschichte des Kantons Appenzell Ausserrhoden bis 1939*, Gais 1984.
 - Schlereth, Thomas J.: *Material Culture Studies in America, 1876–1976*, in: ders. (Hg.): *Material Culture Studies in America*, New York 1999, S. 1–79.
 - Schluchter, André: *Die Bevölkerung der Schweiz um 1800. Eine Auswertung der Helvetischen Volkszählung von 1798 und anderer zeitnaher Erhebungen, mit Einbezug der Bevölkerungsentwicklung bis 1980*, Bern 1988.
 - *Das Gösgeramt im Ancien Régime. Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft einer solothurnischen Landvogtei im 17. und 18. Jahrhundert*, Basel 1990.
 - Schmidt-Funke, Julia: *Städtische Wohnkulturen in der Frühen Neuzeit*, in: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.): *Das Haus in der Geschichte Europas*. Ein Handbuch, Berlin, Boston 2015, S. 215–233.
 - Schnyder-Burghartz, Albert: *Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700*, Liestal 1992.
 - Schöne, Anja: *Alltagskultur im Museum. Zwischen Anspruch und Realität*, Münster 1998.
 - Schürmann, André: *Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Appenzell 1974.
 - Schürmann, Markus: *Appenzell Innerrhoden*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 11. 5. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7475.php (13. 9. 2017).
 - Schwab, Dieter: *Familie*, in: Otto Brunner et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 253–301.
 - Schwab, Hans: *Das Schweizerhaus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung*, Aarau 1918.
 - *Hausforschung*, in: *Heimatschutz* 20 (1925), S. 33–43.
 - Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein (Hg.): *Das Bürgerhaus in der Schweiz*, 30 Bände, Zürich, Leipzig 1910–1937.
 - (Hg.): *Das Bürgerhaus in der Schweiz*, Bd. XII: *Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden*, 1. Teil: *Südliche Talschaften*, Zürich 1923.

- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Bde. 2, 6, 12, Frauenfeld 1891/1905/1884.
- Schweizerisches Landesmuseum (Hg.): Familien. Alles bleibt, wie es nie war, Zürich 2008.
- Segalen, Martine: Material conditions of family life, in: David I. Kertzer, Marzio Barbagli (Hg.): *The History of the European Family*, Bd. 2: Family Life in the Long Nineteenth Century, 1789–1913, New Haven 2002, S. 3–40.
- Selle, Gert: *Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens*, Frankfurt am Main, New York 1999.
- Sénécheau, Miriam, Stefanie Samida: *Living History als Gegenstand Historischen Lernens. Begriffe – Problemfelder – Materialien*, Stuttgart 2015.
- Sennett, Richard: *The Fall of Public Man*, New York 1978.
- Seyer, Dieter: *Die Geschichte des Ofens. Zur Entwicklung der Öfen in Westfalen*, Münster 1983.
- Siegrist, Hannes, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka (Hg.): *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt am Main 1997.
- Stauffacher, Hans Rudolf: *Herrschaft und Landsgemeinde. Die Machtelite in Evangelisch-Glarus vor und nach der Helvetischen Revolution*, Glarus 1989.
- Steedman, Carolyn: What a rag rug means, in: *Journal of Material Culture* 3/3 (1998), S. 259–281.
- Stone, Lawrence: History and the social sciences in the twentieth century, in: Charles F. Deltzell (Hg.): *The Future of History*, Baltimore 1977, S. 3–42.
- *The Family, Sex and Marriage in England, 1500–1800*, New York 1977.
- Style, Colin, O-Ian Style: *House Histories for Beginners*, Chichester 2006.
- Tanner, Albert: *Spulen – Weben – Stricken. Die Industrialisierung in Appenzell Ausser rhoden*, Zürich 1982.
- *Arbeit, Haushalt und Familie in Appenzell-Ausserrhoden. Veränderungen in einem ländlichen Industriegebiet im 18. und 19. Jahrhundert*, in: Josef Ehmer, Michael Mitterauer (Hg.): *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*, Wien 1986, S. 449–494.
- Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): *Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit (Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 4)*, Münster 1985.
- Thomi, Samuel: Knatsch im Idyll: Ist die Idee des Freilichtmuseums Ballenberg bereits Geschichte?, in: *Aargauer Zeitung*, 14. 4. 2018, www.aargauerzeitung.ch/schweiz/knatsch-im-idyll-ist-die-idee-des-freilichtmuseums-ballenberg-bereits-geschichte-132430176 (5. 5. 2018).
- Tilley, Christopher et al. (Hg.): *Handbook of Material Culture*, London 2006.
- Introduction, in: ders. et al. (Hg.): *Handbook of Material Culture*, London 2006, S. 7–13.
- Trösch, Erich: Thurgau, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, 22. 5. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7393.php (25. 9. 2017).
- Wall, Richard, Jean Robin, Peter Laslett (Hg.): *Family Forms in Historic Europe*, Cambridge 1983.

-
- Weatherill, Lorna: *Consumer Behaviour and Material Culture in Britain, 1660–1760*, London 1993.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main 1974.
- Weiss, Richard: *Volkskunde der Schweiz. Grundriss*, Erlenbach-Zürich 1946.
- *Häuser und Landschaften der Schweiz*, Erlenbach-Zürich 1959.
- Wicki, Hans: *Bevölkerung und Wirtschaft des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert*, Luzern 1979.
- Wiegelmann, Günter: «Materielle» und «geistige» Volkskultur. Zu den Gliederungsprinzipien der Volkskunde, in: *Ethnologie Europaea* 4/1 (1970), S. 187–193.
- Wilson, David M.: *The British Museum. A History*, London 2002.
- Wolf, Peter: Dingliche Relikte, in: Michael Maurer (Hg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. IV: Quellen, Stuttgart 2002, S. 126–144.
- Wörner, Martin: *Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900*, Münster 1999.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.): *Geschichte des Wohnens*, 5 Bände, Frankfurt am Main 1996–1999.
- Zedler, Johann Heinrich: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bde. 9, 12, Leipzig 1735.
- Zumkeller, Dominique: *Le paysan et la terre. Agriculture et structure agraire à Genève au XVIII^e siècle*, Genève 1992.
- Zurfluh, Anselm: *Une population alpine dans la Confédération. Uri aux XVII^e–XVIII^e–XIX^e siècles*, Paris 1988.